

FRANK WEDEKIND  
AUSGEWÄHLTE WERKE



45-  
net

**MOUNT UNION COLLEGE**  
**LIBRARY**

Book No. 832.91 - W389a

Accession No. 33512

Gift of Carnegie Corporation

Fund













Digitized by the Internet Archive  
in 2023 with funding from  
Kahle/Austin Foundation

WEDEKIND / AUSGEWÄHLTE WERKE

ERSTER BAND









*FRANK WEDEKIND*

**AUSGEWÄHLTE WERKE**

*In fünf Bänden*

*herausgegeben von Fritz Strich*

---

*BEI GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN*

1 9 2 4

FRANK WEDEKIND

AUSGEWÄHLTE WERKE

*Gedichte / Prosa*

*Frühlings Erwachen*

---

BEI GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN

1924  
wge

333.10

1924

33512

1.—10. TAUSEND. COPYRIGHT 1923 BY GEORG MÜLLER VERLAG A.-G., MÜNCHEN

Printed in Germany



---

## EINLEITUNG

### I

Daß sich eine für weite Kreise bestimmte Auswahl von Wedekinds Werken heute als eine Notwendigkeit erweist, ist ein Zeugnis für eine allgemeine Verwandlung des Geistes, die sich in unserer Zeit vollzog. Es ist noch gar nicht lange her, daß seine Dichtungen vom Publikum, wenn es sie überhaupt zu Gesicht bekam, verspottet, von der Kritik totgeschwiegen, von der Zensur verboten und vom Staatsanwalt verfolgt wurden. Heute aber steht er als einer der ganz wenigen da, welche die einst umjubelten und doch so vergänglichen Größen der letzten Generation überdauerten und aus dem festen Bestand des deutschen Geistes nicht mehr fortzudenken sind. Während die Werke seiner Generation von Tag zu Tag verblassen, weisen die seinen schon heute jenes endgültige und ruhende Gepräge auf, welches die Züge des überzeitlichen Geistes ausmacht.

Aber es ist nicht nur dieses, was seine Lebendigkeit bewirkt. Die junge Generation vielmehr liebt ihn und ehrt ihn als ihren Ahnen, der ihr vorgelitten, vorgekämpft hat und ihr unendlich viel an Wunden und Bürden abnahm, so daß ihr eigener Schritt nun freier, rhythmischer, beschwingter sein kann und sie selber singen darf, wo er noch reden und rufen mußte. Ja selbst in dem Beifall des heutigen Publikums, das

seine Dramen beklatscht, wie das untergehende Rom die Gladiatorenkämpfe und Raubtierhetzen beklatschte — selbst in diesem unreinen Feuer flackert noch ein Funke jenes befreiten und schöneren Lebens, das Wedekind entfachen half.

Was ihn aber zum Vorkämpfer und Ahnen der jungen Generation macht, das war — mitten in der Zeit des blühenden und triumphierenden Naturalismus — sein Kampf gegen den Naturalismus in Leben und Kunst. Es ist fast wie ein Wunder anzusehen, daß er dieser Bewegung von Anfang an nicht einen Augenblick verfiel, obwohl er rings und in seiner nächsten Nähe von ihr umgeben war. Als ein Einzelner und Einsamer und um den Preis der Verkennung und Verhöhnung nahm er auf sich, was heute einer ganzen Generation gemeinsam und selbstverständlich ist. Er gehörte in seiner Jugend dem Züricher Kreis von naturalistischen Fanatikern an, zu dem auch Gerhart Hauptmann gehörte. Die Frucht dieses Umgangs war die schärfste Satire, die je gegen den Naturalismus losgelassen wurde: seine Komödie: Kinder und Narren. Er hatte in München zu Michael Georg Conrad, dem Führer des süddeutschen Naturalismus, in Berlin zu den Brüdern Hart, Bölsche und Bruno Wille Beziehungen. Hartleben, Bierbaum, Halbe waren seine Freunde. Aber niemand vermochte ihn der naturalistischen Bewegung zu öffnen. Es war, als ob er um seiner höheren Sendung willen in sich selber abgeschlossen war und einsam bleiben mußte. Es ist erstaunlich, wie er von Anfang an die „Windigkeit“ und „Plattheit“ dieser „ebenso anspruchsvollen wie geistesarmen Philisterkunst“ durchschaute. Seine Abneigung und sein Kampf gegen Gerhart Hauptmann, der sein ganzes

Leben durchzieht, wird als eins der wichtigsten Phänomene jener Zeit in der Geschichte der Dichtung dauern. Es ist ein Kampf von jener Art, wie er einst von Kleist gegen Goethe geführt wurde, und wie Kleist dem ruhmgekrönten Olympier, so wollte Wedekind dem erfolgreichsten Dichter seiner Zeit den Kranz von der Stirne reißen, nicht aus Neid und Mißgunst, sondern weil er sich, wie Kleist, so anders fühlte als der Liebling des Glückes, und diesem Anderssein ein eben solches Recht zusprach und die Sendung in sich fühlte, es durchzusetzen, wenn auch sein Schicksal dadurch tragisch wurde.

Ja, auch die neue Forderung Wedekinds gemahnt an Kleist. Er warf dem Naturalismus vor, daß er den Menschen nur als zahmes und gesittetes Haustier kenne, eingefangen in die Bedingtheit des Milieus, geschwächt von seelischen und sozialen Problemen. Seine Helden sind Männer, die keine Kinder machen und Weiber, die keine gebären können. „Der eine Held kann keinen Schnaps vertragen, der andre zweifelt, ob er richtig liebt.“ (Die Beziehung auf Hauptmanns Dramen kann nicht deutlicher sein.) Sozialismus, Frauenemanzipation, Vererbungstheorie und seelische Problematik hatte die naturalistische Dichtung zu einer „pedantischen Gouvernante“ gemacht. Wedekind aber stellt dem Naturalismus die Natur entgegen. „Kehre zur Natur zurück“: dies Motto seiner antinaturalistischen Komödie kann als Motto seines ganzen Lebenswerkes gelten. Er setzte an die Stelle des Haustieres wieder das wahre, wilde, schöne Tier. Das von Milieu und Augenblick bedingte Menschentum des naturalistischen Dramas machte in seiner Dramatik zum ersten Male wieder dem ganz elementaren, naturhaften und nicht von

außen, sondern nur durch sich selbst bedingten Menschen Platz. Alle Abgründe der menschlichen Natur, die von der bürgerlichen Zivilisation so ängstlich verdeckt gehalten wurden, brachen in seiner Dichtung auf und wiesen ihr gefährliches Geheimnis. Denn das war es: Wedekind erkannte scharfen Auges den Zusammenhang der naturalistischen Dichtung, mochte sie sich auch noch so revolutionär gebärden, mit der bürgerlichen Zivilisation, die damals in ihrer Blüte stand. Er sah, daß die naturalistische Bewegung nicht ein neues unbürgerliches Menschentum erstrebte, sondern den bürgerlichen Kreis nur noch erweitern und in ihn einfangen wollte, was noch außerhalb stand oder ausgebrochen war.

Auch Ibsen, der ja damals gerade Gegenstand des allgemeinen Kultus und Vorbild der deutschen Dichtung war, wurde von Wedekind zuerst in seiner Schwächlichkeit erkannt. Er durchschaute, daß Ibsens seelische und soziale Problematik dem Menschen alle elementare Kraft und Größe und damit auch die Tragik seines Schicksals raube. Ibsens Gestalten, so sagte er, haben keine Rasse: er hatte keinen Sinn für Schönheit, Sinnlichkeit, für Heiligkeit der Leidenschaft, Untrennbarkeit von Seele und Leib, für Selbstbewußtsein und wahre Menschenwürde. Für Wedekind aber fing erst da die Schönheit an, wo die Rasse beginnt. „Alles was darunter steht, ist schlechtes Menschenmaterial, ist nicht der Beachtung wert, ist uninteressant.“

Dazu nun kommt noch ein anderes. Wedekind protestierte auch gegen die Form der naturalistischen Dichtung, wie die von Ibsen. Er stellte der nur abspiegelnden und wiederholenden Form des Naturalismus, die-

sem Dokument einer erschlafften, willensgelähmten, unschöpferischen Zeit eine neue Form entgegen, die von einem fordernden, wollenden und schaffenden Geiste zeugt. Seine Kunst entsteht aus einem starken, ja fanatisch besessenen Ethos. Schiller war nicht umsonst sein Lieblingsdichter. Aber das Ethos machte ihn nicht unfrei. Er warf dem Naturalismus seine „grauenvolle Humorlosigkeit“ vor. Er selbst bewahrte aller Wirklichkeit gegenüber jene souveräne Freiheit des Geistes, die er in einer neuen, grotesken Form des Dramas zum Ausdruck brachte, und seine das Wesen scharf herausholende, Atmosphäre, Milieu und Begleitung verachtende Gestaltung arbeitete dem expressionistischen Stile vor. Wie aber die naturalistische Schilderung, so war ihm auch der Ibsensche Symbolismus zuwider. Wenn jener die Kunst entgeistete, so entkörperperte dieser sie. Beides aber ist dem lebendigen Kunstwerk gleichermaßen feindlich. Ein Wort, das etwas anderes „bedeutet“, als es sagt, eine Gestalt, die sich erst durch einen geistigen Sinn, nicht durch sich selber rechtfertigt, war ihm verhaßt. Er war so wenig Spiritualist wie Photograph.

Noch einer stand damals wie er gegen den Naturalismus und die symbolische Entkörperung: Stefan George, und so seltsam es zunächst auch klingen mag: Diese beiden polar entgegengesetzten Menschen- und Künstlertypen, Wedekind und George, gehören doch als die ersten Kämpfer gegen den Naturalismus und seine ersten Ueberwinder zusammen. Sie traten auch ganz gleichzeitig auf und beide erlebten die Tragik einer ungeheuren Einsamkeit, die sich um sie breitete, weil sie in solcher Zeit das Schicksal hatten, Dichter und Schöpfer zu sein.

Aber freilich: welch ein Unterschied auch. George entzieht sich seiner naturalistischen Zeit und flieht in ein Reich der Schönheit, das er sich selbst erbaut, in dem er sicher ist vor allem Ansturm der Zeit, wie in einer Burg oder einem Tempel. Dort herrscht er unentwehrt und unentstellt von Zeitlichkeit als König und als Priester. Es ist seine Größe und doch auch seine Schwäche, daß er sich so der Zeit entzog, um rein zu bleiben. Wedekind aber: er stürzt sich mitten in die Zeit und auf die Zeit. Er flieht sie nicht und scheut sich nicht, von ihr beschmutzt und entwehrt zu werden. Denn er hat das Bewußtsein einer tragischen Sendung und Verantwortung, die es ihm nicht erlaubt, sich rein zu halten um den Preis der Flucht. Sein Schicksal wirklich ist um nichts weniger tragisch als Georges Einsamkeit. Es ist vielleicht um vieles tragischer. Er fühlt sein Königtum und weiß: in dieser demokratisch-bürgerlichen Zeit, die keinen Sinn für Adel und Rasse hat, verhallt die königliche Stimme. Wenn ein König gehört sein will und seine Sendung erfüllen will, so muß er in einer Maske erscheinen. Wedekind nahm die Maske des Narren und des Clowns an, um so die Masken- und Narrenfreiheit zu haben, seinem bürgerlichen Publikum die Maske vom Gesicht zu reißen. Dieses Publikum, so weiß er, will sich amüsieren. So soll es denn lachend die Wahrheit hören müssen. Er nahm dies Gelächter auf sich, obwohl er furchtbar unter ihm gelitten hat. Sein Drama „So ist das Leben“ stellt seine eigene Tragödie dar: die Tragödie eines Königs, der verbannt und unerkant, die Rolle eines Königs unter dem Gelächter des bürgerlichen Publikums spielt und als Hofnarr des Bürgers endet. Ein faustischer Mensch ferner muß in dieser Zeit, wenn



er nicht flieht, die Rolle des Mephisto spielen. Denn faustisch ist sein Trieb: alles zu erleben, zu erleiden, zu genießen. Er kann sich nicht wie George vom „Boten des schönen Lebens“ leiten lassen, des nur schönen. Die Muse ist ihm, wie es Vergil für Dante war, Führerin durch alle Qual der Hölle. Aber sie führt ihn freilich nicht zum Paradiese hin. Er wird auch nicht wie Faust erlöst und will die Erlösung nicht. Er senkt sich in den Abgrund des unergründlichen Lebens, vor dem der bürgerliche Mensch sich schauernd und angstvoll bekreuzigt, und weil er seinen Gott nicht dort findet, wo seine Zeit ihn findet, ist er der Widersacher und Mephisto, und er, der einmal von sich sagte, daß er wohl ohne Kunst, aber nicht einen Augenblick ohne Religion zu leben vermöchte, muß es auf sich nehmen, daß alles, was er als seine ernsteste und heiligste Ueberzeugung aussprach, als Verspottung und Entheiligung der göttlichen Dinge gebrandmarkt wurde. Es war seine eigene Natur, die er in seinem Mysterium Franziska gestaltete, diesem Drama eines weiblichen Faust, der nie befriedigt noch die Grenze des eigenen Geschlechtes niederreißen möchte, um alles, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, ungeteilt in sich selbst zu erleben. Er ist gewiß auch der Gegenspieler, Veit Kunz, und ist auch der Marquis von Keith, der ursprünglich „Der gefallene Teufel“ hieß, und der Marquis Casti Piani im „Totentanz“, den er zunächst „Mephistos Tod“ nennen wollte. Aber man darf nicht unbeachtet lassen: wie er hier immer den Zusammenbruch einer mephistophelischen Weltanschauung vor der faustischen Sehnsucht darstellt. Der faustische Trieb war doch zu tiefst in ihm und ließ sich durch die mephistophelische Ver-

neinung nicht beruhigen, daher ihn immer wieder dieses Problem beschäftigte.

Ein Schöpfer endlich und Gestalter, dem eine Lulu, ein Keith und Hetmann gelang, muß in seiner Zeit zum Moralisten werden. Dies ist die dritte Form seiner Tragik. Denn diese Zeit hatte kein Auge für Gestalt und kein Ohr für Gesang. Es ging ihm wie Nietzsche, von dem George sagte: sie hätte singen, nicht reden sollen, diese neue Seele. Aber die Zeit war mit Gesang nicht zu ergreifen, wenn nicht mit Bänkelsang, und so wurde Wedekind ja wirklich zum Bänkelsänger und es war sein tiefster Schmerz, daß man ihn nur hören wollte, wenn er zur Gitarre sang, und seine wahre Verkündigung überhörte. Aber auch diese wurde durch die Taubheit seiner Generation zu jener Ueberdeutlichkeit gesteigert, welche gewiß die größte Schwäche seiner Dichtung ist. Er glaubte sein neues Erlebnis und Bekenntnis nicht deutlich genug aussprechen zu können, weil er immer fürchtete, daß man ihn nicht verstehe, und so ging sein Ethos nur allzu oft nicht restlos in Gestalt und Form auf, obwohl er die Kraft der Gestaltung wahrlich hatte, und indem es Rede wurde, wurde Ethos zur Moral, ein seltsames Schauspiel bei diesem Kämpfer gegen Moralität.

Welches aber war der Inhalt seiner neuen Forderung und die Vision des neuen Lebens, die er hatte? Auch hier ist seine tragische Entstellung durch die Zeit nicht zu verkennen. Auch er wollte wie Stefan George den düsteren Naturalismus durch einen Strahl von Hellas verscheuchen. Ein neues Griechentum schwebte vor seiner schönheitsdurstigen Seele. Was aber George im Reich der zeitlosen Gestalten fand, das suchte Wedekind, der schicksalshaft mit seiner Zeit verbunden war,

in dieser Zeit und fand es hier in jener grotesken Verzerrung, welche alles Große in ihrem Spiegel annahm. Ein neues Menschentum von Adel und Schönheit, von Anmut und Mut, von Zucht und Kraft, elastisch, meisterlich und wagend, stand ihm als Ideal vor Augen. Er fand es dort, wo es in dieser Zeit noch seine letzte Zuflucht hatte, in einem letzten Rest noch erhalten schien, entstellt, entweiht und bis zur Karikatur verzerrt und doch noch Rest eines einst griechischen Menschentums: in der Welt des Zirkus und Varieté. Der griechische Wettkämpfer als Kunstreiter und entgeisteter Athlet. Er fand es in der Welt, die jenseits der bürgerlichen Gesellschaft liegt, den von ihr ausgestoßenen und entrechteten Gestalten. Der Mann, der Freude und Glück schaffen will: als Mädchenhändler. Die griechische Hetäre, die dem Dienst des Eros lebt: als Dirne. Die Welt der Freude: als Freudenhaus. Dies wurde aus dem Griechentum im Zerrspiegel einer entgötterten Zeit, und so wurde auch die Form des Dichters, der es retten und gestalten wollte, zur Groteske. Jetzt steht das Publikum vor seinen Dramen, wie das untergehende Rom vor den Raubtierhetzen und Gladiatorenkämpfen der Arena, und wirklich: diese Zeit, welche das Theater zum Zirkus macht, hat große Ähnlichkeit mit jenem Ausgang der Antike. Was aber damals Ende und Entweihung eines einst heiligen Olympia war, Aufpeitschung müde gewordener Nerven, wird nun bei Wedekind zu einem neuen Anfang und einer neuen Heiligung von längst vergessenen und aus der bürgerlichen Welt verstoßenen Göttern. Der moralischen Problematik des naturalistischen und Ibsenschen Dramas tönt jetzt das hohe Lied einer körperlichen Kunst, einer Heiligung des Leibes, des Rhythmus und

der Schönheit entgegen. Auch in der verzerrten Gestalt des Sexus bleibt der Eros noch erkennbar.

Gewiß: Die Reaktion gegen den überzüchteten Geist und die problematisch zerfressene Seele, gegen eine Moral, welche den natürlichsten und elementarsten Trieb der Usurpation des Geistes opfert, führte nun bei Wedekind zu der nicht minder einseitigen und gefährlichen Uebertreibung des Gegenteils: „Das Fleisch hat seinen eigenen Geist.“ Die Emanzipation der von der bürgerlichen Geistigkeit gefesselten Erotik wurde nicht minder doktrinär als die bürgerliche „Emanzipation der Frau“, die Wedekind so heftig bekämpfte. Die wahrhaft griechische Synthese, die harmonische Einheit von Geist und Leib, diese höchste Form einer menschlichen Kultur, entstand auf diesem Wege nicht. Er verkündigte wohl die Versöhnung von Geist und Leib, von Heiligkeit und Schönheit, Logos und Eros, als die neue Religion, aber der Geist stand hier im Dienste des Eros, war die Intelligenz und Elastizität, welche dem Eros alle Möglichkeiten schafft, sich auszuleben, war nicht das Hellwerden eines dunklen Triebes und nicht die Formung eines Chaos zum Kosmos. Aber man vergesse darüber nicht, daß diese Reaktion gegen die bürgerliche Moralität so notwendig war, wie das junge Deutschland gegen den Spiritualismus der Romantik reagieren mußte.

Es wird kaum daran erinnert werden müssen, daß Wedekind damals einen unmittelbaren Vorkämpfer und Ahnen seiner selbst in Friedrich Nietzsche hatte. Es scheint fast, als wenn er für ihn noch wichtiger geworden ist, als seine Ahnen sonst: Lenz, Kleist, Büchner, Heine, und seine Lieblinge: Cervantes und Casanova. Er lernte Nietzsches Zarathustra auf der Schule

kennen, bildete nach eigenem Zeugnis das Ende von Frühlings Erwachen, den Streit von Tod und Leben, nach seiner Philosophie, und sein Eindruck ist in Hermanns Programm, wie auch in den Tänzen und Rhythmen der Pantomimen unverkennbar. Aber das sind nur Einzelheiten. Die geistige Verwandtschaft wird durch die Aehnlichkeit des Zieles überhaupt bezeugt. Es ist das gleiche Evangelium: Umwertung aller bürgerlichen Werte und Messungen, weil sie dem Leben feindlich sind. Die Heiligung des einen höchsten Wertes: Leben und alles dessen, was sein Ausdruck ist: Rasse, Rhythmus, Schönheit, und dessen, was das Leben schafft: des Eros. Der gleiche Kampf gegen die bürgerliche wie christliche Moralität, gegen Spiritualismus und Sozialismus. Wie Nietzsche so vertritt Wedekind entgegen seiner Zeit und ihrer sozialen Forderung das Recht auf sich selbst, und er schöpft dieses Recht aus dem Geist des schaffenden Eros selbst. Denn dieses ist sein eigentlichstes und eigentümlichstes Erlebnis: daß der Eros nicht gleich der Liebe ist und gar nichts mit Altruismus zu tun hat. Die seltsame und tragische Einsamkeit, welche um die Gestalten Wedekinds ist, wie sie um ihn selber war, ist nur die Konsequenz dieses Erlebnisses. Wenn seine Menschen einmal helfende Menschen sind, so geht ihre Liebe gegen die Natur, wie die der Geschwitz in der Büchse der Pandora, oder ihre Hilfe ist nichts als eine unlebendige, moralische Forderung, wie bei Ernst Scholz im Keith, oder sie ist bürgerlich wie in Molly.

Aber seine starken eroshaltigen Menschen sind unentrinnbar in sich selbst gefangen und kommen niemals über sich selbst hinaus. Sie sind aus Schicksal einsam, weil der Eros einsam macht. Keine Brücke führt hier



von Mensch zu Mensch und keine Stimme trägt über den Abgrund zwischen ihnen. Die Menschen eines Wedekindschen Dramas sprechen alle nur wie zu sich selbst und alle aneinander vorbei. Ein neuer Stil des Dramas bildet sich daraus, eine dramatische Kontrapunktik, welche die Stimmen für sich und nebeneinander führt: Es ist nur die nach außen hin hörbar werdende Einsamkeit dieser Menschen. Wedekind selbst glaubte einmal den wesentlichen Unterschied zwischen sich und Gerhart Hauptmann und den Grund für Hauptmanns ungeheuren Erfolg in Hauptmanns „großer Liebe“ zu finden, die ihm selbst nicht gegeben war, und er hatte recht. Nur darf man nicht vergessen, daß der Mangel auch die Quelle einer großen und tiefen Tragik war. Auch darin zeigt sich Wedekind als Nietzsches Verwandter, daß er zum ersten Male wieder — vielleicht seit Hebbel — eine Tragik zeigt, welche nicht eine Tragik des Milieus ist, der äußeren, zufälligen Bedingungen, nicht eine zu heilende und durch Verwandlung des Milieus zu lösende, sondern eine unheilbare und unversöhnliche, weil sie in der menschlichen Natur und mehr als das: in der Natur des Lebens überhaupt gegründet ist. Denn der Wille zum Leben selbst — und der Eros ist nichts anderes — trägt in sich selbst das tragische Schicksal.

Man kann die Elemente dieser Tragik deutlich sehen. Das erste ist jene Einsamkeit, in welche gerade der Trieb des Eros den Menschen zwingt. Das zweite ist die nie gestillte, ewig unbefriedigte Sehnsucht dieses Triebes, seine faustische Natur, die ohne Rast und Ruhe durch das Leben peitscht. Sie ist in Lisiska (Totentanz) und in Franziska gestaltet. Das dritte ist die innere Notwendigkeit zur Zerstörung, die dem Eros



innewohnt: daß er sich selbst und alles um ihn her, das er ergreift, zerstören muß. Es ist das Schicksal Lulus, dieses Leib und Weib gewordenen Eros. Denn nicht, daß dieses wilde schöne Tier von der bürgerlichen Gesellschaft eingefangen und von ihr zugrunde gerichtet wird, macht die Tragik dieses Schicksals aus, sondern daß sie — von außen her durch nichts, durch kein Erlebnis, kein Gefängnis, keinen Mord verwandelbar — sich selbst von innen her zerstört und alles, was in den Bannkreis ihres Dämons kommt. Sie selber wechselt nur die Kleider und Kostüme und kehrt immer, was ihr auch begegnet ist, zu ihrer Bestimmung zurück. Sie kann niemals darüber hinaus, weil alles sich unbewußt in ihr vollzieht. Sie weiß nicht, ob Liebe, Wahrheit, Seele in ihr ist. Sie erfüllt ihr Schicksal. Das letzte endlich: daß der Eros nicht nur zerstört, sondern auch entwürdigt und entweiht. Es ist das Schicksal der Helden, Simsons und des Herakles. Aber das erst macht Wedekind zu einem tragischen Dichter in einer untragischen Zeit und das erst macht seine Aehnlichkeit mit Nietzsche endgültig, daß er den Eros und das Leben um seiner Tragik willen nicht verneint oder auch nur beweint, sondern es gerade um seiner Tragik willen bejaht und bejubelt. Nie hat ein Dichter anbetender vor dem Leben gestanden als er und nie einer inbrünstiger das Leid des Eros auf sich genommen. Ja, sein letztes Drama: Herakles gestaltet das Erlebnis: daß auch die große Tat und die Kraft zur Sendung nur aus dem Leid des Eros kommt und der Kampf der Geschlechter, in dem der Held entwürdigt wird, doch auch die ebenso furchtbare, wie fruchtbare Spannung erzeugt, welche das Leben heldisch

macht. Denn der Eros gibt dem Leben die Kraft sich zu steigern.

Hier liegt denn auch der Unterschied Wedekinds von jenem Dichter seiner Zeit, den man immer mit ihm zusammen zu nennen gewohnt ist: von August Strindberg. Gewiß: ihr Urerlebnis, diese Qual am Weib und der schicksalhafte Zwang zum Weib ist ihnen gemeinsam, und auch Strindbergs Drama hat nicht die naturalistische Tragik des sozialen Milieus, sondern die ewig menschliche, mythische: des Eros. Sie beide erleben im Weib den Geist der Erde, das an die Erde fesselnde Prinzip. Was aber Wedekind als ein wahrhaft tragischer Mensch bejaht und bejubelt, das verneint und bejammert Strindberg. Er flieht, vielmehr: er sucht Erlösung und geht in seinen Dramen, wie in seinem Leben den Passionsweg, welchen die Seele durch die Hölle und das Fegfeuer des Eros gehen muß, um zum Paradies der Liebe zu gelangen. Auch er sieht die Feindschaft zwischen Eros und Liebe. Aber er will die Liebe auf den Thron des Eros setzen und aus dem Helden den Heiligen machen. Zwischen ihm und Wedekind hat sich der gleiche Riß aufgetan, der sich zwischen Nietzsche und Wagner auftat. Sie beten zu verschiedenen Göttern: Dionysos und Christus. So mußte auch Wedekinds dramatische Form eine andere sein: nicht Passionsweg, sondern Heldenlaufbahn, und nicht Legende, sondern Mythos. Von Anfang an haben seine Dramen in einer mythenlosen Zeit den Geist des Mythos in sich, weil sie Endgültiges, Unüberwindbares gestalten. Nur geben sie dem mythischen Gehalt die Form und das Gewand der Zeit. Ein moderner Mythos könnte seine Lulu heißen, wie er Franziska ein modernes **Mysterium** nannte. Man kann Lulu auch Eva und

Pandora rufen. Sie ist im Grunde namenlos, ein ewiges Prinzip, eine Urgestalt. Aber am Ende seines Weges steht in denkwürdiger Konsequenz der wirklich biblische und griechische Mythos: Simson und Herakles, und dieses letzte seiner großen Dramen schreitet feierlich und groß in antik gemessenen Rhythmen daher. — —

Man würde Wedekind nun freilich als Mensch und Dichter mißverstehen, wenn man ihn selbst für einen so vitalen und das Leben meisternden Menschen nehmen würde, wie er als sein Ideal vor seiner Seele stand. Die Sehnsucht war es, welche dieses Ideal gestaltete. Es war etwas in ihm selbst, was ihn dem Leben nicht gewachsen machte, wie es auch in Lenz und Büchner und Nietzsche war. Denn nicht nur, daß er in dieser bürgerlichen Zeit nicht wahrhaft leben konnte. Er war in sich selbst zerrissen und gebrochen. Dieser Schreck der Bürger hatte in sich selbst ein bürgerliches Element, das er niemals überwunden hat, ein Bedürfnis nach Ruhe, Geborgenheit und Sicherheit. Er fühlte seine lange Ausgestoßenheit aus der bürgerlichen Gesellschaft als einen Schmerz und kämpfte wie sein Marquis von Keith darum, wieder in sie aufgenommen zu werden. Die Ehe öffnete ihm den Weg zu diesem Ziel. Wenn er das Leben bis in seine letzte, abgründige Tiefe zu erleben trachtete, so geschah es fast, wie bei seinem Freunde Ernst Scholz, mehr aus einem moralischen Pflichtgefühl als aus vitalem Trieb. Wenn er sich als Dichter und Darsteller ohne Scham zur Schau stellte, so darum, weil er die Scham als das Produkt der bürgerlichen Zivilisation erkannt hatte, nicht weil er wirklich ohne Hemmung war. Er vermochte es auch nie, sich ganz und ohne Rest dem Leben hinzugeben.

Er blieb auch im Genuß noch: wissend, zuschauend und skeptisch. Gab ihm doch die eigene, schwere und zur Korpulenz neigende Gestalt, der Mangel an Rhythmus, Elastizität und Gelöstheit, den er durch Gymnastik doch nur bis zu einem kleinen Grad zu überwinden vermochte, das schmerzliche Gefühl, nicht selbst zu sein, was er als menschliches Ideal verkündete und gestaltete. Er selbst ist Hetmann, der die Moral der Schönheit kündet und dem von ihm gegründeten Verein zur Züchtung von Rassemenschen doch selbst nicht angehören darf, weil er ein Krüppel ist. Eine heimliche Angst, die er durch eine äußerste Korrektheit und Formalität auch den ihm zunächst stehenden Menschen gegenüber zu bewältigen und zu verhüllen suchte, sprach aus jeder seiner Bewegungen, seinem Gang und seinen Augen. Er hielt zu Welt und Menschen peinliche Distanz. Er glaubte wohl den Fluch der Lächerlichkeit, den er so oft in seinen Dramen gestaltete, auch auf sich selbst zu fühlen, eben weil er nicht selber war, was er zum Evangelium machte. Er, der Elastizität und Leichtigkeit im Nehmen von Hindernissen als Anfang und Ende aller Lebensmeisterschaft nicht müde wurde zu verkünden, hat sich das Leben so schwer gemacht, so mit sich selbst und mit der Welt gerungen, wie kaum ein zweiter, deutscher Dichter. Er haßte Problematik, weil sie dem Leben feindlich ist, und alles wurde ihm zum Problem.

Zwei Seelen wohnten in dieser, auch darin faustischen Natur. Sah er doch äußerlich schon halb wie ein Cäsar, halb wie ein Mönch aus. Fanatischer Ernst wechselte auf seinen Zügen mit zynischer Ironie, und geistige Gespanntheit mit sinnlicher Erschlaffung. Es war keine Harmonie in ihm, und noch in seiner dichterischen

terischen Form und Sprache, dieser epigrammatischen, zugespitzten, ja oft abstrakten Ausdrucksweise für ein ganz instinktives, unbewußtes Menschentum ist der Widerspruch da.

Wo findet man ihn selbst in seinen Werken? Er ist Professor Dühning, der sein Leben lang vergeblich um den Erfolg seiner Schöpfung kämpft, weil er die Kunst so heilig hält, daß er dem Leben nicht gewachsen ist, und ist doch auch der Kammersänger selbst, der mit brutaler Intelligenz die Kunst, wie auch das Leben dem Erfolg opfert. Er ist der verstoßene König Nicolo und auch der Bürgerkönig. Er ist Keith und Scholz, Buridan und Prantl, Franziska und Veit Kunz und ist auch endlich Herakles, in dem der Kampf zwischen Gott und Tier sich austobt. Er ist Faust und Mephisto. Man wird ihn niemals eindeutig fassen können. Er war zum Dramatiker geboren, weil sich in ihm selbst ein nie entschiedener Kampf, ein ewiges Drama abspielte. Er zerlegte sich selbst in die Zweiheit seiner dramatisch kämpfenden Gestalten. Seine Dramen sind alle Bekenntnisse seiner selbst. Er spielte ja auch als Darsteller seiner eigenen Helden den Keith so gut wie den Ernst Scholz, und er hat immer nur sich selbst zu spielen vermocht. —

Man findet den Schlüssel zu Wedekinds Kunst vielleicht am leichtesten in seiner Schauspielerei. Wer ihn einmal in seinen Dramen selbst spielen sah, den Kammersänger, den Marquis Keith, Hetmann, Dr. Schön, den verummten Herrn, König Nicolo, wird den Eindruck nie vergessen können. Man nannte ihn törichterweise einen Dilettanten. Es war in Wahrheit eine neue Schauspielkunst. Gewiß: er hatte nicht die naturalistische Gabe der Verwandlung und auch nicht den natu-

ralistischen Willen dazu: auch darin Nietzsches Zeuge, der ja den Schauspieler als den Typus des modernen Menschen verwarf, weil er sich selbst verliert und etwas spielt, was er nicht ist, weil er alles kann, nichts aber muß. Wedekind dagegen blieb auch als Schauspieler immer er selbst. Darum konnte er auch nur seine eigenen Gestalten spielen. Aber selbst in diese verwandelte er sich eigentlich nicht: sondern er kämpfte für sie, setzte sie durch, machte sie deutlich, mit allem Fanatismus, aller Intensität und allem Pathos, das ihm zu Gebot stand. Er blieb als Schöpfer immer in seinen Geschöpfen sichtbar, Drahtzieher und Marionette zugleich. Um ganz deutlich zu sein, scheute er keine Uebertreibung und Verzerrung. Seine einzige Sorge war: ob es auch herauskommt, ob er auch richtig verstanden wird. Er bekannte sich zu seinen Gestalten, indem er sie spielte, und bekannte sich selbst in ihnen. Er machte sich zum Beispiel auf der Bühne und riß sich gerade als Schauspieler die Maske vom Gesicht, anstatt sie anzulegen. All dieses unterschied seine Darstellung von aller naturalistischen Schauspielkunst. Er glaubte nicht mit Unrecht, daß der Widerstand gegen sein dramatisches Werk im Mangel der modernen Schauspielkunst begründet sei, welche seine Gestalten nicht richtig darzustellen vermochte, weil sie, durch Ibsen und Hauptmann verdorben, an die Darstellung eines elementaren Menschentums nicht mehr gewöhnt war. Sie hatte keinen Mut, um die Leidenschaftlichkeit, das Pathos, die Seelenglut seiner Helden zu gestalten. Nur passiv grüblerische Charaktere, nicht aktiv entschlossene, wollende, lagen im Bereich ihrer Möglichkeit. Sie steckte die Hände in die Taschen, kehrte dem Publikum den Rücken und verließ



sich auf Dekoration und Requisiten. Mit ihrem Konversationston war dem Pathos Wedekinds nicht beizukommen. Auch so berühmt gewordene Darstellungen, wie die Lulu der Eysoldt, Dr. Schön Emanuel Reichers erfüllten nicht seine Intention: Die Lulu war raffiniert und pervers, statt ganz naiv, instinktiv und elementar zu sein, Dr. Schön war dekadent, statt eine brutale Raubtierintelligenz. So entschloß sich denn Wedekind, selbst auf die Bühne zu treten und als Darsteller seiner eigenen Gestalten seine Dramen gegen alle Widerstände durchzusetzen. Es ist ihm gelungen: Dem Eindruck dieser Persönlichkeit konnte niemand sich entziehen, so befremdend auch in der Zeit des Naturalismus sein Spiel gewirkt hat.

Die englischen Komödianten, welche einstmals Shakespeare nach Deutschland brachten, müssen etwas von der Art des Wedekindschen Spieles gehabt haben. Diese Entfaltung schauspielerischer Energien, diese Freude am Spiel und an der Buntheit des Theaters, die im Naturalismus sich ganz verloren hatte, die aber auch nichts mit jener Hofmannsthalschen Freude an der Welt des Scheins und Spieles zu tun hat, weil sie nicht aus einer Lebensschwäche, einer Angst vor dem wirklich gelebten Leben kommt, nicht Flucht vor dem Leben in die Welt des Scheins und Spieles war, sondern Steigerung des Lebens und Entfesselung der Lebensenergien, kündigte eine neue Zeit und einen neuen Menschen an.

## II

Man kann oft bemerken, daß bedeutende Persönlichkeiten aus einem Ehebund von sehr gegensätzlichen Naturen hervorgehen. Das Leben bedarf der Spannung und Polarität, um sich zu höherer Form zu steigern.

Man denke nur an Goethes Eltern. Es war ein ähnlicher Gegensatz wie zwischen ihnen, der zwischen Wedekinds Vater und Mutter bestand.

Der Vater, Friedrich Wilhelm Wedekind, hatte die Art seines niedersächsischen Geschlechtes; die Mutter, Emilie Kammerer, war Württembergerin und eine ausgesprochen süddeutsche Natur. Sie war nur halb so alt wie ihr Gatte. Er war ein geistig einsamer, in sich selbst gekehrter, schwerer, ernster Mann, mit einem tiefen Mißtrauen gegen die Kräfte der Phantasie und des Gefühles, der sich nur von festen, allgemeinen Grundsätzen in seinen Handlungen und Entschlüssen leiten ließ. Er war keine produktive Natur, sondern ein Sammler, sammelte Bilder, Bücher, Dosen, Teppiche, Waffen. Seine Stellung zur Kunst als Lebensberuf zeigte sich darin, daß er Emilie vor die Wahl zwischen Kunst und Ehe stellte, und in den heftigen Kämpfen, die er mit Frank um seines schriftstellerischen Berufes willen führte. Seine Leidenschaft war die Politik, die ihn mehr und innerlicher beschäftigte als sein ärztlicher Beruf. Er kämpfte mit Reden und Schriften für sein politisches Ideal: ein einheitliches, freies, demokratisches Großdeutschland. An der Revolution von 1848 hat er tätig teilgenommen. Von ihren Ergebnissen enttäuscht, ging er nach dem Lande der Freiheit und ließ sich in St. Franzisko nieder.

Nach Deutschland zurückgekehrt, konnte er, von der amerikanischen Freiheitsidee erfüllt, den politischen Zustand nicht ertragen, der sich nach dem Kriege 1870/71 bildete. Er haßte Bismarck und wanderte wiederum in eine Republik aus: nach der Schweiz, wo er ein altes und berühmtes Schloß: Lenzburg bei Aarau kaufte, das, voll von historischen Erinnerungen, von

Sagen umspinnen und von Dichtern besungen, hoch über dem kleinen Städtchen gleichen Namens liegt und mit weitem Blick die Gegend beherrscht. — Er war ein Bürger alten Schlages, von jenem freiheitlichen und idealen Bürgertum, das nach 1870 langsam ausstarb.

Die Mutter aber war eine Künstlernatur. Sie war bis zu ihrer Ehe Sängerin, tief musikalisch, aber auch dichterisch tätig und empfänglich und wahrhaft produktiv in ihren Aufzeichnungen, Briefen und auch in ihren Ratschlägen, die so ganz aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe kamen, ein warmes Temperament, ohne die Starrheit von Grundsätzen und Maximen, aber tüchtig und kräftig im Leben und auf dem Boden der Erde stehend, wie einst in der Kunst, so nach der Ehe in Wirtschaft und Erziehung der Kinder aufgehend, die sie — im Gegensatz zu den allgemeinen Prinzipien des Vaters — zu selbständigen Individualitäten entwickeln wollte. Der Gegensatz der Ehegatten trat immer schärfer hervor, trieb den Vater immer mehr in sich hinein, die Mutter immer mehr aus sich heraus zu den Kindern.

Aber eines war ihnen gemeinsam: ein unruhiges, abenteuerliches Blut, ein Drang aus Enge und Selbsthaftigkeit heraus, ein Bedürfnis nach Freiheit. Es hatte den Vater nach einem Wanderleben auf deutschen Universitäten als Arzt in türkische Dienste getrieben, wo er eine Expedition bis zum Euphrat und Tigris mitmachte. Es trieb Emilie als Sängerin und Schauspielerin nach Amerika, wo sie in St. Franzisko den Gatten kennenlernte.

Das unruhige Blut und eine gewiß auch aus dem Gegensatz der Eltern stammende Zerrissenheit war in

Frank und seinem jüngeren Bruder Donald, den ein innerer Dämon durch das Leben trieb, und der, haltlos und zerrissen, durch Selbstmord endete, nachdem er vergeblich im Katholizismus den Frieden der Seele gesucht hatte. Das Künstlertum der Mutter, Musik und Dichtung, lebte in Frank und Donald fort, der ein hochbegabter Schriftsteller, nur der Zucht ermangelte, um Größeres zu schaffen als er schuf. Erika Wedekind, die berühmte Dresdner Sängerin, ist die Schwester Franks. Auch seine jüngste Schwester, Emilie, war eine Zeitlang Schauspielerin. Der älteste der Söhne aber, Armin, Arzt in Zürich, erbte mehr die Art und den Beruf des Vaters. —

Wie Armin, so empfing auch der zweite Sohn den Namen eines Befreiers: Benjamin Franklin. Er wurde am 24. Juli 1864 in Hannover geboren.

Aber seine Jugend verlebte er auf dem Schloß Lenzburg und auf den Schulen von Lenzburg und Aarau. Seine wissenschaftliche Ausbildung wurde durch seine schon sehr früh zutage tretende Neigung zur Dichtkunst und die bis zur Phantastik gesteigerte Tätigkeit der Phantasie gestört. Er war das Haupt eines jugendlichen Dichterbundes, der sich in Aarau sammelte. Aber was ihn zutiefst in Anspruch nahm, war das Problem, das für sein ganzes Leben und sein ganzes Werk entscheidend war: das Leid der Erotik. Es war nicht so sehr die frühe und erwiderte Liebe zu einer reifen, schönen Frau, als das innere Ringen um die Ergründung des Liebesproblems, was seine Jugend erfüllte. Die frühe (in Briefen ausgesprochene) Lösung hieß: Liebe ist Egoismus, und ein Zweifel an allen Werten einer Kultur, die sich auf Mitleid, Güte, Hingabe gründet, eine tiefe Skepsis überhaupt entstand aus solchem

Erlebnis. Auch enthusiastisch empfundene und ausgedrückte Freundschaft vermochte diesen Grundpfeiler seiner Weltanschauung nicht zu brechen. Der Selbstmord zweier Schüler bestärkte seinen frühen Haß gegen die bürgerliche Zivilisation, welche den lebendigsten und ursprünglichsten Trieb des Eros nicht zu seinem Rechte kommen läßt. Der Drang nach Freiheit und Natur in ihm war mehr als der gewöhnliche der Jugend, oder war doch so typisch und ewig menschlich, daß er die Jugend überdauern und bis ans Ende seines Lebens ihn bestimmen konnte. Die Dichter seiner Jugend waren auch schon die gleichen, die seine Lieblinge blieben: Lenz, Büchner, Bürger, Heine: Empörer und Befreier des gefesselten Lebens.

Sein Pessimismus wurde durch Eduard von Hartmanns Philosophie gestärkt. Aber schon regte sich auch, was ihn zum Tragiker machte. Denn die Tragödie entsteht nur aus einem Pessimismus, der doch auch Bejahung, Bejubelung des Leides ist. Das griechische, von Nietzsche erkannte, und schon von Heine wieder erlebte Problem erwachte in ihm: Das Leben ist trotz seines leidhaften, tragischen Grundes schön und lebenswert. Ein Drang nach Genuß und Ausschöpfung des Lebens steigt aus dem Pessimismus gerade auf. Er bekannte sich zu Heines Ruf nach den Göttern Griechenlands und ist für Nietzsches Evangelium vorbereitet. Aber schon ist auch die für sein ganzes Werk so charakteristische Umbiegung der Tragödie zur Tragikomödie angebahnt, die aus der Skepsis eines Geistes kommt, der auch den Ernst der Tragik noch bezweifelt. Seine frühen Gedichte freilich haben das noch als Gegensatz und Widerspruch in sich, was sich dann zur Form der Tragikomödie auflöste: Pathos und Nüchternheit,

Sentimentalität und Ironie, Pessimismus und sinnliches Glücksbedürfnis. Sie stehen im Zeichen Heines.

Nach einem Uebergangssemester in Lausanne, wo er deutsche und französische Literatur studieren durfte, ging er nach München, um sich nach dem Willen des Vaters dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Aber es waren andere Dinge, die ihn in München fesselten. Selbst für bildende Kunst begabt, ein eifriger Zeichner, empfang er hier von Tizian, seiner Lebensfülle, seiner hohen und zugleich lieblichen Schönheit und seiner tiefen Farbenpracht einen unvergeßlichen Eindruck, und selbst eine hochmusikalische Natur, wurde er von Mozarts heiterer und doch so tiefer Musik entzückt. War dies schon merkwürdig in einer Zeit, da München ganz im Zeichen Wagners stand, so ist sein Gegensatz zu der damals in München aufblühenden Literatur noch auffälliger und wichtiger. Der Naturalismus, dessen Jünger sich damals um Michael Georg Conrad sammelten, berührte ihn nicht. Auch als er die junge Bewegung bei seiner ersten Rückkehr nach Lenzburg durch seinen Freund Karl Henkell näher kennenlernte, der selbst zu ihren Bahnbrechern und Verkündern gehörte, blieb sie ohne Eindruck auf ihn. Man kann dies an seinem eigenen Drama deutlich sehen, das er damals in München — 1886 — in drei Monaten niederschrieb: „Der Schnellmaler, oder Kunst und Mammon, große tragikomische Originalcharakterposse“. Der ganze Wedekind ist schon im Keim darin.

Dieses ganz ohne literarische Präntention geschaffene Werk zeigt schon jene Wedekindsche Freude an den Wirkungen und Möglichkeiten des Theaterspiels, die dem Naturalismus völlig mangelt, und jene groteske



Gestaltung, die sich weit von aller naturalistischen Wirklichkeitsschilderung entfernt. Und seltsam: dieses Drama, das einen Menschen darstellt, der seine hohe Kunst um des täglichen Brotes willen in einem Varieté zur Dirne machen muß: ist es nicht eine Vorahnung, nicht nur des künftigen Freundes, Rudinoff, der selbst ein solcher Schnellmalers war, sondern von Wedekinds eigenem Schicksal und Lebenskampf!

Der Kampf begann sehr bald. Eine heftige, bis zu Tätlichkeiten zugespitzte Auseinandersetzung mit dem Vater, weil er über seiner Schriftstellerei das Studium versäumte, trieb ihn verstoßen und mittellos aus dem Hause. In Zürich verdiente er sich sein Brot durch Tätigkeit im Reklame- und Preßbureau der Firma Maggi. Die Versöhnung mit dem Vater ermöglichte es ihm, das Rechtsstudium in Zürich wieder aufzunehmen. Er verkehrte hier im Kreis der jungen Naturalisten, die sich in Zürich sammelten, weil sie ihrer sozialistischen Tendenz wegen in Deutschland nicht leben und wirken konnten: Gerhart und Karl Hauptmann, Henckell, Mackay, Peter Hille. Aber sofort war der Gegensatz von Wedekind und Hauptmann offensichtlich. Sie lasen sich wohl ihre Dichtungen vor, aber sie stießen sich als Menschen wie als Dichter ab. Hauptmanns ausforschende, detektivartige, Notizen sammelnde und für seine Dichtungen verwertende Art war ihm in der Seele zuwider. Er konnte dies besonders Hauptmann nie verzeihen, daß er Mitteilungen über intimste Familienverhältnisse, die Wedekind ihm damals in Gesprächen machte, zu seinem Drama „Friedensfest“ photographisch treu verarbeitete.

Wedekinds eigene Richtung aber zeigte sich auch damals: unliterarisch und unnaturalistisch. Es war die

Zeit, in der seine Begeisterung für den Zirkus erwachte, die ihn dann nie mehr verlassen hat; in seinen „Zirkusgedanken“ verteidigte er damals die „körperliche Kunst“ gegen die Ueberzüchtung des Geistes und stellte einem verkümmerten Menschentum die neuen Werte entgegen, die an Nietzsche gemahnen: Rasse, Rhythmus, Elastizität. —

Im Oktober 1888 starb der Vater. Franklin war frei und stellte das Studium ein. Als freier Schriftsteller ging er nach Berlin und blieb auch hier von dem aufkommenden Naturalismus gänzlich unberührt, obwohl persönliche Beziehungen vorhanden waren. Es war nicht anders in München, wohin er im Juli 1889 übersiedelte, weil ihm die Berliner Polizei wegen seines Staatsangehörigkeitszeugnisses Schwierigkeiten machte. Keiner der Münchner Literaten und Dichter: Ludwig Scharff, Hanns von Gumpenberg, Bierbaum, Panizza vermochte irgendwie entscheidend auf ihn zu wirken.

Aber aus einer anderen als der literarischen Welt trat ihm damals ein Mann entgegen, der wie das Ideal seiner Träume war, den er in dem Helden seines ersten Dramas vorgeahnt hatte, der auf seine Weltanschauung und Lebensgestaltung bedeutenden Einfluß gewann: Willi Rudinoff. Er war der Sohn eines polnischen Juden, des Kantors Wolf, nannte sich selber Willi Morgenstern, als Künstler: Rudinoff. Ein genialer, allseitig hochbegabter Mann, Schauspieler und Opernsänger, Maler, Zirkuskünstler und Variétéartist: Schnellmaler, Kunstpfeifer, Tierstimmenimitator. Ueber allem aber ein Lebenskünstler. Er führte ein phantastisches und abenteuerliches Wanderleben, das ihn durch alle Weltteile führte, in die großen Städte, wie in Urwälder und an die Küsten der Meere. Er besaß, was Wede-

kinds Ideal war und was er selbst doch nicht besaß: die Urkraft des Erlebnisses, den unbedingten Wagemut und Lebenswillen, ein Freiheitsbedürfnis, das keine Seßhaftigkeit duldete und auch den Fesseln des Ruhmes und der Anerkennung aus dem Wege ging, körperliche und geistige Elastizität, dazu ein feines ritterliches Wesen. Der Hauch einer großen Natur berührte Wedekind inmitten einer naturalistischen Welt. Wenn er einmal aussprach, daß eine große, gewaltige Kunst nur durch den Umgang mit Menschen solchen Schlages entstehen könne, die, ganz unliterarisch, vielleicht nie ein Buch gelesen haben, sich jedenfalls nur von den einfachsten, natürlichsten Instinkten leiten lassen, so dachte er zunächst an Rudinoff.

Jetzt in München entstand seine Satire auf den Naturalismus: „Kinder und Narren“ (Die junge Welt), eine Komödie, in welcher er die Modelle des Züricher Kreises, besonders aber Gerhart Hauptmann, auf die Bühne brachte, aber nicht naturalistisch photographierend, sondern in grotesker Gestaltung. Der „Liebestrank“ (Fritz Schwigerling) wurde begonnen, eine ganz aus der Zirkusbegeisterung und der Anschauung Rudinoffs geborene Verherrlichung körperlicher Meisterschaft, und jetzt entstand — vom Herbst 1890 bis Ostern 91 — das erste Meisterwerk, das von vielen für Wedekinds schönste und dauerndste Dichtung überhaupt gehalten wird: „Frühlings Erwachen“. Alle Not der eigenen Kindheit gewann hierin, da der Dichter die Distanz gewonnen hatte, eine so typische und ewig gültige Gestalt, daß dieses Drama zur Tragödie der Jugend wurde. Hier wurde das Wunder wirklich, daß tendenziöse Empörung gegen die bürgerliche Zivilisation und ihre falsche Moralität doch reine Dichtung,

reiner Gesang bleibt. Mitten in dem Geschrei der naturalistischen Stimmen ein Lied auf die Natur, den erwachenden Frühling des Eros, ganz unnaturalistisch auch in seiner Form, welche einerseits die Form des ganz entbundenen und erlösten Lebens, und andererseits die Karikatur der lebensfeindlichen, bürgerlichen Sittlichkeit ist, Musik und Plastik der Gestalten einigt, unnaturalistisch auch in der Ueberlegenheit eines Geistes, der über aller Tragik die Sonne des Humors leuchten läßt, und so erst wirklich diese Dichtung zu einem hohen Liede auf das Leben macht.

Mit diesem Werke aber war Wedekind über den Münchner Kreis hinausgewachsen. Er brauchte andere als die literarische Luft, eine größere Welt und ein stärker pulsierendes Leben. Im Dezember 1891 ging er nach Paris und gab sich, hingerissen von der Grazie und Schönheit der Oberfläche, wie von den dämonischen Lockungen der Tiefe, bis zur Zerrüttung allem hin, was diese Stadt ihm bieten konnte. Kokotten und Grisetten, Tänzerinnen, Trapezkünstlerinnen und Varietésängerinnen schenken ihm ihre flüchtige Gunst: Rachel, Kadidja, Adele, Germaine, Madeleine, Raïmonde, Lucie. Ein Münchner Freund, der Komponist Richard Weinhöppel, mit seinem Künstlernamen Hannes Ruch genannt und als Mitglied der „elf Scharfrichter“ sehr bekannt geworden, war sein inniger Vertrauter. Auch Rudinoff trifft er wieder und wird durch ihn in der Gesellschaft des Zirkus, der Clowns und Athleten heimisch. Eine merkwürdige und schöne Freundschaft knüpfte sich mit Emma Herwegh, der alten Witwe des berühmten Freiheitsdichters.

Die Begegnung mit August Strindberg blieb ergebnislos und endigte bald mit einem (bisher nicht aufzuklären-

den) Zerwürfnis. Aber das große Menschenenerlebnis von Paris ist wieder ein Mann vom Schlag der Abenteurer, wieder einer, der das besaß, was Wedekind ersehnte und besang und doch nicht hatte: die wahrhaft elementare Vitalität: Willi Grégor. Dies hatte er mit Rudinoff gemeinsam, wenn ihm auch die Reinheit der Natur gefehlt hat, die Rudinoff besaß. Ein genialer Abenteurer und Hochstapler, Maler, Dichter, Bildhauer und Bilderfälscher, dessen eigene Kunstbegabung hinreichte, um Michelangelos, Mantegnas, Luca della Robbia täuschend nachzuahmen, eine Raubtierintelligenz von skrupelloser Energie. Er ist das Urbild des Marquis von Keith, der auch den Pferdefuß von ihm hat. Wedekind wurde sein Sekretär.

Ein Aufenthalt in London — vom Januar bis Juni 1894 — unterbricht die Pariser Jahre. Aber London konnte ihm, dem Paris in allen Sinnen lag, nicht gefallen. Die Frauen dort waren nicht nach seinem Geschmack, der graue Himmel lastete auf ihm. Nicht Dauthendey, der ihm dort den neuen Symbolismus nah zu bringen suchte — er stand ihm ebenso ablehnend wie dem Naturalismus gegenüber — sondern der große dänische Freiheitskämpfer Georg Brandes war einzig fruchtbares Erlebnis Londons. Er war glücklich, als er wieder den Boden von Paris betrat. — Die Früchte der Pariser Jahre sind zunächst die Pantomimen: „Les Puces“ (la danse de douleur), „Die Kaiserin von Neufundland“, und die Zirkuspantomime: „Bethel“. Man sieht: Wedekind tat unter dem Eindruck von Paris einen bedeutsamen Schritt von der rationalen, den reinen Geist überzüchtenden Kunst der modernen Zeit zu den ursprünglichsten Quellen des künstlerischen Ausdrucks: zu Mimik und Tanz. Sein Drang zur ele-

mentaren Natur fand hier seine unliterarische Form. Das Vertrauen in die Ausdruckskraft des reinen Körpers, das so ganz verlorengegangen war, die Freude am Rhythmus erwachte in ihm von neuem und verdrängte hier das Wort. Auch seinen Gedichten gab er jetzt die selbstgefundene Melodie und Begleitung bei. (Ilse, Brigitte B.)

Aber das allumfassende und alles in sich aufnehmende Werk dieser Zeit und dasjenige, was vielleicht am längsten von allen seinen Werken und von den Werken seiner Generation die Zeiten überdauern wird, ist „Die Büchse der Pandora“, eine Monstretragödie, entstanden von Ende 1892 bis in das Jahr 1894 hinein. Zunächst erschien 1895 nur der erste Teil des Dramas unter dem Titel: „Der Erdgeist. Eine Tragödie“, weil der Verlag sich damals nicht an den Druck des zweiten Teiles wagte, der dann erst 1902 in Bierbaums „Insel“ und 1904 als Buch unter dem Titel erschien, welchen ursprünglich das ganze Werk gehabt hatte: „Die Büchse der Pandora“. Diese Tragödie steht so fremd und seltsam in ihrer Zeit, weil sie in der Blütezeit des Naturalismus, als das Drama die sozialen Probleme von Frauenemanzipation, Ehe, Proletariaterlend, Standesunterschieden behandelte, ein tragisches Schicksal entrollte, dessen Tragik wirklich innerlich notwendig, ewig menschlich, unentrinnbar ist. Weil sie fern von allen psychologischen Problemen der „modernen“ Seele ein wildes, schönes Tier auf die Bühne zu stellen wagte, wie man es seit Kleists Penthesilea nicht mehr sah: ein Weib, das Weib, das nur vom Trieb gelenkt, ganz unbewußt sich selbst zum Schicksal wird und allen, die in seinen Bann geraten. Weil sie, den Einbruch solchen wilden Tieres in die Gehege der bürger-



lichen Zivilisation darstellend und alle Abgründe aufdeckend, über denen diese bürgerliche Wirklichkeit sich aufbaut, zu einem Reich vorstößt, welches nicht mehr Wirklichkeit, sondern chaotische Natur ist, und die Wirklichkeit selbst nur in ihrer grotesken Gestalt vor Augen führt: als einen Tanz vom Eros gelenkter Marionetten im Kostüm der bürgerlichen Moralität.

Aber der Dichter solchen Dramas wird mehr und mehr aus dieser schonungslos gezeigten bürgerlichen Welt herausgedrängt. Die Mittel zum Leben werden ihm versagt. Das Erbteil des Vaters ist aufgebraucht. Er folgt einer Aufforderung des Verlegers Albert Langen, den er in Paris kennengelernt hatte, zur Mitarbeit an dem neugegründeten Simplizissimus, geht 1896 nach München, wo er, nicht aus innerer Notwendigkeit, sondern um des Brotes willen, unter dem Namen Hieronymus Jobs politische Gedichte für die neue Zeitschrift schreibt und ihr dadurch eine starke Anziehungskraft verleiht. Er lebt im Kreise von Halbe, Graf Keyserling, Martens, dem Architekt Langheinrich, Weinhöppel, dem Sänger Dreßler und Panizza. Die intime Beziehung zu Frieda Strindberg beginnt, die damals mit August Strindberg in Scheidung lag. Das seltsame, aus Liebe und Haß chaotisch gemischte Verhältnis, das sich zu einem Drama Strindbergscher Art auswuchs, dauerte bis in den Sommer 1897 und endete, nachdem sie ihm einen Sohn, Friedrich, geboren hatte.

Die Händel mit Albert Langen, der seine Schöpfungs- und Arbeitskraft ausnutzte, ohne ihm die materielle Möglichkeit der Existenz zu sichern, trieben ihn von München fort. Er ging im Herbst 1896 nach Berlin, wohin Frieda Strindberg ihn begleitete. Dort rang und kämpfte er vergeblich um das tägliche Brot und den

künstlerischen Erfolg. Alle Hoffnungen auf die Aufführung seiner Dramen und Pantomimen scheiterten. Völlig mittellos suchte er im Herbst 1897 bei seiner Schwester Erika in Dresden ein Asyl und schrieb hier den „Kammersänger“, in welchem er sich selbst als den vergeblich, weil ohne Konzession um Durchsetzung seiner Kunst kämpfenden Professor Dühring dem skrupellos die Kunst dem Erfolge opfernden Sänger entgegenstellt, welcher sich als Luxusartikel der bürgerlichen Gesellschaft mißbrauchen läßt. Da — der Verzweiflung und dem Zusammenbruch nahe, traf ihn in Dresden die Einladung von Kurt Martens, der damals Vorstand der Literarischen Gesellschaft in Leipzig war, dort eine Vorlesung seiner Dichtungen zu halten, und die gleichzeitige Bitte, eine Aufführung des ersten Aktes *Erdgeist* zu erlauben. Er eilte nach Leipzig, und bald begannen die Proben zur Aufführung des ganzen *Erdgeist*, die von Karl Heine, dem Direktor des dortigen Ibsentheaters, geleitet wurde. Der Dichter selbst wurde als Regisseur an das Theater engagiert. Der Kreis, der sich um Karl Heines geistvolle, anmutige und lebendige Frau, Beate Heine, sammelte, dem Martens, der Regisseur Merian, der Jurist Kurt Hezel, der Schriftsteller Hans von Weber und Schauspieler des Ibsentheaters angehörten, nahm ihn herzlich auf. Eine dauernde, menschlich schöne Freundschaft knüpfte sich mit Beate Heine. Ein prachtvoller Briefwechsel ist das Denkmal dieser Freundschaft.

Am 25. Februar 1898 fand die denkwürdige Aufführung des *Erdgeist* statt, bei der Wedekind selbst den Dr. Schön spielte. Der Erfolg war groß. Eine Tournee durch viele Städte Norddeutschlands, auf der auch der *Erdgeist* mehrfach gespielt wurde, schloß

sich an. Es war eine schöne, sorgenfreie, hoffnungsreiche Zeit für Wedekind. Im April 1898 ging er wieder nach München, nahm die Mitarbeit am Simplizissimus wieder auf und wurde im August von Direktor Stollberg als Dramaturg und Schauspieler an das Schauspielhaus verpflichtet. Es schien, als wenn sein Stern nun aufzugehen beginne. Da traf ihn ein schwerer Schlag.

Sein Gedicht auf die Palästina-reise des Deutschen Kaisers, das im Simplizissimus erschienen war, wurde als Majestätsbeleidigung unter Anklage gestellt. Albert Langen gab den Dichter preis und brachte sich in Sicherheit. Unmittelbar nach der ersten Aufführung des Erdgeist im Münchner Schauspielhaus (August 1898) floh Wedekind nach Zürich. Es war der Zusammenbruch seines so mühsam errichteten Lebensbaues, und es traf ihn um so heftiger, als er innerlich mit der auf Langens Veranlassung verfaßten Dichtung nichts zu tun hatte.

Während ihm Albert Langen in Zürich ständig die Stimmung raubte und seine Nervenkraft verbrauchte, dichtete er dort und dann in Paris, wohin er im Januar 1899 ging, das Drama des Zusammenbruchs, den „Marquis von Keith“ (vollendet erst im Frühling 1900). Er selbst hat diese Komödie stets für sein reifstes und gehaltvollstes Werk und auch für die beste seiner Bühnenrollen gehalten. Sein eigenes Schicksal, der Zusammenbruch seiner Hoffnungen und Pläne, verquickte sich mit der Gestalt jenes genialen Hochstaplers, Willi Grégor (dem er in Paris wieder begegnete), zu der wahrhaft großartigen, intuitiven Schöpfung des Marquis, in dem sein menschliches Ideal des elastischen, abenteuernden und unternehmenden Mannes die gro-

teske Figur des Hochstaplers empfing, der um die bürgerlichen Götter und Güter, um Geld und Stellung und Erfolg und Genuß des Lebens kämpft. Es war also wieder ein wildes Tier, gleich Lulu, das in die bürgerliche Welt einbricht und von ihr hinausgeworfen wird, ein Don Quichote des Lebensgenusses, der sich als Mittel zu seinem Zweck der bürgerlichen Moral bemächtigen will, wie alle Helden Wedekinds den Ritter von der traurigen Gestalt zu ihrem Ahnen haben.

Als er dieses Drama im Entwurfe fertig hatte, stellte er sich freiwillig im Juni 1899 dem Gericht in Leipzig. Die über ihn verhängte Gefängnisstrafe wurde nach einigen Monaten auf dem Gnadenwege in Festungshaft verwandelt, die er vom September 1899 bis Februar 1900 auf der Festung Königstein verbüßte. Die Zeit dort war nicht so schlimm. Die herrliche Lage der Festung erinnerte ihn an Lenzburg. Er bewegte sich mehr, als er es in der Freiheit gewohnt gewesen war, in freier Luft und konnte ungestört und ganz gesammelt arbeiten. Auf der Festung entstand das Prosawerk: „Mine Haha, oder Ueber die körperliche Erziehung der jungen Mädchen“, eine glänzend geschriebene Erzählung, in der er seine Gedanken von der Notwendigkeit einer neuen, auf Rasse, Grazie, Rhythmus, körperliche Kultur hinizielenden Erziehung niederlegte, der denkbar schärfste Protest gegen die Frauenbewegung, der die naturalistische Dichtung huldigte, ein wahrhaft Wedekindscher Hymnus auf den Eros.

Im Februar 1900 entlassen, wandte er sich nach Leipzig, mußte aber schon im März wegen des Druckes des Marquis von Keith nach München. Hier legte er die letzte Hand an den Marquis und eine schon in Paris begonnene Komödie „Sonnenspektrum“, eine

Verherrlichung der modernen Hetären nach dem indischen Vorbild der Vasantasena. Die immer deutlicher in ihm werdende Erkenntnis, daß er den Widerstand gegen seine Dramen nur durch die eigene, schauspielerische Darstellung überwinden könne, weil die naturalistische Schauspielkunst ihnen nicht gewachsen war, veranlaßte ihn, bei Friedrich Basil schauspielerischen Unterricht zu nehmen. Noch aber konnte er nicht an die Erfüllung dieser Sendung an seinem Werke gehen. Um des Brotes willen trat er im April 1901 den elf Scharfrichtern bei und sang dort seine Lieder zur Laute, die Ilse, Brigitte B., die Hundegeschichte und viele andere. Er war ein Meister des Vortrages, und wer ihn hörte, wird den Eindruck nie vergessen. Er selbst aber empfand diese Bänkelsängerei als Entweihung und Entwürdigung. Er lechzte danach, sein neues Evangelium in der Form des großen, ernstesten Dramas von der Bühne herab zu verkünden und mußte nun erfahren, daß man ihn nur als Possenreißer und Narren hören und gelten lassen wollte. Er fühlte sich als unerkannten König, der den Hofnarren des bürgerlichen Publikums spielen muß. Nur die Aufführung der Kaiserin von Neufundland und der stetige Erfolg, wenn er seine Meisternovelle „Rabbi Esra“ vortrug, erfreute ihn.

Gerade damals aber traf ihn der Mißerfolg des Marquis von Keith in Berlin und dann in Wien. Es war das Werk, auf das er alle seine Hoffnung gesetzt hatte. Unter dem Eindruck dieses furchtbaren Schlagendes schrieb er im Winter 1901/02 „So ist das Leben“ (König Nicolo), die Tragödie des verbannten und verkannten Königs, der den Narren spielen muß — sein eigenes Schicksal.

Aber ein Stern erscheint. Reinhardt führt im Dezember 1902 den Erdgeist auf, und das Drama erringt einen großen Erfolg. Gastspielreisen, auf denen er als Kammersänger, Keith, König Nicolo auftrat, führten ihn durch Deutschland und Oesterreich. Bedeutende Gestalten traten in seinen Kreis, bekannten sich zu ihm und wurden ihm befreundet: Walter Rathenau und Maximilian Harden in Berlin, Karl Kraus in Wien. Aber noch einmal, bevor der endgültige Aufstieg begann, ging es abwärts. Die materielle Not war nicht zu vertreiben. Sein Vertrag mit Albert Langen lieferte ihm seine Werke aus, ohne daß er selbst die Früchte davon genießen konnte. Das neue Drama, das, 1903 in Lenzburg begonnen, 1904 erschien, „Hidalla oder die Moral der Schönheit“, ist wiederum die Tragikomödie eines Verkünders neuer Sittlichkeit, dessen Werk in der bürgerlichen Gesellschaft zur Karikatur verzerrt, dessen Persönlichkeit zum dummen August wird. Verzweifeln an seiner Sendung und seinem Werk, ohne Hoffnung, die Abneigung des Publikums durch noch so heiße Kämpfe zu besiegen, verschrieb sich Wedekind im Sommer 1904 ganz dem Tinsel-Tangel und entsagte der ernsten Dichtung.

Da veranstaltete Karl Kraus am 29. Mai 1905 die denkwürdige Aufführung der von der Zensur verbotenen „Büchse der Pandora“ in Wien. Wedekind selbst spielte den Jack. Eine junge, achtzehnjährige, schöne und anmutige Schauspieler, Tilly Newes, die damals in Wien engagiert war, nachdem sie als sechzehnjährige in ihrer Heimat Graz begonnen hatte, verkörperte die Lulu. Sie machte sofort einen überwältigenden Eindruck auf ihn, als Künstlerin und Frau. Es war der entscheidende Tag seines Lebens. Er brachte sie an das



Lessingtheater in Berlin, wo sie die Fanny in Hidalla spielte. Am 1. Mai 1906 heirateten sie, und es begann ein neues Leben. Er hatte sich wohl immer, wie sein Keith, nach Rückkehr in die menschliche Gesellschaft gesehnt. Jetzt wurde sie ihm zuteil. Er hatte nicht nur die verstehende Frau in ihr, sondern die schaffende, die es sich mit leidenschaftlicher Hingabe zum Ziele machte, ja es wie ihre Sendung empfand, sein Werk als Künstlerin durchzusetzen. Sie machten nun gemeinsam ihre Gastspielreisen als Kammersänger und Helene, Keith und Hermann Casimir, Hetmann und Fanny, Nicolo und Alma, Dr. Schön und Lulu, und es gelang der vereinten Ausdauer und Intensität ihres künstlerischen Willens und ihrer dem Stil der Dichtungen so ganz entsprechenden Darstellung, den Widerstand langsam zu brechen und als Darsteller die Dramen durchzusetzen.

Sie schenkte ihm zwei Kinder: Anna Pamela und Kaddja. Gleich die ersten beiden Jahre der Ehe trugen ihm drei Dramen ein: Musik, Zensur, Oaha. Aber es ist, als ob die menschliche Erfüllung dieser Zeit so stark war, daß sie ihm viel von dichterischer Schöpfungskraft entzog. Es begann die Periode, in der ein fanatischer Wille zur Rechtfertigung, Verteidigung und Polemik stärker wurde als die künstlerische Gestaltung, und das Ethos zum Programm und zur Doktrin zu werden drohte. Er wollte sich um jeden Preis verständlich machen.

Aber deutlich ist auch, daß nun eine Läuterung und Reinigung sich in ihm vollzog. Der Faust in ihm wird stärker als Mephisto. Gleich das erste Drama, das er unmittelbar nach der ersten Bekanntschaft mit Tilly Newes vollendete: „Tod und Teufel“ (Totentanz) ist

hierfür symptomatisch. Es stellt den Tod eines Mephisto dar, den Zusammenbruch einer mephistophelischen Weltanschauung vor dem ewig ungestillten Glücksverlangen eines Weibes, die Zerstörung von Zynismus und Pessimismus durch sich selbst, die Unmöglichkeit, im Sinnengenuß jemals das volle Glück zu finden.

Im Oktober 1906 wurde das Drama „Musik“ vollendet. Eine wirkliche Münchner Begebenheit wurde hier nach Art einer Schauerballade zur Tragikomödie verwandelt. Die Umbiegung der Tragik auf ihrer höchsten Spitze in das Gegenteil, die Karikatur einer Heroine war das künstlerische Problem. Das Drama trägt denn auch den Untertitel: Der Fluch der Lächerlichkeit.

„Zensur“ stammt aus dem Jahre 1907. Sie ist das Ergebnis jenes langen fruchtlosen Kampfes gegen die Zensur, welche die Büchse der Pandora (aber auch den Totentanz) nicht zur öffentlichen Aufführung zuließ. Ja auch das Buch war beschlagnahmt und Dichter und Verleger wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften angeklagt worden. Sie wurden zwar von dieser Anklage freigesprochen, aber die erste Fassung des Dramas mußte restlos vernichtet werden. Das kleine Drama „Zensur“ war Wedekinds Protest gegen solche Unterdrückung seines Geistes, und seine Tendenz ist zu offensichtlich, das persönliche Bekenntnis zu umgestaltet, die theoretische Erörterung zu überwiegend, als daß es noch als reines Kunstwerk gelten könnte. Der Dichter selbst gestand, er hätte es lieber „Exhibitionismus“ oder „Selbstporträt“ nennen sollen. Aber als Bekenntnis und Verkündigung seiner neuen Religion verdient es großes Interesse. Denn wirklich: er nennt sein Ethos, aus welchem alle seine Dramen flie-

ßen, eine Religion. Er wollte immer nur die „ewige Gesetzmäßigkeit“, die „unerbittliche Notwendigkeit“ darstellen und meinte damit dasselbe, „was der Evangelist Johannes den Logos nennt, was die Christenheit als Heiligen Geist anbetet“. „Die Wiedervereinigung von Heiligkeit und Schönheit als göttliches Idol gläubiger Andacht, das ist das Ziel, dem ich mein Leben opfere, dem ich seit frühesten Kindheit zustrebe.“ Man wird dieses persönliche Bekenntnis gerade in dieser Zeit seiner inneren Läuterung sehr ernst zu nehmen haben. Es war wirklich ein heiliger Fanatismus in ihm. Nur die andere Seite, die Schönheit, die Kunst, kam gerade jetzt nicht zu ihrem Rechte.

Auch in dem nächsten Werke dieser Zeit nicht: „Oaha oder Satire der Satire“ (1908). Denn wenn sich in „Zensur“ doch wenigstens das subjektive Bekenntnis zu einer Weltanschauung steigerte, so blieb in dieser Satire das persönliche Erlebnis so persönlich, daß sie nur für Eingeweihte verständlich und genießbar ist. Seine Erfahrungen mit Albert Langen und seine Kämpfe mit ihm, wie er bei seiner Mitarbeit am Simplizissimus ausgenutzt und bloßgestellt wurde, liegen ihr zugrunde. Die Mitarbeiter des Simplizissimus, Zeichner, Schriftsteller, Redakteure, Langen und sein Schwiegervater Björnson, Wedekind selbst, sind beinahe maskenlos die Spieler der Komödie. Die lange aufgespeicherte Erbitterung Wedekinds, die gewiß nicht grundlos war, brach hier einmal aus und führte diese Abrechnung herbei. Es ist, als wollte er in dieser menschlich so entscheidenden Epoche seines Lebens mit seiner Vergangenheit fertig werden, Haß und Liebe entladen, um neu beginnen zu können. Aber ein Kunstwerk konnte so nicht entstehen und ist nicht entstanden.

Das Paar nahm in den ersten Jahren der Ehe Wohnsitz in Berlin. Wedekind wurde an Reinhardts Deutsches Theater als Schauspieler engagiert. Er hatte freilich, wenn er nicht seine eigenen Rollen spielte, keinen Erfolg. Die Darstellung des Tartüffe mißlang. Seine Persönlichkeit war zu stark und eigenwillig, sein schauspielerischer Stil zu sehr dem eigenen, dramatischen Stil entsprechend, als daß er fremde Gestalten hätte verkörpern können. Verwandlung seiner selbst war ihm nicht möglich. Als Dichter errang er mit Reinhardts Aufführung von „Frühlings Erwachen“ am 20. November 1906, der ersten dieses Jugendwerkes, einen entscheidenden Erfolg. Aber heftige Differenzen mit Reinhardt führten zur Lösung des Engagements, und so fesselte ihn nichts mehr an Berlin, das ihn mit seinem Lärm und Getriebe nicht zur Sammlung kommen ließ. Im Herbst 1908 siedelte das Paar nach München über, und Wedekind blieb bis zu seinem Tode in dieser Stadt. Nur häufige und ausgedehnte Gastspielreisen in viele Städte Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz unterbrachen den Münchner Aufenthalt. Sein Ruhm als Dichter wuchs mit dem als Darsteller. Neue Freunde, nun aus den Reihen der jungen Generation, die ihm hohe Verehrung entgegenbrachte, traten in seinen Kreis: der Journalist Joachim Friedenthal, der Universitätsdozent Artur Kutscher, sein Biograph.

Die Zeit des Kampfes war vorüber. Er begann reife Früchte zu ernten. Seine Dichtung verliert das allzu subjektive Gepräge und wird wieder objektive Kunstgestalt. Es ist ganz deutlich, daß mit „Schloß Wetterstein“ (1909) eine neue Periode seines Werkes beginnt. Die drei Akte dieses Dramas waren zuerst unter den

Titeln: „In allen Sätteln gerecht“, „Mit allen Hunden gehetzt“, „In allen Wassern gewaschen“ gesondert erschienen. Das erste hieß: eine Komödie, das zweite: ein Schauspiel, das dritte: eine Tragödie, und wirklich: der Weg von der Komödie bis zur Tragödie ist hier mit beispielloser Konsequenz gegangen, ein Weg, der wieder etwas von jener unerbittlichen Notwendigkeit des Luluschicksals hat. Die Bahn zur großen Tragödie ist beschritten.

Aus dem Jahre 1911 stammt das „moderne Mysterium“: „Franziska“. Er hatte im „Totentanz“ mit Goethes Mephisto gerungen, jetzt wagte er es mit Faust zu ringen, einen weiblichen Faust zu schaffen und scheute auch die gefährliche Erinnerung an Goethes Werk bis in die Führung und den Bau der Handlung nicht. Er läßt seiner Heldin, welche in unendlicher Sehnsucht nach Glück und Ergründung des Lebens die Grenzen ihres Geschlechtes sprengen möchte, den modernen Mephisto, Veit Kunz, erscheinen und sie durch die gleichen Stationen führen, die auch Faust durchschreitet: die Weinstube, die Liebesepisode, den Herzogshof. Auch Helenas Erscheinung hat ihr Gegenstück, und Entsagung ist hier wie dort das Ende. Gewiß: es ist Faust und Mephisto im Zerrspiegel der modernen Zeit und Zivilisation. Aber ein Drang nach zeitlosem Gehalt und einer zeitlosen Form ist doch nicht zu verkennen. Es ist „modern“, aber doch eben ein „Mysterium“.

Auf das Mysterium aber folgte der Mythos. Von Anfang an hatte Wedekinds Dramatik mythischen Gehalt: die Feier des Eros, „Frühlings Erwachen“, die Feier des „Erdegeist“. Jetzt am Ende seiner Bahn, da er die Subjektivität überwunden und zu höherer Gültigkeit



geläutert hatte, konnte er auch die echten Gestalten des alten Mythos, des biblischen und griechischen wählen. Er tat es mit Simson (1913) und mit Herakles, und es ist, als wollte er den Bund von Heiligkeit und Schönheit, den er erstrebte, mit dem Bunde des biblischen und griechischen Helden besiegeln. Das dramatische Motiv all seiner Dichtungen, das ewig mythische, ewig menschliche Motiv: der unergründliche und schicksalhaft notwendige Kampf von Mann und Weib erscheint jetzt in der Form des echten Mythos hier wie dort: Simson, der Held und gottgeweihte Sänger, am Weib Delila untergehend. Herakles, zur höchsten Sendung berufen: Prometheus zu befreien, am Weibe Dejanaira untergehend. Er hat sein eigenes Schicksal, die Fesselung des gottbenedigten Sängers und Kämpfers an die Erde, die Fesselung durch den unentrinnbaren Zwang des Eros, in diesen beiden Dramen mythisch gestaltet. Aber er ist auch am Ende seiner Bahn durch dies Erlebnis nicht, wie Strindberg, zum Verächter und Verneiner des Eros geworden. Aus Entwürdigung und Fesselung vielmehr erwächst dem Halbgott Herakles die Kraft zur Tat und Sendung. Läuterung ist alles, und ohne Kampf von Gott und Tier ist auch der Sieg des Gottes ohne Größe und Heldentum. Dieses letzte seiner großen Dramen, Herakles, scheint nicht ein Ende, sondern ein Beginn. Auch die rhythmisch gemessene, antike Form weist darauf hin. Das Drama großen Stils, erhaben über das persönliche Erlebnis und subjektive Bekenntnis, erhaben auch über die groteske Verzerrung und mephistophelische Zweideutigkeit, die heroische Tragödie stand vor dem Tor. Auch die Zeit des Krieges, die nun kam, wies ihn auf neuen Weltgehalt. Der „Bismarck“, den er unter dem



ersten Eindruck des Krieges schrieb, blieb zwar dramatisierte Chronik. Aber auch hier lag zukunftsreicher Keim. Der Kampf um eigenen Erfolg und um die Durchsetzung seiner Dramen brauchte ihn nicht mehr so intensiv in Anspruch zu nehmen. Nicht nur, daß nun andere für ihn kämpften. Er hatte sich durchgesetzt. In Berlin wurde ein Zyklus seiner Dramen veranstaltet, der mit einem feierlichen Bankett gekrönt wurde. Die Feier seines fünfzigjährigen Geburtstages am 24. Juli 1914 brachte das Bekenntnis der geistigen Welt zu ihm. Aber wie dieses Leben von Anfang an auf eine Tragödie angelegt zu sein schien, so endete es tragisch. Er konnte sich des erreichten Zieles nicht mehr erfreuen und auch die errungene Meisterschaft und Läuterung nicht mehr zu neuen, größeren Werken nutzen. Die Krankheit, die ihn hinraffte, begann schon 1914: eine Blinddarmentzündung, die wiederholte Operationen notwendig machte. Er starb nach einer solchen am 9. März 1918.

Das Ende des Krieges und die Revolution hat er nicht mehr erlebt. Die Revolution brachte auch seinen bisher verbotenen Werken die Freiheit. Er wurde der meistgespielte Dramatiker Deutschlands. Die junge Generation empfindet es deutlich, daß sein Kampf und Werk einer neuen Zeit und einer neuen Kultur gegolten hat, die sie selbst nun verwirklichen will: einer Kultur, in der aus dem Bunde von Natur und Geist eine neue Kraft und Schönheit des Lebens blüht.

*FRITZ STRICH*

---



# GEDICHTE



## Galathea

O wie brenn' ich vor Verlangen,  
Galathea, schönes Kind,  
Dir zu küssen deine Wangen,  
Weil sie so verlockend sind.

Daß ich auch die Gnade fände,  
Galathea, schönes Kind,  
Dir zu küssen deine Hände,  
Weil sie so verlockend sind.

Und was tät ich nicht du süße  
Galathea, schönes Kind,  
Dir zu küssen deine Füße,  
Weil sie so verlockend sind.

Und mich treibt der Pulse Stocken,  
Galathea, schönes Kind,  
Dir zu küssen deine Locken,  
Weil sie so verlockend sind.

Aber deinen Mund enthülle,  
Mädchen, meinen Küssen nie,  
Denn in seiner Reize Fülle  
Küßt ihn nur die Phantasie.

## In usum Delphini

Nicht mit kalten Theorien  
Stille das bewegte Blut!  
Die besonnenen Jahre fliehen,  
Und gebrochen liegt dein Mut.

Reiß dich stracks zur Tiefe nieder!  
Doppelt schön ist dein Geschick,  
Steigst du neubegeistert wieder  
Auf zum lichten Sonnenblick.

Oede schwindet dem das Leben,  
Der in langem Kuß verweilt,  
Bis dem zögernden Bestreben  
Stürmisch die Natur enteilt.



## Liebesantrag

Laß uns mit dem Feuer spielen,  
Mit dem tollen Liebesfeuer;  
Laß uns in den Tiefen wühlen,  
Drin die grausen Ungeheuer.

Menschenherzens wilde Bestien,  
Schlangen, Schakal und Hyänen,  
Die den Leichnam noch beläst'gen  
Mit den gier'gen Schneidezähnen.

Laß uns das Getier versammeln,  
Laß es stacheln uns und hetzen,  
Und die Tore fest verrammeln  
Und uns königlich ergötzen.

## Ilse

Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren,  
Ein reines unschuldsvolles Kind,  
Als ich zum erstenmal erfahren,  
Wie süß der Liebe Freuden sind.

Er nahm mich um den Leib und lachte  
Und flüsterte: O welch ein Glück!  
Und dabei bog er sachte, sachte  
Den Kopf mir auf das Pfühl zurück.

Seit jenem Tag lieb' ich sie alle,  
Des Lebens schönster Lenz ist mein;  
Und wenn ich keinem mehr gefalle,  
Dann will ich gern begraben sein.

## Wendla

Sieh die taufrische Maid,  
Erst eben erblüht;  
Durch ihr knappkurzes Kleid  
Der Morgenwind zieht.

Wie schreitet sie rüstig,  
Jubiliert und frohlockt,  
Und ahnt nicht, wer listig  
Unterm Taxusbusch hockt.

Der allerfrechste Weidmann  
Im ganzen Revier,  
Er tut ihr ein Leid an  
In frevler Jagdbegier.

In einem langen Kleide  
Geht sie nun bald einher,  
Sinnt vergangener Zeiten  
Und jubelt nicht mehr,

## Weltweisheit

Wir waren Philister und merkten es, wie  
Die Kräfte des Geistes erschlafften;  
Da warfen wir uns auf die Philosophie,  
Die tiefste der Wissenschaften.

Da haben wir gründlich uns eingepreßt  
Die Sprüche der großen Gelehrten;  
Und was man im Fleisch und Blute trägt,  
Das weiß man dann auch zu verwerten.

Erschöpfe die Stunden, genieße die Zeit,  
Laß Katzen und Hunde verzagen.  
Die Reue, den Fluch und die Niedrigkeit,  
Wir lernten es stoisch ertragen.

Als Stoiker lebten wir über Tag,  
Kein Staubgeborner stand höher;  
Doch wenn die Nacht auf den Bergen lag,  
Dann wurden wir Epikuräer.

So flossen die Jahre der Jugend dahin,  
Die Schöpfung ein blühender Garten,  
Mit duftigen Blumen und Mädchen darin  
Von allen exotischen Arten.

Und wenn uns dann schließlich die Kraft gebricht,  
Zu frönen unsern Gelüsten,

Dann beugen das Haupt wir noch lange nicht,  
Dann werden wir Pessimisten.

Dann spotten wir über die eitle Welt,  
Und der Menschheit kleinliches Trachten,  
Dann lernen wir, was uns zu sauer fällt,  
Aus tiefster Seele verachten.

Dann hebe die Schwingen, Phantasie,  
Zu jenen himmlischen Höhen,  
Zu jenen Gegenden, die noch nie  
Ein sterbliches Auge gesehen.

Dort, wo ein rosiges Morgenrot  
Den fernen Aether entzündet,  
Hat sich Frau Eva nach ihrem Tod  
Ein neues Eden gegründet.

Es scharrte mein Musengaul vor der Tür,  
Da bin ich aufgestiegen,  
Da flog ich, Liebchen, zu dir, zu dir,  
In deinen Armen zu liegen.

Und als ich mich sonnte in deinem Blick,  
War Angst und Not verschwunden.  
Da hab' ich das irdische Liebesglück  
Weit süßer als je gefunden.

Das Eis zerschmolz, das Herz ward weit  
Und jubelte Frühlingslieder.

Und mit der jungen Begehrlichkeit  
Kam die junge Gesundheit wieder.

Laut jauchzt' ich auf aus voller Brust:  
O laß mich bei dir bleiben,  
In deiner unvergänglichen Lust  
Auf ewig mich zu betäuben!

Da kracht der Himmel, die Erde bebt,  
Es donnert die Atmosphäre,  
Und meine sündige Seele verschwebt  
In duftige, luftige Leere.



## Der Gefangene

Oftmals hab' ich nachts im Bette  
Schon gegrübelt hin und her,  
Was es denn geschadet hätte,  
Wenn mein Ich ein Andrer wär'.

Höhnisch raunten meine Zweifel  
Mir die tolle Antwort zu:  
Nichts geschadet, dummer Teufel,  
Denn der Andre wärest du!

Hilflos wälzt' ich mich im Bette  
Und entrang mir dies Gedicht,  
Rasselnd mit der Sklavenkette,  
Die kein Denker je zerbricht.

# Stallknecht und Viehmagd

Carmen bucolicon

Die Bärin wohnt im tiefen Walde,  
Im tiefen Wald wohnt auch der Bär,  
Und an demselben Aufenthalte,  
Da wohnen Bären bald noch mehr.

Und im Olymp, da wohnen Götter,  
Darunter Venus und Apoll;  
Dort hat man ewig schönes Wetter  
Und jeder Gott ist liebevoll.

Auf ödem Felde schafft die Viehmagd,  
Tut ob der Arbeit manchen Schrei,  
Jedoch Cupido, der sich nie plagt,  
Wälzt sich im Grase nebenbei.

Nun kommt der Stallknecht mit den Kühen;  
Auch Ochsen ziehen an dem Pflug,  
Doch muß er selbst das meiste ziehen,  
Dann geht es eben flott genug.

Cupido duckt sich listig nieder,  
Er legt den Bogen an mit Lust  
Und schießt die Viehmagd durch das Mieder  
In ihre ahnungslose Brust.

Der Stallknecht kommt herbeigesprungen,  
Auf daß er rasch ihr Hilfe bringt;

Cupido trifft den guten Jungen,  
Daß er mit ihr zu Boden sinkt.

Da liegen Stallknecht nun und Viehmagd  
Und schauen sich verwundert an,  
Und nachher tun sie, was man nie sagt,  
Doch was man leicht erraten kann.

## Die Wetterfahne

Du auf deinem höchsten Dach,  
Ich in nächster Nähe;  
Doch die wahre Liebe, ach,  
Schwankt in solcher Höhe.  
Du in deinem Herzen leer,  
Ich in blindem Wahne —  
Dreh dich hin, dreh dich her,  
Schöne Wetterfahne!

Unterhaltend pfeift der Wind,  
Saust uns um die Ohren;  
Von des Himmels Freuden sind  
Keine noch verloren!  
Glaubst du, daß verliebt ich bin,  
Weil ich dich ermahne?  
Dreh dich her, dreh dich hin,  
Schöne Wetterfahne!

Drehn wir uns auf hohem Turm  
Immer frisch und munter!  
Ach, der erste Wintersturm  
Schleudert dich hinunter.  
Wenn dann auch verflogen wär,  
Was ich jetzt noch ahne . . .  
Dreh dich hin, dreh dich her,  
Schöne Wetterfahne!

## Konfession

Freudig schwör' ich es mit jedem Schwure  
Vor der Allmacht, die mich züchtigen kann:  
Wie viel lieber wär' ich eine Hure  
Als an Ruhm und Glück der reichste Mann!

Welt, in mir ging dir ein Weib verloren,  
Abgeklärt und jeder Hemmung bar.  
Wer war für den Liebesmarkt geboren  
So wie ich dafür geboren war?

Lebt ich nicht der Liebe treu ergeben  
Wie es Andre ihrem Handwerk sind?  
Liebt ich nur ein einzig Mal im Leben  
Irgendein bestimmtes Menschenkind?

Lieben? — Nein, das bringt kein Glück auf Erden.  
Lieben bringt Entwürdigung und Neid.  
Heiß und oft und stark geliebt zu werden,  
Das heißt Leben, das ist Seligkeit!

Oder sollte Schamgefühl mich hindern,  
Wenn sich erste Jugendkraft verliert,  
Jeden noch so selten Schmerz zu lindern,  
Den verwegne Phantasie gebiert?

Schamgefühl? — Ich hab es oft empfunden,  
Schamgefühl nach mancher edlen Tat;

Schamgefühl vor Klagen und vor Wunden;  
Scham, wenn endlich sich Belohnung naht.

Aber Schamgefühl des Körpers wegen,  
Der mit Wonnen überreich begabt?  
Solch ein Undank hat mir fern gelegen,  
Seit mich einst der erste Kuß gelabt!

Und ein Leib, vom Scheitel bis zur Sohle  
Allerwärts als Hochgenuß begehrt . . .  
Welchem reinern, köstlichern Idole  
Nachzustreben, ist dies Dasein wert?

Wenn der Knie leiseste Bewegung  
Krafterzeugend wirkt wie Feuersglut,  
Und die Kraft, aus wonniger Erregung  
Sich zu überbieten, nicht mehr ruht;

Immer unverwüstlicher und süßer,  
Immer klarer im Genuß geschaut,  
Daß es statt vor Ohnmacht dem Genießer  
Nur vor seiner Riesenstärke graut . . .

Welt, wenn ich von solchem Zauber träume,  
Dann zerstiebt zu nichts, was ich getan;  
Dann preis' ich das Dasein und ich bäume  
Zu den Sternen mich vor Größenwahn! — — —



Unrecht wär's, wollt ich der Welt verhehlen,  
Was mein Innerstes so wild entflammt,  
Denn vom Beifall vieler braver Seelen  
Frag' ich mich umsonst, woraus er stammt.

## Der Taler

Blitzt der Taler im Sonnenschein,  
Blitzt dem Kind in die Augen hinein,  
Ueber die Wangen rollen die Tränen.  
Mutter zieht gar ein ernst Gesicht:  
Vor dem Taler, Schatz, fürchte dich nicht;  
Nach dem Taler sollst du dich sehnen.

Sieh, mein Herzblatt, auf Gottes Welt  
Für uns Menschen gibt's nichts ohne Geld,  
Hätt' ich dich, Herzblatt, auch nicht bekommen.  
Bist noch so unschuldig, noch so klein,  
Willst doch täglich gefüttert sein,  
Hast es mir selbst aus der Tasche genommen.

Darfst nicht weinen, bist all mein Glück;  
Gibst mir's tausendfältig zurück.  
Sieh, die goldene Sonne dort oben,  
Brennt sie dir gleich deine Guckaugen wund,  
Nährt und behütet den Erdenrund,  
Daß alle Kreaturen sie loben.

Nach der Sonne in goldiger Pracht  
Haben die Menschen ihr Geld gemacht;  
Ohne das Geld muß man elend sterben.  
Sonne ist Glück und Glück ist Geld;  
Wem es nicht schon in die Wiege fällt,  
Der muß es mühevoll sich erwerben.

Sieh, mein Herzblatt, den grünen Wald,  
Drin der Vögel Gezwitscher erschallt;  
Wie das so lieblich ist anzuschauen!  
Hast du kein Geld für das morgige Brot,  
Dir sind all die Vögelein tot,  
Und der Wald ist ein schrecklich Grauen!

Geld ist Schönheit! Mit recht viel Geld  
Nimmst du den Mann, der dir wohlgefällt,  
Keinen Häßlichen, keinen Alten.  
Sieh, der Reichen Hände, wie weiß!  
Wissen nichts von Frost und von Schweiß;  
Haben keine Schwielen noch Falten.

Bei uns Armen ist eins mal schön,  
Aber nur im Vorübergehn;  
Morgen schon ist zerrupft sein Gefieder.  
Oder die Schönheit wird ihm zu Geld;  
Kommt es hinauf in die große Welt,  
Steigt es nicht leicht mehr zu uns hernieder.

Kind, hab acht auf wahren Gewinn:  
Geld ist Freiheit, ist Edelsinn,  
Menschenwürde und Seelenfrieden.  
Alles kehrt sich zum goldenen Licht,  
Warum sollen wir Menschen es nicht?  
Dir, mein Kind, sei das Glück beschieden.

## Der Anarchist

Reicht mir in der Todesstunde  
Nicht in Gnaden den Pokall!  
Von des Weibes heißem Munde  
Laßt mich trinken noch einmal!

Mögt ihr sinnlos euch berauschen,  
Wenn mein Blut zerrinnt im Sand.  
Meinen Kuß mag sie nicht tauschen,  
Nicht für Brot aus Henkershand.

Einen Sohn wird sie gebären,  
Dem mein Kreuz im Herzen steht,  
Der für seiner Mutter Zähnen  
Eurer Kinder Häupter mäht.

## Mein Lieschen

Mein Lieschen trägt keine Hosen  
Schon seit dem ersten April,  
Weil sie von der grenzenlosen  
Hitze nicht leiden will.

Das gibt mir manches zu denken.  
So dacht' ich auch schon daran,  
Ihr ein Paar Hosen zu schenken  
Aus duftigstem Tarlatan.

Wie leicht kann sie sich beim Hupfen  
Erkälten, eh' sie's gedacht;  
Und bleibt ihr auch nichts als ein Schnupfen,  
Man nimmt sich doch lieber in acht.

## Morgenstimmung

Leise schleich' ich wie auf Eiern  
Mich aus Liebchens Paradies,  
Wo ich hinter dichten Schleiern  
Meine besten Kräfte ließ.

Traurig spiegelt sich der bleiche  
Mond in meinem alten Frack;  
Ach, die Wirkung bleibt die gleiche,  
Wie das Kind auch heißen mag.

Wilhelmine, Karoline,  
's ist gesprungen wie gehupft,  
Nur daß hier die Unschuldsmiene,  
Dort dich die Routine rupft.

## Gott und Welt

Ich bin ein Mensch von Fleisch und Blut,  
Ich fange keine Grillen;  
Ich kann des Fleisches Durst so gut  
Wie den der Seele stillen.

Ich schwinge brünstig mich empor  
Zu Gott in schwacher Stunde;  
Und werd' ich stark, heb ich den Flor  
Von heiliger Todeswunde.

Weit öffnet sich der Arme Paar  
Gleich hellen Tempelpforten;  
Ich knie schluchzend am Altar,  
Ich bete nicht in Worten.



## Brigitte B.

Ein junges Mädchen kam nach Baden,  
Brigitte B. war sie genannt,  
Fand Stellung dort in einem Laden,  
Wo sie gut angeschrieben stand.

Die Dame, schon ein wenig älter,  
War dem Geschäfte zugetan,  
Der Herr ein höherer Angestellter  
Der königlichen Eisenbahn.

Die Dame sagt nun eines Tages,  
Wie man zu Nacht gegessen hat:  
Nimm dies Paket, mein Kind, und trag' es  
Zu der Baronin vor der Stadt.

Auf diesem Wege traf Brigitte  
Jedoch ein Individuum,  
Das hat an sie nur eine Bitte,  
Wenn nicht, dann bringe er sich um.

Brigitte, völlig unerfahren,  
Gab sich ihm mehr aus Mitleid hin.  
Drauf ging er fort mit ihren Waren  
Und ließ sie in der Lage drin.

Sie konnt' es anfangs gar nicht fassen,  
Dann lief sie heulend und gestand,  
Daß sie sich hat verführen lassen,  
Was die Madam begreiflich fand.

Daß aber dabei die Turnüre  
Für die Baronin vor der Stadt  
Gestohlen worden sei, das schnüre  
Das Herz ihr ab, sie hab' sie satt.

Brigitte warf sich vor ihr nieder,  
Sie sei gewiß nicht mehr so dumm;  
Den Abend aber schlief sie wieder  
Bei ihrem Individuum.

Und als die Herrschaft dann um Pfingsten  
Ausflog mit dem Gesangverein,  
Lud sie ihn ohne die geringsten  
Bedenken abends zu sich ein.

Sofort ließ er sich alles zeigen,  
Den Schreibtisch und den Kassenschränk,  
Macht die Papiere sich zu eigen  
Und zollt ihr nicht mal mehr den Dank.

Brigitte, als sie nun gesehen,  
Was ihr Geliebter angericht',  
Entwich auf unhörbaren Zehen  
Dem Ehepaar aus dem Gesicht.

Vorgestern hat man sie gefangen,  
Es läßt sich nicht erzählen wo;  
Dem Jüngling, der die Tat begangen,  
Dem ging es gestern ebenso.

## An eine grausame Geliebte

Hetz' deine Meute weit über die Berge hin,  
Sie kehrt wieder von Schweiß und von Staub bedeckt.  
Gib ihr die Peitsche, gewaltige Jägerin,  
Sieh, wie sie dir winselnd die Füße leckt!

Eh' der Bann zerreißt, eh' die Koppel in Stücke springt,  
Eh' die Brut dir entgegensteht, wenn dein Hifthorn klingt,  
Eh' dein Ohr ihn vernimmt, aus der Seele den dumpfen  
Schrei,

Eh' reißen Sehnen und Adern und Herz entzwei.

Schwing' deine Peitsche! Dein gellendes Halali  
Tönt wie des Todes wilder Triumphgesang.  
Das Auge, blutunterlaufen, sterbensbang,  
Späht nach dem Wild deiner Lust und erblickt es nie...

## An Berta Maria, Typus Gräfin Potocka

Wie stapften wir einst als Kinder so stramm  
Barfuß durch alle Pfützen  
Und ließen uns den kalten Schlamm  
Hoch über die Knie spritzen!

Wie einst als Kinder durch Hain und Flur,  
So stapfen wir heut' durchs Leben;  
Der ganze Schlamm der modernen Kultur  
Bleibt uns an den Beinen kleben.

Laß dir's nicht schaudern, was ist dabei!  
Wir scheuen nicht Ottern und Nattern,  
Solang nur der Kopf und die Brust noch frei  
Und im Sturm deine Haare flattern!

## Unterm Apfelbaum

Lieschen kletterte flink hinauf  
Bis in die höchsten Aeste,  
Fing in der Schürze die Aepfel auf  
Ihrer Mutter zum Feste.

Ich lag unten, verliebt und faul,  
Auf dem Rücken im Grase;  
Mancher Apfel fiel mir ins Maul,  
Mancher mir auf die Nase.

Jetzt stand Lieschen auf starkem Ast,  
Schelmisch sah sie hernieder;  
Ihres Leibes liebliche Last  
Wiegte sich hin und wieder.

Innig umschlungen hielten sich  
Splitternackt ihre Füße,  
Taten sich auf und befühlten sich —  
Winkten mir tausend Grüße.

Durch das Röckchen sandte der Tag  
Seine goldenen Strahlen,  
Was darunter geborgen lag,  
Farbenprächtigt zu malen.

Schimmernd rings um die weiße Haut  
Wob sich die gedämpfte Helle;

Welcher Meister hat je gebaut  
Prächtiger eine Kapelle.

Kindlich faltet' ich da die Händ',  
Forderte heiß und brünstig:  
Was kein irdischer Name nennt,  
Werde dem Sünder günstig.

Sieh, und am nämlichen Abend schon,  
Tief in die Kissen gebettet,  
Wurden der kindlichen Bitte zum Lohn  
Leib und Seele gerettet.

## Das arme Mädchen

Böt' mir einer, was er wollte,  
Weil ich arm und elend bin,  
Nie, und wenn ich sterben sollte,  
Gäb' ich meine Ehre hin!  
Schaudernd eilt das Mädchen weiter,  
Ohne Obdach, ohne Brot,  
Das Entsetzen ihr Begleiter,  
Ihre Zuversicht der Tod.

Es klappert in den Laternen  
Des Winters eisig Wehn,  
Am Himmel ist von den Sternen  
Kein einziger zu sehn.

Wie sie nun noch eine Strecke  
Weiter irrt, sieht sie von fern  
An der nächsten Straßenecke  
Einen ernsten, jungen Herrn.  
Ihm zu Füßen auf die Steine  
Bricht sie ohne einen Laut,  
Hält umklammert seine Beine,  
Und der Herr verwundert schaut:

Wenn dich die Menschen verlassen,  
Komm auf mein Zimmer mit mir;  
Jetzt tobt in allen Gassen  
Nur wilde Begier.



Und sie folgte seinen Schritten,  
Hielt sich schüchtern hinter ihm;  
Jener hat es auch gelitten,  
Wurde weiter nicht intim.  
Angelangt auf seinem Zimmer  
Zündet er die Lampe an,  
Bei des Lichtes mildem Schimmer  
Bald sich ein Gespräch entspann:

Es boten mir wohl viele  
Ein Obdach für die Nacht,  
Doch hatten sie zum Ziele,  
Was mich erschauern macht.

Ferne sei mir das Verlangen,  
Sprach der ernste, junge Mann,  
Dir zu färben deine Wangen,  
Wenn ich's nicht durch Güte kann.  
Bat sie, länger nicht zu weinen,  
Holte Wurst und kochte Tee,  
Und am Morgen zog er einen  
Taler aus dem Portemonnaie.

Sie hat ihn bescheiden genommen  
Und fand, eh' der Tag vorbei,  
Als Plätterin Unterkommen  
In einer Wäscherei.

Aber ach, die Tage gingen  
Und die Nächte freudlos hin,

Bluteswallungen umfingen  
Ihren frommen Kindersinn.  
Immer muß' sie sein gedenken,  
Der so freundlich zu ihr war,  
Immer muß' den Kopf sie senken  
In der muntern Mädchenschar.

Und eines Abends um neune  
Hielt sie's nicht aus,  
Lief ganz alleine  
Nach seinem Haus.

Er war noch nicht heimgekommen,  
Sie verkroch sich unters Bett,  
Bis sie seinen Schritt vernommen,  
Wo sie gern gejubelt hätt'.  
Doch sie hielt sich still da unten,  
Bis er sich zu Bett gelegt  
Und den süßen Schlaf gefunden,  
Dann erst hat sie sich geregt.

Leise wie eine Elfe  
Schlupft sie zu ihm hinein:  
Daß Gott mir helfe —  
Ich bin dein!

Doch da hat er sich erhoben,  
Wußte erst nicht, was geschah,  
Hat die Kissen vorgeschoben,  
Als das Kind er nackend sah:

Nein, jetzt will ich dich nicht haben;  
Wohl dir, daß du mir vertraut!  
Aber spare deine Gaben,  
Denn schon morgen bist du Braut!

Er führte binnen acht Tagen  
Sie wirklich zum Altar.  
Es läßt sich gar nicht sagen,  
Wie glücklich sie war.

## Selbstzersetzung

Hochheil'ge Gebete, die fromm ich gelernt,  
Ich stellte sie frech an den Pranger;  
Mein kindlicher Himmel, so herrlich besternt,  
Ward wüsten Gelagen zum Anger.

Ich schalt meinen Gott einen schläfrigen Wicht;  
Ich schlug ihm begeistert den Stempel  
Heillosen Betrugs ins vergränte Gesicht  
Und wies ihn hinaus aus dem Tempel.

Da stand ich allein im erleuchteten Haus  
Und ließ mir die Seele zerwühlen  
Von grausiger Wonne, von wonnigem Graus:  
Als Tier und als Gott mich zu fühlen.

Auch hab' ich, den mörderischen Kampf in der Brust,  
Am Altar gelehnt, übernachtet,  
Und hab' mir, dem Gotte, zu Kurzweil und Lust,  
Mich selber zum Opfer geschlachtet.

# Enttäuschung

## I

Trübe Stunden schleichen sachte  
Durch die stille Seele mir;  
Glück, das ich zu haschen dachte,  
Wie so ferne bin ich dir!

Mühsam schleppt sich meine Feder  
Ueber ein zerknicktes Blatt,  
Leis' bewimmernd, was ein jeder  
Einmal zu verschmerzen hat.

Wenn den alten Mut ich fände,  
Fänd' ich auch die alte Kraft —  
Ach, die wundgestraften Hände  
Sind auf lange Zeit erschlafft.

## II

Einst lag ich ausgestreckt in wachem Traum,  
Ermüdet von der Arbeit langer Nächte,  
Da frug ein Kuckucksruf aus hohem Baum,  
Was sich das junge Herz wohl wünschen möchte.

Der Frage war die Antwort rasch bereit,  
Nun durfte nichts mir die Erfüllung rauben,  
Und eine unermeßne Seligkeit  
Erwuchs mir aus dem frommen Kinderglauben.

Des Lebens Sommer ist derweil verblüht  
Und Hoffnung sah um Hoffnung ich zerrinnen;  
Aus meinem grellerleuchteten Gemüt  
Schlich auch beschämt ein dunkler Wahn von hinnen.

In diesen Zeilen fand er Unterkunft;  
Hier liegt er für des Lebens Rest begraben.  
So wird der Mensch ein Krösus an Vernunft  
Und, ach, wie bettelarm durch ihre Gaben!

## Franziskas Abendlied

Weiß die Mutter doch so gut,  
Wann die Aepfel reifen,  
Und ihr eigen Fleisch und Blut  
Will sie nicht begreifen!

Wenn ich nicht so trostlos wär',  
Ging's mir wohl um Treue;  
Kommt das Glück von Ungefähr,  
Folgt ihm keine Reue.

Seht euch nur dies Leben an,  
Hühner, Enten, Gänse —  
Drüben schwingt der Schnittersmann  
Schon die blanke Sense.

Baut' ich auf den lieben Gott,  
Baut' auf meine Karten,  
Ward' bei beiden mir zum Spott,  
Lernte fleißig warten!

Zwanzig Sommer sind vorbei,  
Armes kurzes Leben —  
Hast nun einen süßen Mai  
Heimlich doch gegeben!

Ist die Nacht nicht gar so still,  
Stiller wird's am Tage;  
Weiß man einmal, was man will,  
Scheut man keine Plage.



Mütterchen zergrübelt sich,  
Streicht die weißen Haare,  
Träumt so mancherlei für mich,  
Träumt sich nicht das Wahre.

Schrecklich ist die Einsamkeit  
Nur auf Gottes Erden.  
Schön ist auch ein Glück zu Zweit,  
Will's zu Dritt nicht werden.

Kommen viele Jahre noch,  
Langes kaltes Sterben;  
Durft' ein einzig Mal ich doch  
Um mein Schicksal werben!

Not und Schande, Angst und Pein,  
Alles will ich tragen.  
Wird es nur kein Mägdlein,  
Will ich gar nicht klagen.

## Bajazzo

Seltsam sind des Glückes Launen,  
Wie kein Hirn sie noch ersann,  
Daß ich meist vor lauter Staunen  
Lachen nicht noch weinen kann!

Aber freilich steht auf festen  
Füßen selbst der Himmel kaum,  
Drum schlägt auch der Mensch am besten  
Täglich seinen Purzelbaum.

Wem die Beine noch geschmeidig,  
Noch die Arme schmiegsam sind,  
Den stimmt Unheil auch so freudig,  
Daß er's innig lieb gewinnt!

## Sehnsucht

Und sei mir noch so traurig auch zu Sinn,  
Ich will's nicht glauben, daß ich elend bin.  
Der Fluch, das Leid, das mich zu Grund gerichtet,  
Am Ende war ja alles nur erdichtet.

Die Phantasie treibt oft ihr Possenspiel.  
Schon Manchen hob sie, der zu Boden fiel,  
Im Geist empor. Schon Manchen aus den Höhen  
Des Himmels ließ sie Schreck und Unheil sehen.

Laß ab von mir, du große Zauberin!  
Erbarm' dich mein, entschleire meinen Sinn!  
Zerteil' die Nacht, mit der du mich geschlagen —  
O Sonnenglanz des Glücks, wann wirst du tagen!

## Christine

Bessern soll ich mich? — O Himmel,  
Wie werd' ich wohl besser!  
Eher reiten schwarze Schimmel  
Weiße Menschenfresser,  
    Eh' daß solch ein Kautz wie ich  
    In sich geht und bessert sich.

Nein, mein Fräulein, ich verzichte  
Auf die Tugendpalme;  
Schreibe meine Mordgedichte  
Tief im Tabaksqualme,  
    Bis der Satan kommt und spricht:  
    Fort mit dir, du Bösewicht!

Ja, der Teufel wird mich holen  
Früher oder später,  
Und ich Aermster muß verkohlen  
Unter Schmerzgezeter;  
    Haut und Haar und Fleisch und Bein,  
    Alles muß gebraten sein.

Sie indessen wandeln lieblich  
In der Engel Scharen,  
Blumen tragend, wie dort üblich,  
In gelockten Haaren,  
    Und das ganze Angesicht  
    Angestrahlt vom Himmelslicht.

Sehn Sie nun, wie weit geschieden  
Unsre beiden Pfade:  
Ihnen eines Gartens Frieden,  
Mir die Barrikade,  
    Wo man sich bei jedem Schritt  
    Auf die Hühneraugen tritt.

Ihnen freundliche Erbarmung,  
Mir der Waffen Blinken  
Und des wilden Bärs Umarmung,  
Ihnen seine Schinken,  
    Mir des Feinds entmenschter Streit,  
    Ihnen seine Menschlichkeit!

# Das Lied vom armen Kind

oder

Wer zuletzt lacht, lacht am besten

Es war einmal ein armes Kind,  
Das war auf beiden Augen blind,  
Auf beiden Augen blind;  
Da kam ein alter Mann daher,  
Der hört' auf keinem Ohre mehr,  
Auf keinem Ohre mehr.  
Sie zogen miteinander dann,  
Das blinde Kind, der taube Mann,  
Der arme, alte, taube Mann.

So zogen sie vor eine Tür,  
Da kroch ein lahmes Weib herfür,  
Ein lahmes Weib herfür.  
Bei einem Automobilunglück  
Ließ sie ihr linkes Bein zurück,  
Das ganze Bein zurück.  
Nun zogen weiter alle drei,  
Das Kind, der Mann, das Weib dabei,  
Das arme, lahme Weib dabei.

Ein Mägdlein zählte vierzig Jahr,  
Derweil sie stets noch Jungfrau war,  
Noch keusche Jungfrau war.  
Um sie dafür zu strafen hart,  
Schuf Gott ihr einen Knebelbart,

Ihr einen Knebelbart.

Sie flehte: Laßt mich mit euch gehn,  
Ihr Lieben, laßt mich mit euch gehn,  
So wird noch Heil an mir geschehn!

Am Wege lag ein räudiger Hund,  
Der hatte keinen Zahn im Mund,  
Nicht einen Zahn im Mund;  
Fand er mal einen Knochen auch,  
Er bracht' ihn nicht in seinen Bauch,  
Ihn nicht in seinen Bauch.  
Nun trabte hinter den anderen vier,  
Wiewohl es am Verenden schier,  
Das alte räudige Hundetier.

Ein Dichter lebt' in tiefster Not,  
Er starb den ewigen Hungertod,  
Den ewigen Hungertod.  
Mit Herzblut schrieb er sein Gedicht,  
Man druckt es nicht, man liest es nicht,  
Und niemand kennt es nicht.  
Sein Leib war krank, sein Geist war wund,  
Drum schloß er mit dem räudigen Hund  
Der Freundschaft heiligen Seelenbund.

Und dann schrieb er zu aller Glück  
Ein wundervolles Theaterstück,  
Ein wundervolles Stück,

In welchem die Personen sind  
Der taube Mann, das blinde Kind,  
Das arme, blinde Kind,  
Das lahme Weib, die Jungfrau zart  
Mit ihrem langen Knebelbart,  
Die Jungfrau mit dem Knebelbart.

Und eh' die nächste Stund' entflohn,  
Konnt' jeder seine Rolle schon,  
Die ganze Rolle schon.  
Verständnisvoll führt die Regie  
Das alte rüddige Hundevieh,  
Das rüddige Hundevieh.  
Drauf ward das Schauspiel zensuriert  
Und einstudiert und aufgeführt  
Und ward ganz prachtvoll kritisiert.

Die Künstler fanden viel Applaus,  
Man spannt dem Hund die Pferde aus  
Und zieht ihn selbst nach Haus.  
Da gab's nun auch Tantiemen viel  
Und hohe Gagen für das Spiel,  
Das ungemein gefiel. —  
Nachdem sie ganz Europa sah,  
Da reisten sie nach Amerika,  
Nach Nord- und Südamerika.

Nun hört zum Schluß noch die Moral:  
Gebrechen sind oft sehr fatal,



Sind manchmal eine Qual;  
Frau Poesie schafft ohne Graus  
Beneidenswertes Glück daraus,  
Sie schafft das Glück daraus.  
Dann schwillt der Mut, dann schwillt der Bauch,  
Und sei's bei einer Jungfrau auch. —  
So ist's der Menschheit guter Brauch.

## Tiefer Friede

Die Tage verblassen, die Stunden zergehn,  
Die Waffen rasten und rosten;  
Ich bin von vorn und von hinten besehn  
Ein armer verlorener Posten.

Es kreisen die Dohlen, es kriecht das Gewürm,  
Die Menschen hassen und lieben;  
Ich bin wie ein alter Regenschirm  
In Gedanken stehengeblieben.

Staub deckt meine Falten, es wackelt der Knauf,  
Es wankt das Skelett unterm Knaufe;  
Ich wollte, des Schicksals Hand spannte mich auf  
Und hielte mich unter die Traufe.

## Die Hunde

Es waren einmal zwei Hunde,  
Wie war das Herz ihnen schwer!  
Sie liefen wohl eine Stunde  
Hintereinander her.

Sie hofften, in liebendem Bunde  
Werd' ihnen leicht und frei,  
Und waren doch nur zwei Hunde,  
Und keine Hündin dabei.

Das ist die soziale Misere,  
Die Sphinx in der Hundewelt,  
Daß man vom Hundeverkehre  
Die Hündinnen ferne hält.

Die Hündinnen werden ja häufig  
Gleich nach der Geburt ersäuft,  
Und wird eine Hündin läufig,  
Verhindert man, daß sie läuft.

Man läßt sie aus ihrem Kerker  
Tag und Nacht nicht heraus;  
Knurrend liegt Bella im Erker  
Zu Füßen der Tochter vom Haus.

Lisettchen starrt in die Zeilen  
Und zittert wohl mit den Knien,  
Zuckt mit den Lippen bisweilen,  
Und beide denken an ihn.

Wallt man im Familienvereine  
Sonntags vors Tor hinaus,  
Bella geht an der Leine  
Zugleich mit der Tochter vom Haus.

Hier rücken heran die Studenten,  
Dort naht sich Nero galant;  
Wie wird von beiden Enden  
Die arme Leine gespannt!

In einem Rudel Hunde  
Kam schließlich man überein,  
Es möge nun in der Runde  
Jeder mal Hündin sein.

Das Auge, angstvoll, trübe,  
Schweift ferne zum Horizont,  
Als spräch's: Und das hat der Liebe  
Himmlische Macht gekonnt.

Der kleine Fritz ging vorüber  
Und sagte: Lieber Papa,  
Sage mir doch, du Lieber,  
Was machen die Hunde da?

Papa entgegnet: Das nennt man,  
Darf dir nicht sagen wie;  
An diesen Greueln erkennt man  
Das lausige Hundevieh.

## Autodafé

Du ketzerische Liederbrut,  
Ihr Schelme, ihr perfiden Schwätzer,  
Aufwiegler ihr für Fleisch und Blut,  
Ihr losen, liederlichen Ketzer,

Habt acht, euch droht ein Glaubensakt:  
Schon steht der Holzstoß hochgeschichtet;  
Erbarmungslos hinaufgepackt  
Wird, was ich frechen Sinns gedichtet.

Empor zum klaren Aetherraum  
Hebt sich das Flammenspiel des Brandes:  
Ein Totenopfer wüstem Traum,  
Die Siegesfackel des Verstandes!

## Lulu

Ich liebe nicht den Hundetrab  
Alltäglichen Verkehres;  
Ich liebe das wogende Auf und Ab  
Des tosenden Weltenmeeres.

Ich liebe die Liebe, die ernste Kunst,  
Urewige Wissenschaft ist,  
Die Liebe, die heilige Himmelsgunst,  
Die irdische Riesenkraft ist.

Mein ganzes Innre erfülle der Mann  
Mit Wucht und mit seelischer Größe.  
Aufjauchzend vor Stolz enthüll' ich ihm dann,  
Aufjauchzend vor Glück meine Blöße.

## Pirschgang

Laßt mich schnobbern, laßt mich schnüffeln  
Durch die Stille der Wälder fort.  
Schon wittre ich das schwellende Fleisch der Trüffeln,  
Der saftigen Brünetten von Perigord.

Hier ist der Ort. Ich wetze die Hauer,  
Ich bohre den Rüssel wohl in den Grund —  
Wie macht doch Arbeit das Leben sauer,  
Die Seele krank und die Glieder wund!

Gierig verschling' ich die prickelnden Früchte,  
Bis mich der Satan im Rücken kneipt —  
Es ist die alte Passionsgeschichte,  
Daß unsere Freude sich selbst entleibt.

Sie läßt sich erjagen, sie läßt sich haschen,  
Die Pulse fliegen, das Herz schlägt wild.  
Und zieht man die Himmelstochter auf Flaschen,  
Sie schwindet dahin wie ein Schattenbild. —

Noch eine der haltbarsten Delikatessen  
Ist frischer Lippen flammender Kuß;  
Der Hunger steigert sich mit dem Essen,  
Und im Genießen wächst der Genuß.

## Die sieben Heller

Großer Gott im Himmel, sieben  
Heller sind mir noch geblieben!  
Was nur fang' ich armer Mann  
Mit den sieben Hellern an.

Tod und Teufel, wären's zwanzig,  
Tanzte gleich noch einen Tanz ich  
Auf der Bühne buntbemalt,  
Wo man zwanzig Heller zahlt!

Wären's fünfzehn! — Einen Teller  
Wurst kauft man für fünfzehn Heller.  
Hungrig bin ich so wie so;  
Eine Wurst macht lebensfroh.

Ach, und wären's auch nur zehne!  
Ein Schluck Bier, den ich ersehne,  
Ist er gleich ein wenig klein,  
Muß für zehne käuflich sein.

Aber sieben, sieben ganze  
Rote Heller, nicht zu Tanze,  
Nicht zu Wurst und nicht zu Bier,  
Gar zu nichts verwendbar mir —!

Lehr' mich du, o Fürst der Hölle,  
Was tät'st du an meiner Stelle,



Wenn im Beutel du zuletzt  
Nur noch sieben Heller hätt'st? —

Alsbald zieht der große Weise  
Seine düst'ren Zauberkreise,  
Spuckt nach rechts und links und spricht:  
Hör' mich an, du armer Wicht!

Kommt bei Wettersturm und Regen  
Dir ein Bettelkind entgegen,  
Schwarz von Auge, schwarz von Haar,  
Busen im Entwicklungsjahr,

Wirf ihr deine sieben Heller  
In des Hemdes losen Gölle,  
Sag' ihr, sie sei engelschön,  
Schweig und heiß sie weitergehn!

Du hast Freude, sie hat Freude,  
Freuen werdet ihr euch Beide;  
Meine Freude hab' auch ich,  
Segne und belohne dich!

## Der Tantenmörder

Ich hab' meine Tante geschlachtet,  
Meine Tante war alt und schwach;  
Ich hatte bei ihr übernachtet  
Und grub in den Kisten-Kasten nach.

Da fand ich goldene Haufen,  
Fand auch an Papieren gar viel  
Und hörte die alte Tante schnaufen  
Ohn' Mitleid und Zartgefühl.

Was nutzt es, daß sie sich noch härme,  
Nacht war es rings um mich her —  
Ich stieß ihr den Dolch in die Därme,  
Die Tante schnaufte nicht mehr.

Das Geld war schwer zu tragen,  
Viel schwerer die Tante noch.  
Ich faßte sie bebend am Kragen  
Und stieß sie ins tiefe Kellerloch. —

Ich hab' meine Tante geschlachtet,  
Meine Tante war alt und schwach;  
Ihr aber, o Richter, ihr trachtet  
Meiner blühenden Jugend-Jugend nach.

## Auf dem Faulbett

Auf mein Faulbett hingestreckt  
Ueberdenk' ich so meine Tage,  
Forschend, was wohl dahinter steckt,  
Daß ich nur immer klage.

Ich habe zu essen, ich habe Tabak,  
Ich lebe in jeder Sphäre,  
Ich liebe je nach meinem Geschmack  
Blaustrumpf oder Hetäre.

Die sexuelle Psychopathie,  
Ich habe sie längst überwunden. —  
Und dennoch, ich vergeß es nie,  
Es waren doch schöne Stunden.

## Trost

Der Tod kommt bald und sicher,  
Hält stets sich in der Näh'.  
Er ist ein fürchterlicher  
Tröster im Erdenweh.

Ich hasse ihn nicht aus Liebe,  
Ich liebe ihn heiß aus Haß.  
Wenn man unsterblich bliebe,  
Wie grauenvoll wäre das!

Des Fressens und Weitergebens  
Urewige Wiederkehr  
Als höchsten Ertrag des Lebens  
Ertrag' ich nicht länger mehr.

## Am Scheidewege

Der schwere Fluch, der auf dem Haupt mir lastet,  
Drückt mich darnieder in den Straßenkot;  
O Gott, o Welt, erbarmt euch meiner Not;  
Ihr wißt, weswegen ich ihn angetastet.

Ihr wißt, ihr selber jagtet mich hinein,  
Mit tausend Peitschenhieben ins Verderben;  
Nehmt mich zur Sühne denn und laßt mich sterben,  
Nur laßt mich nicht so schimpflich elend sein.

Ich war nicht schlecht; nun mag ich's freilich werden,  
Gab ich mein Bestes doch zum Opfer hin.  
Nehmt mich hinweg, solange' ich Mensch noch bin!  
Ein Tier, ein Teufel werd' ich sonst auf Erden.

## Meningitis tuberculosa

Die Augen irren kreuz und quer,  
Die Hände krabbeln hin und her,  
Der dünne Atem zieht so schwer,  
Nun schlägt auch bald das Herz nicht mehr.

Längst hat im Köpfchen tiefe Nacht  
All Gram und Schmerz zur Ruh' gebracht;  
Die schlaffe Lippe singt und lacht  
Wie Abendwind ob Grabesschacht.

Die Hand in meiner brennt so heiß,  
So aderblau, so kreideweiß;  
In ihrem Innern perlt der Schweiß  
Gleich Morgentau auf Blütenreis.

Das Auge glänzt, der Atem pfeift,  
Die Schwester nach dem Doktor schweift,  
Der Vater mit der Mutter keift,  
Die Mutter in die Wolken greift.

Drei Klageweiber treten ein,  
Sie fangen gräßlich an zu schrein:  
O Gott, o Gott, o Mägdelein,  
Der Himmel muß barmherzig sein!

Gebrochen unter Ach und Weh,  
Sie sinken auf das Kanapee;  
Die Mutter kommt mit dem Kaffee,  
Sie blicken schluchzend in die Höh'.

Ein leiser heller Klageton —  
Die Weiber hören nichts davon,  
Sie plappern über Mägdelohn —  
Das junge Leben ist entflohn.

## Vergänglichkeit

Streck deine Beine, mein hübscher Genöß;  
Deine schwarzen Strümpfe aus Fil d'Ecosse  
Reichen dir weit bis über die Kniee,  
Wenn ich sie dir nicht noch höher ziehe.

Sie sind das Verhänglichste wohl an dir,  
Deine schwarzen Strümpfe; ich sterbe dafür.  
Hell schimmert die Haut durch die weiten Maschen,  
Man möchte von außen schon daran naschen.

Dabei legst du deine Füße so friedlich  
Uebereinander, die blanken Lackschuhe appetitlich  
Gestreckt — die Seligkeit, sie dir zu binden,  
Kann im Himmel nicht ihresgleichen finden.

Dein schwarzer Lockenkopf, deine blassen Wangen,  
Dein splitter nackter Mund, deine bangen  
Tiefschwarzen Augen sind eine Pracht,  
Doch haben nicht sie mich verrückt gemacht.

Deine Unwiderstehlichkeit liegt in den Beinen.  
Seh' ich dich kommen, so möcht' ich weinen.  
Du hebst die Knie in einem Takt,  
Der würgend mich an der Kehle packt.

Ich will dir zum ewigen Angedenken  
Ein Paar Strumpfbänder in zartem Lila schenken



Mit goldenem Wappen, denn du bist in der Tat  
Ein Mädchen und ein junger Aristokrat.

Ein Knabe, der in seiner Anmut nicht leidet,  
Wenn er sich zuweilen als Mädchen verkleidet;  
Aber deine Mutter sagt mir, du seist  
Durchdrungen von ritterlichem Geist.

Du bestehest mit Glanz die schwierigsten Examen  
Und schwärmest auch schon für die allerreizendsten  
Niemand glaubt mir in dieser Welt, [Damen.  
Wie mir das an dir, meinem Schützling gefällt.

Noch bist du Cherub. Wenige Wochen,  
Dann ist wohl die Knospe schon aufgebrochen;  
Dann blickst du mit grimmem Schauder auf mich,  
Der dir so zärtlich die Locken strich.

Wie schade, daß alles Schöne vergeht,  
Auch deine Hoheit. Die Pubertät  
Macht dich den übrigen Flegeln ähnlich.  
Der Duft ist hin und du wirst gewöhnlich.

## Aufschrei

Was ich getan, das läßt sich nicht bessern,  
Es läßt das Gewissen sich nicht verwässern.  
Ich stehe schuldlos vor meinem Verstand  
Und fühle des Schicksals zermalmende Hand.

Der Mut versiegt, es wachsen die Schmerzen,  
Und öd und trostlos wird es im Herzen.  
Ich bin verstoßen, ich bin verdammt,  
Ringsher von Rachegluten umflammt.

Wenn jetzt mich Irrsinn lindernd umfinge,  
Wenn ich verkappt in den Himmel ginge!  
Verschlossen ward mir die Seligkeit,  
Ich schliche mich ein im Schellenkleid.

Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen.  
Man schätzt den Klugen, man preist den Kühnen,  
Allein das Herz, das Herz in der Brust  
Ist sich unendlicher Schuld bewußt.

## Das Goldstück

Hier an dieser öden Stätte  
Will ich rasten, bis es tagt;  
Welker Rasen ist ein Bette,  
Wie's mir eben recht behagt.  
Neben mir die Wogen brausen,  
Ueber mir die Wolken sausen,  
Keiner milden Stimme Klang  
Tönt den düstren Hag entlang.

Alles habt ihr mir genommen,  
Was ihr mir gegeben habt;  
Nackend bin ich hergekommen,  
Nackend bin ich hingetrabt,  
Ohne Strümpfe, Stiefel, Hosen —  
Meines Lebens lichte Rosen,  
Meiner Jugend muntre Sinn,  
Alles, alles ist dahin.

Ob es schon ein Ziel mir setzte,  
Zu erforschen vom Geschick,  
Werf' ich in die Luft dies letzte  
Blanke goldgeprägte Stück,  
Daß es, auf des Kopfes Seite  
Fallend, meinen Tod bedeute;  
Wenn das Bild gen Himmel schaut,  
Sei noch besser Zeit vertraut.

Und es steigt, es fällt, es klingelt,  
Sieh, zum Himmel starrt die Zahl!  
Mein erbebend Herz umzingelt  
Todesangst zum letztenmal. —  
Eingedenk der Abschiedsflasche  
Steck' ich's schweigend in die Tasche;  
Ihre Dauer sei mein Maß,  
Eins des andern Stundenglas.

Spät am Tage schlendr' ich weiter  
In der Sonne fahlem Glanz.  
Such dir rüstigern Begleiter,  
Wandrer du im Efeukranz!  
Vieles möchtest du versäumen,  
Ich darf rasten, ich darf träumen;  
Was das Schicksal mir verspricht,  
Jüngling, das enteilt mir nicht.

## Perversität

Ein Waisenkind mit nassen, blassen Wangen,  
Mit hohlen Augen und mit dünnen Armen  
Huscht scheu hervor, inständig mein Erbarmen  
Anflehend, stotternd, schlotternd, furchtbefangen.

Eisig sein Körper, glühend sein Verlangen,  
Müht sich's frostbehebend, menschlich zu erwarmen.  
Vergebne Qual; erschlaft in meinen Armen  
Bewimmert es sein Hoffen und sein Bangen.

Beschämt schleicht sich's von hinnen, ächzend, siechend,  
Nachts bettelnd und bei Tage sich verkriechend,  
Heut' in Verzweiflung, morgen in Verzücktheit;

Verfällt gemach schmerzstillender Verrücktheit,  
Stutzt, lacht, jauchzt todesfroh, und, der Gewandung  
Vom Gischt beraubt, zerschellt es in der Brandung.

## Erdgeist

Greife wacker nach der Sünde;  
Aus der Sünde wächst Genuß.  
Ach, du gleichest einem Kinde,  
Dem man alles zeigen muß.

Meide nicht die ird'schen Schätze:  
Wo sie liegen, nimm sie mit.  
Hat die Welt doch nur Gesetze,  
Daß man sie mit Füßen tritt.

Glücklich, wer geschickt und heiter  
Ueber frische Gräber hopst.  
Tanzend auf der Galgenleiter  
Hat sich Keiner noch gemopst.

## Minona

Laß sie mich küssen, die knospende Blume, den Kelch  
meiner Trunkenheit!

Wenn meiner Lippen fiebernde Glut dir die Glieder  
durchzittert hat,

Dann erst wirst du mir Weib, und ein mächtig Erinnern  
Schwellt meine Segel glückseligen Inseln entgegen.

## Das tote Meer

Mein Herz ist leer wie eine taube Nuß,  
Als Kobold spukt darin der Ueberdruß.  
Wenn ich's bei Licht mir nah' vors Auge halte,  
Bleckt er mich hämisch an aus enger Spalte.

An hundert Weiber hatt' ich wohl im Sold,  
Mit denen ich mein Gut und Blut vertollt,  
Die schönsten Nymphen im modernen Babel,  
Und ich blieb leer, vom Scheitel bis zum Nabel.

Kein Funke mehr, kein Stern aus früherer Welt;  
Kein Flämmchen, das den Busen sanft erhellt.  
Nur Pharus ragt noch stets mit glüh'nden Kohlen  
Hoch in die Nacht. Der Teufel soll ihn holen!



## Auf eigenen Füßen — Donnerwetter

In der Jugend früh'ster Pracht  
Tritt sie einher — Donnerwetter,  
Nur von Eitelkeit erfüllt,  
Das Herz noch leer — Donnerwetter,

Ganz mit frühlingsfrischen Reizen  
Angetan — Donnerwetter,  
Und erblickt in allen Männern  
Nur den Mann — Donnerwetter!

Donnerwetter, zeigt der Gang,  
Donnerwetter, Ueberschwang!  
Donnerwetter, diese Glieder,  
Donnerwetter, welch ein Fang!

Donnerwetter, erst im Traum,  
Donnerwetter, gibt sie kaum  
Ihrer Neigung hin und wieder  
Etwas Raum — Donnerwetter!

Donnerwetter, aber plötzlich  
Drängt die Leidenschaft zum Ziel.  
Donnerwetter, hochergötzlich,  
Donnerwetter, wird das Spiel!

Donnerwetter, sinkt zurück,  
Donnerwetter, voller Glück

Sie zum ersten Male nieder,  
Welch ein Blick — Donnerwetter!

Juchhei, hallo,  
Wie fühlt die Maid sich froh!  
Hallo, juchhei,  
In ihres Lebens Mail!

Wenn auch der Mai mit Sturm begann,  
Lustig geht's fortan:  
Heute mit den Fürstenkindern,  
Morgen mit den Bürstenbindern.

Wild saust sie durchs Leben dann,  
Donnerwetter, unter Jubel und Geschrei —  
Juchhei!  
Wie kühn sie's ersann,  
Wie klug sie's gewann,  
Voll Grauen erzählt's so mancher Mann —  
Donnerwetter!

## Schriftstellerhymne

Der Schriftsteller geht dem Broterwerb nach  
Mit ausgefransten Hosen.

Er schläft sieben Treppen hoch unterm Dach  
Mit ausgefransten Hosen.

Schöner, grüner,

Schöner, grüner Lorbeerzweig, der dich neckt  
Und die Stirn bedeckt, wenn der Lump verreckt,  
Mit ausgefransten Hosen.

Ist irgendwer gegen sein Schicksal erbost

Mit ausgefransten Hosen,

Der Schriftsteller bringt auch dem Aermsten noch Trost  
Mit ausgefransten Hosen.

Schöner, grüner, usw. usw.

Der König spricht nach, was ein Schriftsteller schrieb  
Mit ausgefransten Hosen.

Dem Volk ist er fast wie sein König so lieb

Mit ausgefransten Hosen.

Schöner, grüner, usw. usw.

Der Schriftsteller ragt zu den Sternen empor  
Mit ausgefransten Hosen.

Er raunt seiner Zeit ihre Wonnen ins Ohr

Mit ausgefransten Hosen.

Schöner, grüner, usw. usw.

Der Schriftsteller schafft am Webstuhl der Zeit  
Mit ausgefransten Hosen.  
So wirkt er der Gottheit lebendiges Kleid  
Mit ausgefransten Hosen.  
Schöner, grüner, usw. usw.

Und trägt er die Schriftstellerei zu Grab  
Mit ausgefransten Hosen,  
Gleich lösen ihn hundert Schriftsteller ab  
Mit ausgefransten Hosen.  
Schöner, grüner, usw. usw.

## Silvester

Mein Fenster öffnet sich um Mitternacht,  
Die Glocken dröhnen von den Türmen nieder,  
Die Berge leuchten rings in Flammenpracht,  
Und aus den dunklen Gassen hallen Lieder.  
Will mir der Lärm, will mir der blut'ge Schein  
Des nahen Völkerkriegs Erwachen deuten? —  
Noch ist die Saat nicht reif. Die Glocken läuten  
Dem neuen Jahr. — Wird es ein bessres sein?

Ein neues Jahr, in dem mit blassem Neid  
Die Habsucht und die Niedertracht sich messen;  
Ein neues Jahr, das nach Vernichtung schreit;  
Ein neues Jahr, in dem die Welt vergessen,  
Daß sie ein Altar dem lebend'gen Licht;  
Ein neues Jahr, des dumpfe Truggewalten  
Den Adlerflug des Geistes niederhalten;  
Ein neues Jahr! — Ein bessres wird es nicht.

Von Goldgier triefend und von Gaunerei,  
Die Weltgeschichte, einer feilen Dirne  
Vergleichbar, kränzt mit Weinlaub sich die Stirne,  
Und aus der Brust wälzt sich ihr Marktgeschrei:  
Herbei, ihr Kinder jeglicher Nation;  
An Unterhaltung ist bei mir nicht Mangel.  
Im internationalen Tingeltangel,  
Geschminkt und frech, tanz' ich mir selbst zum Hohn,

Den heil'gen Ernst der menschlichen Geschicke  
Wandl' ich zur Posse, daß ihr gellend lacht;  
Den Freiheitsdurst'gen brech' ich das Genicke,  
Damit mein Tempel nicht zusammenkracht.  
Ich bin der F r i e d e, meine holden Blicke  
Besel'gen euch in ew'ger Liebesnacht;  
Wärmt euch an mir und schlaft bei meinem Liede  
Sanft und behaglich ein; ich bin der Friede!

Drum segne denn auch für das künft'ge Jahr  
Gott euren süßen Schlaf. Das Todesröcheln  
Des Bruders auf der Freiheit Blutaltar  
Verhallt, wenn meine fleisch'gen Lippen lächeln.  
Nur wenn der eigne Geldsack in Gefahr,  
Dann tanz' ich mit den schellenlauten Knöcheln  
Sofort Alarm, damit euch eure Schergen  
Zu den geraubten neue Schätze bergen.

Warum schuf Gott den Erdball rund, warum  
Schuf Kruppsche Eisenwerke er in Essen,  
Als daß den Heiden wir mit Christentum  
Und Schnaps das Gold aus den Geweiden pressen.  
Ein halb Jahrtausend ist das nun schon Mode,  
Doch sehr verfeinert hat sich die Methode:  
Kauf' oder stirb! Wer seines Goldes bar,  
Den plagt dann ferner auch kein Missionar.

Ich bin der Friede, meine Schellen läuten,  
Sobald des Menschen Herz sich neu belebt,

Und meine Füße, die den Tod bedeuten,  
Zerstampfen, was nach Licht und Freiheit strebt.  
Ich bin der Friede, und so wahr ich tanze  
Auf Gräbern in elektrisch grellem Glanze,  
Es fällt zum Opfer mir das künft'ge Jahr,  
Wie das geschiedne mir verfallen war!

So sang die Göttin. Aber, Gott sei Dank,  
Noch eh' sie dirnenhaft von hinnen knixte,  
Gewahrt' ich, daß die üpp'ge Diva krank  
Und alt, so rot sie sich die Wangen wichste,  
Daß schon der Tod ihr selbst die Brust gehöhlt;  
Und tausend Bronchien rasselten im Chore:  
Der rote Saft sprengt dieses Leichnams Tore,  
Eh' er noch einmal seine Jahre zählt.

Dann wurden unterird'sche Stimmen laut:  
Der Mensch sei nicht zum Knecht vor goldnen Stufen,  
Es sei zum Herrscher nicht der Mensch berufen,  
Der Mensch sei nur dem Menschen angetraut.  
Ein dumpfes Zittern, wie aus Katakomben,  
Erschütterte den Boden. Alsogleich  
Ward jeden Gastes Antlitz kreidebleich:  
Bewahr' uns Gott vor Anarchie und Bomben!

Ich aber denke: Eh' ein Jahr vergeht,  
Vergeht die Kirchhofsruhe. Böse Zeichen  
Verkünden einen Krieg, der seinesgleichen  
Noch nicht gehabt, solange die Erde steht.

Noch ist die Saat nicht reif, doch wird sie reifen,  
Und Habgier gegen Habgier greift zum Schwert;  
Es wird der Bruder, seines Bruders wert,  
Dem Bruder mörd'risch nach der Kehle greifen.

Die Glocken sind verhallt, verglommen sind  
Die Feuerbrände und verstummt die Lieder;  
Die alte, ew'ge, blinde Nacht liegt wieder,  
Wie sie nur je auf Erden lag, so blind;  
Und doch hängt das Geschick an einem Haar  
Und läßt sich doch vom Klügsten nicht ergründen.  
Wie werden diese Welt wir wiederfinden,  
Wenn wir sie wiederfinden, ü b e r s J a h r ?



## Tingel-Tangel

Trauert nicht, ihr Völkerscharen,  
Ob der schweren Zeit der Not.  
Packt das Leben bei den Haaren.  
Morgen ist schon mancher tot.

Küssen, um geküßt zu werden,  
Lieben, um geliebt zu sein,  
Gibt's ein schöner Los auf Erden  
Für ein artig Mägdelein?

Ja, die Liebe ist mein Credo,  
Meines Lebens Inbegriff,  
Und so werd' ich zum Torpedo,  
Ach, für manches Panzerschiff.

Ach, mir ist zumut, als stünde  
Mir geschrieben im Gesicht:  
Eine grauenvollre Sünde  
Als die Tugend gibt es nicht!

Fürchte nichts, mein süßer Schlingel;  
In der schweren Not der Zeit  
Freut der Mensch sich nur im Tingel-  
Tangel seiner Menschlichkeit.

Bei dem allgemeinen Mangel  
Idealer Seelenglut  
Treffst ihr nur im Tingel-Tangel,  
Was das Herz erheben tut.

Saht ihr einen süßren Engel  
Je zu eurem Zeitvertreib,  
Als ein hübsches Tangel-Tengel-  
Tingel-Tongel-Tungel-Weib?

Tuben schmettern, Pauken dröhnen,  
Schrille Pfeifen gellen drein,  
Spenden dem Gesang der Schönen  
Ihre Jubel-Melodein.

Wie die Sturmflut unermüdlich,  
Tönt des Konterbaß Gebrumm;  
Und die Schöne lächelt friedlich  
Nieder auf das Publikum.

Ach, da werden wider Willen  
Aller Augen patschenaß,  
Kneifer türmen sich auf Brillen,  
Und davor das Opernglas.

Trommelwirbel und Geklingell  
Lauter dröhnt der Pauken Ton;  
Und im Tausel tanzt die Tingel-  
Tangel-Tänzerin davon.

Und nun schwillt das dumpfe Gröhlen  
Zum Radau bei Alt und Jung,  
Und aus tausend Männerkehlen  
Wälzt sich die Begeisterung.

Doch das Mädchen ist entschwunden,  
Hat sich auch vielleicht derweil  
Schon mit Schnüren losgebunden  
Ihrer Reize größten Teil.

Lang noch hallen tiefgestöhnte  
Liebesklagen ringsumher;  
Doch umsonst, das heißersehnte  
Mädchen kokettiert nicht mehr.

# Grand Ecart

## Tanzlied

Sind die Muskeln straff gespannt,  
Schuh und Strümpfe gut imstand,  
Dann beginn  
Mittendrin,  
Von vorn und hinten Königin!  
Tanz, wie nie kein Weib getanzt,  
Jeden Bocksprung, den du kannst!  
Linkes Bein,  
Flinkes Bein —  
Das rechte muß noch flinker sein.  
Wenn die Pauke kracht,  
Grand Ecart gemacht!  
Mit den Hüften  
Hoch in Lüften  
Schafft sich Raum  
Der Purzelbaum.

\*

Als von Haus du Abschied nahmst  
Und dann zum Theater kamst,  
Träumtest du dir je dabei,  
Daß Spagat die Richtschnur sei?  
Nein, du träumtest sicherlich  
Hochdramatisches Fach für dich:  
Klärchen, Sappho, Rhodope,  
Schlimmsten Falls noch Salome.  
Erntet nun das tolle Ding

Nacht für Nacht mit High kicking  
Ovationen,  
Die sich lohnen,  
Ißt sich täglich satt  
Und kollert hurtig wie ein Wagenrad  
Nach dem höchsten Zweck  
Durch den tiefsten Dreck,  
Lacht immer quietschvergnügt,  
Wenn hoch das Röckchen fliegt —  
Hopp, hopp, spring deinen größten Freudensprung!  
Der war noch zu klein,  
Größer muß er sein,  
Bist doch zur Belustigung  
Nur einmal jung.

\*

Wir, die unser Glück versuchten  
Ohne Ring und Standesamt,  
Pfeifen auf die gottverfluchten  
Bonzen, die den Tanz verdammt.  
Spreizend unser Goldgefieder,  
Singend lauter Luderlieder,  
Gleiten wir zur Erde nieder,  
Zum Ecart entflammt.

## Rückblick

Wie hab ich nun mein Leben verbracht?  
Hab viel gesungen, hab viel gelacht,  
Unzähligen Menschen Freude beschert,  
Doch den Fröhlichen stets lieber zugehört.  
Denn mein Gedicht, wenn man's nicht übel nimmt,  
War immer zuerst nur für mich bestimmt.  
Und ward's mit den Jahren wesentlich stiller,  
Mir selber pfeif' ich noch oft einen Triller  
Im Genusse der höchsten Lebensgabe,  
Daß ich nie einen Menschen verachtet habe.  
Nur mit einem lag ich in ewigem Streit,  
Mit dem hohlen Götzen der Feierlichkeit.  
Denn ein vornehmer Mensch ist selbstverständlich,  
Macht nicht seine Vornehmheit extra kenntlich  
Und wird sich mit größtem Gewinn bequemen,  
Den eigenen Wert nicht ernst zu nehmen,  
Weil ihm die, so er sich zu Gast gebeten,  
Dann reicher und freier entgentreten. —  
Und wenn nun das Trugbild mählich entschwebt,  
Dann sag ich: Ich habe genug gelebt  
Und verspüre wahrlich kein großes Verlangen,  
Die Uebung noch einmal von vorn anzufangen,  
Denn für den einzelnen der Ertrag  
Ist plus minus null für jeglichen Tag.  
Was aber irgend übrig bleibt,  
Wird der Kraft der Lebendigen einverleibt.



# PROSA





# ÜBER EROTIK

VORWORT ZU DEN ERZÄHLUNGEN

»FEUERWERK«



---

Die meisten Menschen pflegen ihre Mitmenschen in zwei große Klassen einzuteilen: In ihre Freunde und ihre Feinde, in diejenigen, mit denen sie ein und dieselbe Sprache verbindet, und in diejenigen, mit denen sie keine Verständigung finden, in diejenigen, die ihrer Entwicklung förderlich sind, und in diejenigen, die sie in ihrer Entwicklung hindern.

Auch ich möchte die Menschen in zwei große Parteien einteilen. Die eine Partei huldigt seit Menschengedenken dem Wahlspruch:

„Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist.“  
Selbstverständlich ist der Geist dabei das höhere Element, der absolute Herrscher, der jede selbstherrliche, revolutionäre Aeüßerung des Fleisches aufs unerbittlichste rächt und straft.

33 512

Diese Geringschätzung und Entwürdigung hat sich aber das Fleisch auf die Dauer niemals gefallen lassen. Das Fleisch hat den Bekennern des Wahlspruches: „Fleisch bleibt Fleisch — im Gegensatz zum Geist“ immer und immer wieder den tollsten Schabernack gespielt.

Infolge dieses ewigen Schabernacks hat sich eine andere Partei gebildet, die nach reiflicher Erfahrung dem Wahlspruch huldigt:

„Das Fleisch hat seinen eigenen Geist.“

Im Sinne der Bekenner dieses Wahlspruches sind die in diesem Buch enthaltenen Erzählungen geschrieben. Ihre Probleme drehen sich um den eigenen Geist des Fleisches, den wir im allgemeinen Erotik nennen. Diese Erotik hat bis vor wenigen Jahren nicht nur in Deutschland als ein anrühiges Gebiet gegolten. Es sei mir vergönnt, diese allbekannte Anrühigkeit mit einigen gänzlich unparteiischen Worten zu erörtern.

Infolge von Unglücksfällen aller Art, Selbstmorden usw. drängt sich uns seit einigen Jahren das Problem der sexuellen Aufklärung der Jugend auf.

Unsere Jugend hat es nun aber meiner Ansicht nach gar nicht in erster Linie nötig, sexuell aufgeklärt zu werden. Eine genauere Aufklärung über Vorgänge und Gefahren der Sexualität hätte jedenfalls nicht das Haus, sondern die Schule zu besorgen. Das Haus, die Familie aber hat die heranwachsende Jugend vor allem darüber aufzuklären, daß es in der Natur überhaupt gar keine unanständigen Vorgänge gibt, sondern nur nützliche und schädliche, vernünftige und unvernünftige. Daß es in der Natur aber unanständige Menschen gibt, die über diese Vorgänge nicht anständig reden, oder die sich bei diesen Vorgängen nicht anständig benehmen können.

Warum? Weil es ihnen an Bildung, an geistiger Freiheit fehlt.

Die Jugend wächst nicht in angeborener Dummheit und Blindheit heran. Ein wahnwitziges Verbrechen ist es hingegen, die Jugend systematisch zur Dummheit und Blindheit ihrer Sexualität gegenüber anzulernen und zu erziehen, sie systematisch auf den Holzweg zu führen.

Dieses Verbrechen ist in den letzten hundert Jahren bei uns allgemein in Schule und Haus begangen worden. Und aus welchem Grunde wurde dieses Verbrechen begangen? Aus Furcht, daß ernste Gespräche über Erotik und Sexualität der heranwachsenden Jugend Schaden zufügen könnten.

Diese Befürchtung ist das Ergebnis einer großen Selbsttäuschung. Die Eltern vermieden solche Gespräche nicht etwa, wie sie sich einredeten, aus Furcht, ihren Kindern damit zu schaden, sondern weil sie selber unter sich über erotische Fragen nicht sprechen konnten, weil sie ernst darüber zu sprechen nicht gelernt hatten.

Und warum konnten denn Eltern unter sich so lange Zeit nicht frei und offen über sexuelle Fragen sprechen? Warum war die Erörterung dieser Fragen im Familienleben schlechtweg und allgemein als unanständig ausgeschaltet?

Weil solche Gespräche häufig und ganz unvorhergesehen zu den allerpeinlichsten Streitigkeiten führten. Und warum entstanden solche Streitigkeiten? Weil sich ein solches Gespräch auf Empfindungsgebieten bewegt, auf denen sich die Menschen, Mann oder Weib, besonders wenn sie zusammen leben, am leichtesten verletzt, beleidigt oder in unerträglicher Weise bloßgestellt fühlen, auf Empfindungsgebieten, auf denen sie niemandem, zu allerletzt dem eigenen Gatten, Rechenschaft zu stehen Lust haben. Als solche Empfindungsgebiete erwähne ich nur ganz beispielsweise: Die körperlichen Reize des Weibes. Die körperliche Gesundheit des Mannes.

Setzen wir einmal den Fall, der Mann spricht unvermutet über irgendeinen ixbeliebigen sexuellen Vorfall, der sich in Spanien oder Marokko abgespielt hat. Die

erste Entgegnung der Frau lautet: Ich bin dir wohl nicht mehr schön genug? — Setzen wir den andern Fall, die Frau spricht über irgendeinen ixbeliebigen sexuellen Vorfall, der sich in Skandinavien oder Grönland abgespielt hat. Die erste Entgegnung des Mannes lautet: Ich genüge dir wohl nicht mehr? — Durch diese Entgegnungen ist die Feindseligkeit eröffnet und eine ersprießliche Erörterung der vielleicht ganz lehrreichen Fälle ausgeschlossen.

Ist nun die mimosenhafte Empfindlichkeit diesen Gebieten gegenüber unter Erwachsenen irgendwie gerechtfertigt?

Sicherlich!

In den Jahren der Vollreife gehören die eben erwähnten Faktoren in sehr vielen Fällen, besonders da, wo es nicht eingestanden wird, zu den wichtigsten Elementen des menschlichen Daseins. Es sind die Faktoren, durch die die Familie zusammengehalten, eventuell in ihrem Bestehen gefährdet, in vielen Fällen auseinandergerissen und zerstört wird.

So leicht und oft am Urbeginn einer Familienzusammengehörigkeit gerüttelt wird, so selten und ungern wird über ihren Urbeginn gesprochen. Gespräche darüber sind wegen des unerquicklichen Verlaufes, den sie zu nehmen pflegen, als ungehörig ausgeschlossen. Fragt jemand nach dem Grunde, dann wird er zurechtgewiesen: Es ziemt sich nicht. Es schickt sich nicht. Es gehört sich nicht. Und fragt er: Warum es sich nicht gehört? Weil es unanständig ist.

Die Familie ist ein Bündnis, in dem aus purer Angst, daß es scheitern könnte, über die Gefahren, die ihm drohen, immer erst dann offen gesprochen werden darf, nachdem es daran gescheitert ist.

Diese Tatsache ist der stärkste Beweis nicht gegen, sondern für die Dauerhaftigkeit der Familie, da ihr zum Trotz die meisten Familien zusammenhalten. Sie ist zugleich ein bedenkliches Zeugnis für die Würde und Selbstachtung des Menschen, der vor Gefahren, denen sein Glück ausgesetzt ist, lieber zeitlebens den Kopf in den Sand steckt, als daß er den Bedingungen, auf denen sein Glück beruht, klar und unerschrocken in die Augen blickt.

Deshalb, weil eine Erkenntnis ebenso inhaltsschwer wie schwierig zu erlangen ist, geht ihr ein Mensch, der etwas auf sich hält, aber erst recht nicht aus dem Wege. Kann dadurch irgendein Schaden entstehen? Kann dadurch irgendein Menschenkind benachteiligt werden? Meiner Ansicht nach nicht.

Es ist in der Welt dafür gesorgt, daß keiner so arm ist, daß nicht ein anderer mit all seinen Existenzbedingungen, mit all seinen Glücksmöglichkeiten auf ihn angewiesen ist.

Davor, daß die Urbedingungen unseres Zusammenlebens ernst erörtert werden, braucht niemand, der seine einmal errungene Stellung behaupten will, zu erzittern. Diese Erörterungen können aber jedem von uns über die Furcht oder Scheu vor allerhand Feinden und Gefahren hinweghelfen, die nur in unserer Einbildung bestehen.

Denn auf keinem andern Gebiete wuchert so viel Aberglauben, auf keinem andern Gebiete sind so viel grundfalsche „Wahrheiten“ im Umlauf, um uns zu den widersinnigsten Tollheiten zu verleiten, wie auf dem der Erotik und der Sexualität.

Ist das ein Wunder, wenn diese Gebiete durch die himmelhohe Schranke des Anstandes, durch diese



offenkundige Vogel-Strauß-Politik, von unserer klaren Vernunft geschieden sind?

Wir kennen die Maschinerie eines Gasmotoren, eines Flugapparates. Wir kennen aber nicht die Maschinerie einer Ehe. Dieser Mechanismus findet sich in keinem Buche dieser Welt erklärt, dagegen erscheinen jährlich hunderttausende von Büchern, in denen phantasiervolle Räubergeschichten über diesen Mechanismus zum besten gegeben werden, in denen die Menschheit ihrer alten Leidenschaft frönt, sich über ihre wichtigsten Angelegenheiten blauen Dunst vorzumachen.

Tausende von gebildeten Menschen glauben, ihre Ehe werde dadurch zusammengehalten, daß sie verheiratet sind. Mit den wirklichen Gründen des Zusammenbleibens wird gar nicht gerechnet. Was Wunder, daß der Irrtum leicht zur Trennung führt! Andere glauben sich durch den gemeinsamen Besitz verbunden. Dieser Trugschluß macht die Beteiligten unweigerlich zu Sklaven ihres Besitzes. Das Schlimmste aber ist, wenn sich Eltern einbilden, daß sie ihrer Kinder wegen zusammenbleiben. Die armen Kinder erhalten dann alle Prügel, die sich die Eltern gerne gegenseitig verabreichen möchten.

Nun wird natürlich die Frage laut: Wo bleibt bei alledem eine Eigenschaft, die seit Jahrtausenden zu den schönsten Tugenden des Menschen gerechnet wurde: Wo bleibt das Schamgefühl?

Leider ist diese Tugend aufs innigste verwandt mit geistiger Unklarheit, mit Schwäche und Unentschlossenheit. Kein vernünftiger Mensch hat das Schamgefühl noch je als eine Tugend hingestellt, die gepflegt und großgezogen werden soll.

Durch eine aufrichtige Erörterung sexueller Fragen

werden aber außerdem allerhand Kulturerscheinungen, die außerhalb der Gesellschaftsordnung stehen, wie die luxuriöse Prostitution, ihrer gänzlich falschen, sagenhaften, völlig ungerechtfertigten Romantik entkleidet. Sie zeigen sich im Lichte solcher Erörterungen als augenblicklich blendende, aber sehr kurzlebige, teils höchst unbequeme, teils sehr unrentable Surrogate der natürlichen Lebensordnung.

Wie aber sind nun bei solchen Gesprächen die Streitigkeiten, die daraus entstehen, zu vermeiden?

Einfach durch Ueberlegung, durch Umsicht, durch Klugheit, kurzum durch eine gesteigerte Geistestätigkeit.

So kann die Erörterung der Sexualität, statt wie bisher ein Tummelplatz menschlicher Roheit zu sein, geradezu zu einer geistigen Schulung, zu einer Geistesgymnastik werden, wie es für unsere Jugend die lateinische Grammatik ist.

In unserer heutigen Gesellschaft spricht man vorsichtiger über Politik als über Religion. Zur Zeit der Reformation war das sicherlich umgekehrt. Ebenso müssen wir heute noch vorsichtiger über Sexualität als über Politik sprechen. Wenn sich die Begriffe auf diesem Gebiete aber einmal geklärt haben, dann wird das vielleicht wieder ganz anders werden.

Seit Menschengedenken haben sich eingefleischt rohe Menschen die allgemeine Scheu, die vor der Erotik bestand, zunutze gemacht und durch unvorhergesehenes Streifen dieses Gebietes ihre zarter, weil ernster aber auch ängstlicher empfindenden Mitmenschen teils wirkungsvoll verblüfft, teils unerträglich geärgert.

So entstand die Zote.

Die Zote, die heute bei uns in Hoftheatern und Tingel-

tangeln, von keinem Staatsanwalt und keinem Zensor behindert, täglich ihre gellenden, dröhnenden Triumphe feiert.

Was ist eine Zote? Zote ist eine Verächtlichmachung, eine Entwürdigung, eine Beschimpfung der Sexualität. Am beliebtesten ist sie bei denjenigen Menschen, die blinde Sklaven ihrer Triebe sind, denen, während sie sich einer Umarmung überlassen, die Sinne schwinden oder deren Denkvermögen dabei aussetzt. In der Verächtlichmachung und Beschimpfung liegt dann eine Art von ohnmächtiger Empörung, von Protest gegenüber einer tyrannischen Gewalt, gegen die es für diese Leute in Wirklichkeit kein Aufkommen gibt. Wie ich das schon in meinem Drama „Hidalla“ auseinandersetzte, ist die Zote ganz die nämliche Erscheinung auf sexuellem Gebiet, die sich auf religiösem in Flüchen äußert.

Aber gerade die rohen, zotigen Menschen unter uns sind die unversöhnlichsten, hartgesottensten Feinde einer ernsten ehrfurchtsvollen Ergründung erotischer Fragen, weil sie dadurch um ihre billigsten, beliebtesten Wirkungen gebracht werden.

Durch unsere ernste Ergründung also werden wir uns, von allem höheren Gewinn abgesehen, vor allem die rohe Zote vom Halse schaffen. Nach oben befestigen wir uns gegen den blinden, überrumpelnden Zufall. Nach unten gegen die siegesgewisse Unverschämtheit kultur- und bildungsfeindlicher Strauchdiebe.

Wenn nun aber ein Polizeibeamter die ernste, künstlerisch wertvolle Erörterung sexueller Fragen in der Öffentlichkeit unterdrückt, während in gleicher Öffentlichkeit Spöttereien und Witzeleien über sexuelle Dinge ohne Bedenken zugelassen werden, so macht sich die-

ser Polizeibeamte dadurch einer unsittlichen Handlung schuldig, und zwar einer Unsittlichkeit, die unvergleichlich schwerer wiegt, als eine einzelne von einem nur halb zurechnungsfähigen Menschen begangene Tat von Notzucht oder Lustmord. Denn seine Handlung leistet der sexuellen Wirrnis Vorschub, unter deren Schutz und Einwirkung Notzucht und Lustmord verübt werden.

Und nun lernen wir erst einmal selber unter uns diese Fragen ernst, sachlich, leidenschaftslos zu betrachten. Der Humor braucht dabei absolut nicht betteln zu gehen. Im Gegenteil.

Der erste Ertrag der sexuellen Aufklärung der Jugend wird sich dann darin zeigen, daß sich die Eltern endlich einmal in sexueller Beziehung, so komisch das klingen mag, klar werden. Daß wir nicht mehr für unanständig halten, was nicht nur den allerfeinsten, allerabgeklärtesten Anstand erfordert, sondern was zugleich neben unserem Broterwerb vielleicht das allerwichtigste Gebiet unseres irdischen Daseins repräsentiert.

Nachher werden wir dann auch ohne Schwindelanfälle und Herzbeklemmungen ermessen können, wie wenig oder wie viel wir Kindern davon mitteilen können, die sich in ihrer Unwissenheit innig danach sehnen, ernst und ehrfurchtsvoll über ihre eigenen Uranfänge sprechen zu hören.



# DER BRAND VON EGLISWYL



---

Im Kanton Aargau in der Nordschweiz liegen die Bergschlösser dichter beieinander als in Norddeutschland die Bauernhöfe. Jeder Berggipfel, jeder Vorsprung des Gebirges ist von einem alten Schloß oder doch wenigstens von einer alten Ruine gekrönt. Von einem Schloß aus kann man mit einem halbwegs guten Fernrohr immer zwei oder drei anderen zu den Söllerfenstern hineinsehen. Im Umkreis von wenigen Meilen liegen da beieinander Wildegg, Habsburg, Bruneck, Casteln, Wildenstein, Lenzburg, Liebegg und Hallwyl. Das Schloß Lenzburg hatte mein Vater gekauft, als ich acht Jahr alt war. Das Städtchen Lenzburg hat aber außer seinem alten hohen Schloß noch eine andere, weniger erfreuliche Merkwürdigkeit. Es ist die nach neuestem amerikanischen Muster erbaute kantonale Strafanstalt. Wenn nun die Gutsbesitzer der Umgegend irgend schwere Arbeiten zu verrichten haben, so mieten sie eine Anzahl von Sträflingen aus der Anstalt, die sich an das ihnen aufgedrungene Heim zur Genüge gewöhnt haben, um keinen Fluchtversuch mehr befürchten zu lassen. Unter diesen Arbeitern finden sich nicht selten schwere Verbrecher.

Im Jahre 1876 war bei uns zu Hause dicht unter den



Schloßfelsen ein großes Stück Matte abgerutscht und hatte die halbe Straße verschüttet. Es mußten zwanzig Fuß tiefe Dohlen und Senklöcher angelegt werden, um das Grundstück zu entwässern. Mein Vater wandte sich an den Strafhausdirektor, der ihm eine Anzahl seiner Zöglinge für die Arbeiten zur Verfügung stellte. Ein Aufseher aus der Anstalt begleitete sie. Uebrigens war auch mein Vater von früh bis spät auf dem Platze. Da die Arbeiter nicht rauchen durften, gab er ihnen Kautabak. Eines Tages handelte es sich um eine lange Bleiröhre, die im Städtchen unten gekauft werden sollte. Mein Vater nahm einen der Sträflinge mit. Auf dem Heimwege holte ich ihn unten am Schloßberg ein. Ich kam eben aus der Schule und hatte den Tornister auf dem Rücken. So gingen wir zu dritt langsam den Berg hinan, in der Mitte mein Vater, trotz seiner sechzig Jahre noch frisch und rüstig, zu seiner Rechten der Sträfling in seinen blauen Zwillickkleidern mit einem von Bartstoppeln überdeckten verdüsterten Gesicht, die zusammengerollte Bleiröhre über der Schulter tragend; zu seiner Linken ich, den Tornister auf dem Rücken. „Wie lange seid Ihr schon in der Anstalt?“ fragte mein Vater den Sträfling.

„Sieben Jahr.“

„Und wie lange bleibt Ihr noch?“

„Acht Jahr.“

„Was hat Euch denn hineingebracht?“

„Ich bin Brandstifter,“ sagte der Sträfling.

„Ihr hattet wohl Schulden und wolltet die Versicherungssumme für Euer Haus einstreichen?“

„Ich hatte niemals ein Haus und niemals Schulden. Ich war Knecht. Aber — aber —“ Darauf erzählte er seine Geschichte. Er war aus dem Dorfe Egliswyl ge-

bürtig, wo er auch sein Verbrechen begangen. Ich war damals höchstens zwölf Jahre alt, aber seine Erzählung machte einen derartigen Eindruck auf mich, daß ich mich heute, zwanzig Jahre später, noch jedes einzelnen seiner Worte erinnere.

„Die Amrain-Susanne,“ begann der Sträfling, „das war eine! Der hatte es unser Herrgott an nichts fehlen lassen, weder außen noch innen. An der hätte jeder, der Mensch ist, seine Freude gehabt. Freilich, sie war auch die Tochter vom Gemeindeammann. Sogar in der Woche war sie immer gekämmt und gewaschen und trug ein weißes Hemd unter der Juppe. Und ich war nur der Knecht, drüben beim Suter-Bauer, und war von der Gemeinde verköstigt worden von Kind auf. Ich habe nie gewußt, wer meine Mutter gewesen ist, geschweige der Vater. Ich habe überhaupt nichts gewußt, nicht von Männern, nicht von Weibern, nur von Vieh, von Kühen, Kälbern: von denen habe ich gewußt, wozu sie in der Welt sind und wie alt sie sind, aber nicht von mir, bis es mir die Amrain-Susanne gesagt hat, der Vater habe gesagt, ich sei neunzehn Jahr und müsse in zwei Jahren zu den Rekruten. Sie holte den Wasserkessel vom Brunnen, und ich hielt die Bethi an der Halfter, weil der Milchbub zur Stadt gefahren war. Sie sah mich an, daß ich mich umwandte, weil ich dachte, sie meinte die Bethi, so groß waren ihre Augen. Du bist neunzehn Jahr, sagte ich ganz laut, wo ich die Bethi im Stall anband, und von da an ging es auch nicht mehr gut mit mir.

„Die Amrain-Susanne war die erste. Nie, solange ich denken kann, hatte ich bis dahin gewagt, sie von vorne anzusehen. Ich glaube, ich hätte es nicht einmal im Traum gekonnt. Ich hatte sie immer erst an-

gesehen, wenn sie wieder dem Haus zuging und mir den Rücken zukehrte. Und nun machte sie solche Augen. Am nächsten Abend sagte sie, ich solle am Sonntag zum ‚Egli‘ kommen. Ich sagte, ich habe kein Geld. Sie sagte, das macht nichts. Am Sonntag ging ich zum ‚Egli‘ und stellte mich an die Türe und sah, wie sie drinnen tanzten. Da kam die Amrain-Susanne mit ihrer Freundin, der kleinen Marianne, und sie zogen mich herein. Zuerst mußte die Marianne mit mir tanzen. Anfangs wollte es nicht recht zusammen gehen; ich hielt sie auch nicht fest, aber sie war so klug, als wir dreimal herum waren, da ging es schon so feurig wie bei den anderen, die mit ihren Uhrgehängen rasselten, und da fühlte ich es auch schon deutlicher, daß es etwas ganz Besonderes mit mir war. Und da ließ die Amrain-Susanne ihren Buben fahren und nahm mich, warm wie ich war, der Marianne aus dem Arm und tanzte mit keinem anderen mehr, bis es dunkel wurde im Saal. Nur zuweilen, wenn die Musikanten sich schneuzten, gab sie mir ein Glas Wein zu trinken, damit ich frisch blieb. Nachher drückte ich sie dann um so fester an mich, daß sie die Schultern zurückbog und mit den Schuhen nicht wußte wohin treten. Als der Tanz aus war, zog sie mich nach, an der Hand. Die Marianne mußte Streit anheben, daß niemand mitkam. Die Schuhe ließ ich auf der Straße, unter dem Brunntrog. Der Gemeindeammann trank im ‚Egli‘. Am Bett waren oben zwei Rosen gemalt. Als ich in unseren Stall zurückkam, und unsere fünf Kühe schliefen in der Reihe, da sagte ich mir selber: Es ist alles eins! Mensch oder Vieh — ich wollte nicht die Hand umkehren!

„Alle Nacht stieg ich zur Susanne zum Fenster hinein

und heraus, und draußen sprang des Gemeindeammanns Barry an mir auf und leckte mir den Mund, ohne einen Laut in der Nacht. — Aber da war die Veronika, dem reichen Leser-Bauer die Tochter, ein stolzes Weibsbild, die war das erste Mädchen im ganzen Dorf. Am Sonntag gingen sie und ihre Gespaninnen das Dorf hinauf, alle in einer Reihe, daß kein Wagen nicht vorbei mochte, die Veronika in der Mitte, weil sie die größte war. Und wenn ein junger Bursche daherkam, dann sahen ihm alle sieben ins Gesicht, gerade in die Augen hinein, bis er vorbei war; und wenn er vorbei war, lachten sie, daß man es bei der Kirche oben hören mochte. Die Veronika hatte auch ihren Buben, schon seit einem Jahr. Aber der Weber-Ruodi hatte die Auszehrung seit dem Herbst. Er konnte nur mehr drei Tänze machen im ‚Egli‘, soviel Wein er auch trank. Dann stützte er die Ellbogen auf den Wirtstisch und sagte kein Wort. Wie mich die Veronika dann tanzen sah, die ganze Nacht durch mit der Susanne, ohne daß ich mich einmal zum Tisch setzte, da kam sie und bat die Susanne um einen Tanz mit mir, sie wolle mich ihr nicht abwendig machen. Die Susanne wollte nicht, aber ich wollte schon und tanzte mit ihr. Die Susanne lief hinaus. Draußen auf der Bank heulte sie. Und die Veronika lachte im Tanz, ich konnte ihr bis in den Hals sehen. Da spürte ich zuerst, wie heiß es in ihr war. Wo man die Veronika nahm, war alles fest, als hätte man sie für den Metzger den Winter gefüttert. Wäre es ein dreijähriges Rind gewesen, bei meinem Eid, ich hätte zwanzig Napoleon dafür lösen wollen. Wir kamen einander nicht aus den Armen und gingen heim, so wie wir getanzt hatten. Es schlug ein Uhr, da klopfte es an den Laden. Das ist der Weber-Ruodi,

sagte sie und stand auf und sagte ihm Gutenacht zum Fenster hinaus, daß er nicht die Nachtbuben holte. Dann sagte sie, ich dürfe nicht mehr zur Susanne, und weil sie mir so lieb war, sagte ich ja. Aber am Tag darauf meinte ich, ich müsse doch zur Susanne gehen. Deshalb ging ich zur Susanne als es Nacht war, und berichtete ihr alles. Da sagte sie, sie sei nicht wie die Veronika; ihrethalben dürfe ich zu jeder gehen, es sei ihr gleich; nur zu einer nicht, zu ihrer Gespanin, der kleinen Marianne. Und weil die Susanne so gut war, sagte ich ja. Aber am anderen Tag dachte ich, es sei schlecht von der Susanne, daß sie mir verboten, zur Marianne zu gehen. Als dann aber unser Muni beschlagen wurde, weil Glatteis war und wir in den Wald fahren mußten, kam die kleine Marianne in die Schmiede und sagte, der Vater käme gleich, er braue noch einen Trank für den Gemeindeammann sein krankes Roß. Da fragte ich sie, ob ich kommen dürfe. Die Marianne stand wie angefroren und sah nach dem Kohlenfeuer und ging leise die Treppe hinauf. —

„Im ‚Egli‘, am Sonntag, gab es Streit zwischen der großen Veronika und der Susanne. Da tanzte ich den ganzen Nachmittag nur mit der kleinen Marianne. Und als der Tanz zu Ende ging, hatten sie sich wieder ausgesöhnt, und wir gingen zu vier nach Hause. Sie hielten mich in der Mitte, weil sie Angst hatten, ich könnte ihnen davonlaufen. So gingen wir auch am nächsten Sonntag durchs Dorf, und die Buben fluchten und verschworen sich, wie sie mich sahen, sie wollten mich erschlagen, und die Mädchen, die bei ihnen standen, lachten sie aus und staunten mich an wie ein Kamel, weil ich mit den drei schönsten Mädchen ging. Die Veronika, die Susanne und die Marianne sahen nicht

nach rechts und nicht nach links. Untereinander diskurierten sie, es war wie drei Hanfrätschen, und dabei lachten sie, daß es das ganze Dorf hören mußte. Der Pfarrer kam daher durch den frischen Schnee und tat, als sähe er nichts. Nur mir sah er unter die Augen. Aber ich dachte, es ist der Neid, weil er schneeweißes Haar hat. — Die kleine Marianne hatte mich so lieb, sie hatte mir eine Tabakspfeife geschenkt. Ich aber zeigte die Tabakspfeife der Susanne, und die Susanne schenkte mir eine große Pelzmütze. Und ich zeigte die Pelzmütze der Veronika, und die Veronika schenkte mir eine silberne Uhr. — Und so kam es, daß, als man die Sommerfrucht säte, da tanzte kein Mädchen im ‚Egli‘, und keine ging in die Spinnstube, bei der ich nicht gewesen zur Nacht. Am Tag schaffte ich, daß es mir eine Freude war. Der Suter-Bauer hatte auch seine Freude. Alle staunten, wie ich in die Breite gegangen war seit einem Jahr. Ich hatte Schultern, man hätte mich können in den Pflug spannen, und nahm mehr auf die Hutte als der Müller-Werni am Bach, wenn ich schon alle Nacht aus war und er nicht. Und bäumige Arme hatte ich bekommen; und gescheit war ich geworden, da fragte mich keiner mehr, wo Hüst oder Hott ist; dem hätt’ ich’s zeigen wollen! — Jetzt hat er das Maß, sagte der Suter-Bauer. Jetzt schicken sie ihn nicht zurück bei den Rekruten.

„Es war mitten im Sommer. Da machte ich die Stalltür auf in der Nacht, da stand die Suter-Bäuerin vor dem Stall. Hans, wohin willst du? — Kümmert Euch das, Bäuerin? — Hans, ich berichte es dem Suter-Bauer. — Da ging ich zurück in den Stall. Die Suter-Bäuerin war dreiundfünfzig Jahre alt. Ihr Gesicht war nicht wie Wiesenland; es war wie Ackerland. Aber ich



sagte mir, es ist für die Amrain-Susanne, sonst macht sie dem Suter-Bauer Bericht. Die Bethi wandte den Kopf im Schlaf, aber die Suter-Bäuerin tat, als kenne sie die Bethi nicht. Ich aber sah ein Mal. Und ich sagte: Wenn Ihr dem Suter-Bauer berichtet, ich gehe aus bei der Nacht, dann berichte ich dem Suter-Bauer, Ihr habt ein Mal. — Da kam sie nie mehr in den Stall, und ich ging, wohin mich der Teufel trieb.

„Und dann kam das Heuet, und dann kam die Ernte, und dann kam das Emd und dann kam die Weinlese, und an der Weinlese hat mich der Herrgott gestraft, daß ich mein Leben abkürzen sollte und zum Brandstifter werden. Dort drüben war es, auf dem Schloß Wildegg. Der Rebmann auf dem Schloß, weil er ein Egliswyler war, nahm die Leser und Leserinnen von Egliswyl. Es war ein reiches Jahr, das letzte, in dem ich Trauben in der Tanse getragen. Die Weinlese währte drei Tage. Wir waren sieben Mannsbilder und zwanzig Weibervölker. Und am dritten Tag, am Abend, da brachte der Schloßherr einen Zigeuner mit, der hatte eine Fiedel, und da tanzten wir auf dem Rasen im Schloßhof. Die Schloßbuben hatten Laternen aufgehängt, und da kamen die Mägde aus dem Haus und tanzten auch mit. Da war eine, die war das Stubenmädchen, die war aus dem Schwabenland. Die war dünn und klein wie ein Kienspan, aber Augen hatte sie, die gingen mir ins Fleisch, daß ich sie nicht mehr vergaß, und ich sehe sie noch heute. Die tanzte nur einmal mit mir, aber als wir gingen, kam sie mit, mit der dicken Köchin, den Weg entlang und sang. Das hörte ich die ganze Nacht. Ich lag im Stall und schaute in die Laterne. Am Abend ging ich wieder nach Wildegg hinunter, weil eine Tanse vergessen war, und da

kam das Stubenmädchen mit mir in den unteren Hof unter die Felsen und gab mir den Mund zum Küssen. Als ich ging, fühlte ich es hier, wo die Brust ist, da tat es weh, ich wußte nicht, was das ist, weil ich niemals krank gewesen war. So ging ich den zweiten Abend wieder hinunter und bat sie, ich wolle bei ihr sein bis am Morgen, aber sie sagte nein. Da habe ich geweint. Drei Tage ging ich nur auf das Feld hinaus, aber ich konnte nicht schaffen. Der Suter-Bauer sagte: Was ist dem Hans? Er ißt nicht, er trinkt nicht, er schafft nicht mehr. — Da ging ich wieder hinunter in der Nacht nach Wildegg. Bei jedem Schritt wurde mir besser. Das Schloßtor war zu, alles war finster. Da saß ich bis am Morgen und ging nicht mehr nach Egliswyl; ich verdingte mich unten im Dorf. Dann ging ich jeden Abend hinauf, wenn es dunkelte, und konnte ich nur einen Zipfel ihrer Schürze sehen, so wurde mir wohl. Unter der Woche fuhr ich mit einem Klafter Holz nach Lenzburg ins Städtchen. Da kaufte ich einen Ring, daß ich etwas hatte, wenn ich zu ihr kam. Sie lachte, als sie ihn nahm, und gab mir ihren Mund. Dann sagte sie, ich dürfe übermorgen wiederkommen, wenn es dunkel sei. Und als ich den Berg hinunterging, da sagte ich mir: dort drüben liegt Egliswyl, und jetzt bist du ein guter Mensch, jetzt kann es dir nicht fehlen in diesem Leben. Geschafft habe ich die drei Tage, bis ich die Marie sah, das war ihr Name, der Bauer hatte nie einen solchen Knecht gehabt. Da kamen mir auch Gedanken unter dem Schaffen: Wenn du vom Militär kommst, dann trägst du jeden Rappen zur Sparkasse, bis es genug ist zu einem Strohhaus und einem Acker. Dann gehst du hinauf aufs Schloß und fragst die Marie, ob sie deine Frau



sein will. Und wenn sie nein sagt, dann gehst du nach Amerika und heiratest nie. Aber sie sagt nicht nein, die Marie; das wäre schlecht, sonst müßte sie es gleich heute sagen und dir nicht sagen, du solltest übermorgen wiederkommen. So sagte ich am Morgen und am Abend zu mir, wenn ich dem Vieh im Stall frische Streu gab; und ich sagte zu dem Vieh, wenn es nicht beiseite wollte: Davon versteht ihr nichts. Das begreift ihr nicht in euren Köpfen. Es ist eben ein Unterschied, ob man Mensch oder Vieh ist!

„Jetzt habe ich sieben Jahre darüber nachgedacht, aber ich begreife noch nicht, was mich dort unten in die Anstalt gebracht, daß ich die schönsten Mannesjahre mir zur Schande schaffen muß und habe keinen Ertrag davon. — Die Marie war ein loses Geschöpf, und wie wir drei Wochen uns abgeschleckt hatten, unten, im unteren Hof, unter den Felsen, in Schnee und Kälte, da wollte sie es wärmer haben, und ich war ihr auch nicht böse darum. Da zeigte sie mir an dem Felsen, wo man hinaufklettern konnte, weil sie allein schlief in einem kleinen Gemach, unter dem großen Fenster, wo die Schloßfrau schlief, in den wilden Felsen gehauen. Und da stieg ich hinauf, in der Nacht, wie es zwölf Uhr schlug unten im Dorf, und bebte, daß nicht ein Stein ins Gebüsch herunterfiel und die Herrschaft oben erwecken könnte. — Die Marie machte leise das Fenster auf und machte es wieder zu. Dann gab es eine Stunde kein Wort. Und als ich von ihr ging, war sie noch ebenso, wie sie gewesen war, als ich zu ihr kam.

„Ueber die Felsen stürzte ich hinunter. Ich hatte kein Gefühl in Händen und Füßen. Und dann fühlte ich es hier oben, hier an der Kehle, als hätte ich einen

Strick darum und würde gehenkt. Und vorn auf der Brust und im Rücken fühlte ich es, und dazwischen war es, als würde alles ausgerissen. Und vergiftet war ich in allen Adern, von Fuß bis zu Kopf. Anfangs wollte ich mich ertränken, aber dann dachte ich: Nein, was denkt sie dann von mir! — Sie hatte nicht geweint und nicht gelacht. Sie war wie zu Eis erfroren gewesen. Und dann dachte ich an die Amrain-Susanne, an die Veronika, an die Marianne. Die sind schuld, sagte ich mir, die sind schuld! — Es war nicht wahr, das weiß ich, aber ich sagte es mir so, und lief hin, die Straße von Egliwyl. Manchmal in der Anstalt ist es mir schon schlimm gewesen in den sieben Jahren, daß ich geheult habe und mich gekrümmt auf den Fliesen, bis sie mich eingesperrt haben, wo kein Licht und keine Luft ist. Aber dann dachte ich an jene Nacht zurück und sagte mir: sie mögen mit dir tun, wie sie wollen, Schlimmeres, als was du in jener Nacht erlitten, gibt es nicht auf Gottes Welt: und das hast du hinter dir. Hätte mich damals einer genommen und gebunden und über die Bank gelegt und geschlagen, ich hätte ihm dafür danken wollen. Aber da war niemand. Ich schrie und brüllte wie ein Tier im Schlachthaus, als ich über den Berg durch den Wald kam. Immer kam es wie Flammen über mich, immer brennender. Es war, als wäre ich in einem brennenden Haus. Zu den Fenstern, zu den Türen, wo ich hinsah, schlugen mir heiße Flammen ins Gesicht. Und unter mir glühte der Boden, wenn er schon gefroren war, daß ich stampfte und lief. So trieb es mich, anfangs wußte ich noch nicht, was tun, aber auf einmal ging es mir auf. Und da wurde mir besser, aber ich rannte nur weiter fort, ich dachte, der Tag könnte vorher

dämmern. Da sah ich nur noch Flammen und Flammen. Ueber mir in den Bäumen brauste es. Es war der Biswind. Der kommt recht, sagte ich mir. Du mußt anfangen, wo der Wind herkommt, daß er es weiterträgt. Der Feuerweiher ist zugefroren, sagte ich mir. Das ist recht, das ist recht. Und als ich ans Dorf Egliswyl gekommen, da schlich ich links herum, weil von dort der Wind kam, und kroch in fünf Häuser außen unter das Strohdach und auf den Heuboden. Das dritte war dem Leser-Bauer sein Haus, und ich dachte an die Veronika, wenn sie nur mit verbrennt, und legte Feuer an. Dann lief ich zurück. Als ich hinauf an den Wald kam, leuchtete es schon auf, und ich wärmte mein Herz daran. Mitten im Wald war ich noch, da läuteten die Glocken im Städtchen Lenzburg, und auf dem Stauffenberg und drüben in Amriswyl. Und dann ging es Bum-bum. Das war der Feuerwächter auf dem Schloß Lenzburg. Der schoß die Kanone los, und ich dachte, es hat gezündet, man wird es auf eine Stunde im Umkreis sehen. Als ich aus dem Wald kam, war auch alles rot hinter mir am Himmel, und unten auf der breiten Landstraße hörte ich die Feuerspritze hinaus-rasseln. Die können lange spritzen, sagte ich mir, wenn sie kein Wasser haben, und rannte weiter nach Wildegg hinunter. An den Felsen kam ich hinauf, ich weiß nicht wie, und klopfte leise ans Fenster. Da kam die Marie. Laß mich ein, sagte ich. Mach auf, Marie! Da machte sie auf. — Hast du gehört, es brennt! — Was brennt? Wo brennt es? — Siehst du es dort? Der ganze Himmel brennt! — O Gott im Himmel! — Es brennt! Das ganze Dorf brennt! Das Dorf Egliswyl! Das habe ich getan. Sieh, wie es leuchtet. An fünf

Ecken habe ich es angezündet, Marie! Sieh hin, sieh hin!

„Aber sie war immer noch wie Eis. Es rührte sie nicht. Weiß war sie im Gesicht. Sie kleidete sich an, so rasch es ging, und weckte das ganze Schloß. Und dann lief sie hinunter auf die Schreiberei, schellte die Leute heraus und sagte, sie wisse, wer das Dorf Egliswyl angezündet, und zeigte auf mich. Ich sei es gewesen. Ich habe mich bei ihr verbergen wollen, in ihrer Kammer; so verhaßt war ich ihr. Da kamen sie herauf mit der Zwangsjacke; ich stand noch immer am Fenster, sah, wie der Himmel immer noch röter und röter wurde, und hatte meine Freude daran. — Da nahmen sie mich und führten mich in den Schloßhof. Die Marie stand dabei. Gelacht hat sie nicht, das sah ich wohl, ich weiß nicht, warum nicht.“

Wir waren oben am Berg angekommen, wo der Erdrutsch war. Drüben in der Entfernung von einer Stunde lag das Schloß Wildegg in warmem Abendsonnenschein. Die Fenster glitzerten. Mein Vater hätte mich während der Erzählung vielleicht gerne fortgeschickt, wenn auf dem Wege den Berg hinauf eine Veranlassung dazu gewesen wäre. Der Sträfling reckte seine knochige Gestalt und legte die Bleiröhre auf den Rasen. — Uebrigens mochte mein Vater sich auch gesagt haben, ich verstehe nichts von dem Gesprochenen. Tatsächlich ist mir das Verständnis auch erst viel, viel später aufgegangen. Der Sträfling mußte damals längst wieder in Freiheit sein.



# RABBI ESRA



---

„Moses, Moses, du gefällst mir nicht. Warum willst du dich verloben mit zwanzig, wenn du erst willst heiraten mit fünfundzwanzig?“ — Der alte Esra sah seinem Sohne zwischen den Wimpern durch, als wollte er im Innern des Kopfes eine kabbalistische Flammenschrift entziffern.

„Ich liebe Rebekka.“

„Du liebst die Rebekka? Woher weißt du, daß du liebst die Rebekka? Will ich dir glauben, daß du liebst einen kleinen Fuß, eine weiße Haut, ein bartloses Antlitz; aber woher weißt du, daß es ist die Rebekka? Hast du studiert das Römische Recht und das Christliche Recht, aber hast du nicht studiert die Frauen. Habe ich dich erzogen zwanzig Jahre mit Sorgfalt, daß du mir anfängst dein Leben mit einer Narrheit? Wieviel Frauen hast du gekannt, Moses, daß du kannst kommen zu deinem alten Vater und sagen, du liebst?“

„Ich kenne nur eine, und die liebe ich von ganzem Herzen.“

„Von ganzem Herzen, wie heißt? — Hast du kennengelernt dein ganzes Herz?“

„Ich bitte dich ernstlich, lieber Vater, über meine Gefühle nicht spotten zu wollen.“



„Moses, Moses, werd' mir nicht rappelköpfig. Ich sage dir, werd' mir nicht rappelköpfig. Laß dir erzählen eine Geschichte. Komm, setz dich zu mir, auf den samtenen Diwan. Will ich dir erzählen von meinem Vater, was er mir hat gesagt, als ich war zwanzig Jahre. Esra, hat er mir gesagt, wenn du heiratest, heirate eine reiche Frau. Laß dir sagen von deinem alten Vater, daß die Frau ist vergänglich. Aber so ein blanker Taler, Esra, der kann sich halten durch Generationen! — Habe ich mir gedacht, daß er ist ein alter Mann und habe ich ihm geschworen, daß meine Braut wird mitbekommen dreißigtausend Taler. Aber ich will dir erklären, Moses, warum ich sie habe geliebt, warum ich sie habe geheiratet, die kleine Lea, warum ich habe in Trübsal gelebt mit ihr, bis sie mir ist hingeschwunden wie der Schnee in der Hand. Weil ich nicht habe gekannt die Frauen, weil ich nicht habe gekannt den Esra, mich selbst.

„Moses, ich bin ein alter Mann und will von der Welt nichts mehr, als daß es dir möge gut gehen. Aber mit zwanzig Jahren, da war es in mir, wie in einem Hühnerstall in der Früh, wenn die Sonne aufsteigt. Wenn ich bin gegangen auf der Straßen und ist gekommen ein Christenmädchen oder eine von unserem Stamm, dann habe ich sie gefühlt in den Fingerspitzen und habe gewünscht, daß ich wäre gewesen der König Salomon mit fünftausend Weibern. Aber sie mußte geschaffen sein, als hätte sie gemacht der Herr für sich selbst, Moses, versteh' mich recht, mit allem angetan, was das Weib kann an Schätzen besitzen. Wenn sie war klein und blaß und dünn und flink wie eine Ratte, dann habe ich den Regenschirm gesenkt nach ihrer Seite, weil es mich hat in den Augen geschmerzt, sie

zu sehen. Aber wenn sie war gewachsen wie Zedern auf Libanon, dann habe ich den Regenschirm gesenkt nach der anderen Seite, und habe ihr Bild mit nach Hause genommen und habe es geschaut über dem Tal-mud, und in den heiligen Worten habe ich gehört den Takt ihrer Füße. Und in der Nacht ist es zu mir gekommen und hat mich aufgesucht in meinen Träumen, das Bild — Gott der Gerechte, habe ich es vor mir gehabt, wie Moses, dem du dankst deinen Namen, auf Nebo das Gelobte Land; hätte ich es können greifen mit Händen, habe ich gesehen Milch und Honig fließen und konnte nicht gelangen über den Jordan durch den Willen des Herrn.

„Aber da habe ich mir gesagt — Moses, kannst du dir denken, was ich mir habe gesagt? — Nu, habe ich mir gesagt, du bist ein Kind des Teufels, du bist es gewesen von Mutterleib. Wenn du wirst nachgeben deinen Gelüsten, wenn du wirst über den Jordan gehen, so wird dich treffen der Zorn, und du wirst sein ein Kind des Todes. Du sollst nicht gehen zu Weibern, die den Sinnen gefallen, sondern zu Weibern, die dem Herzen gefallen, wenn dein Fleisch nicht soll werden wie das Fleisch Hiobs, wenn das Werk deiner Tage und Nächte nicht soll werden verflucht, und wenn du nicht willst Gras fressen wie Nebukadnezar.

„Und da bin ich gegangen zum alten Hesekiel und habe ihm gesagt, er soll mir geben seine Tochter Lea, und hab' ihm geschworen, ich wolle ihr legen die Händ' unter die Füß'. Sie war ein Mädchen, die Lea, wie ein Schatten auf einer Fensterscheibe, man hätte sie können nehmen als Lampenschirm, aber ich hab' sie geliebt, weil ich mir habe gedacht, sie wird mich erretten vor mir selbst, vor dem Teufel und vor dem Tod,

den ich gefühlt habe Tag und Nacht über meinem Haupte. Anfangs hat sie mich nicht gewollt, denn ich war groß und breit, und sie war klein und dünn, daß sie sich hat geniert, mit mir zu gehen über die Straße. Aber weil kein anderer ist gekommen, hat sie mich genommen.

„Jetzt, Moses, höre von deinem alten Vater, wie unser menschlicher Verstand ist beschränkt und wie all unsere Einsicht ist eitel. Ich hatte die Süßigkeit der Liebe noch nicht gekostet, Moses, gerade wie du; ich war noch keusch wie der Tau auf Hebron, gerade wie du, wiewohl du hast studiert das Römische Recht und das Christliche Recht und hast vernachlässigt Moses und die Propheten. Aber als ich gekostet die Süßigkeit der Liebe mit Lea, da habe ich erkannt, daß sie ist eine Sünde vor dem Herrn, und habe dem Herrn gedankt, daß er mir hat gegeben ein Weib, das mich nicht läßt wandeln die Wege der Gottlosen. Hatte ich mir doch geträumt in meinen einsamen Nächten, daß die Liebe werde erfreuen den Leib als ein Labsal, und siehe, sie schmeckt nicht süßer, der Lea und mir, als wie die Medizin schmeckt den Kranken. Und so nahmen wir sie, wie man nimmt Medizin, mit geschlossenen Augen und Würgen im Hals und nicht mehr, als der Arzt hat verschrieben. Und wenn es war durchgekostet, dann fühlte man sich gerichtet vor Gott und verdammt und wich sich aus wie Diebe bei der Nacht, die einander betroffen bei teuflischem Werke. Da habe ich mir gesagt: Du hast recht erkannt, Esra, daß die fleischliche Liebe ist Satansdienst und nicht würdig, daß der Mensch ihrer obliege. — Aber, Moses, glaub' deinem alten Vater, ich war nicht glücklich.

„. . . ich war nicht glücklich, Moses, mein Sohn, der

Herr ist mein Zeuge; denn ich konnte so wenig reden mit meiner Lea, wie ich kann reden mit meinem Kleiderstock oder wie ich kann reden mit meinen Fingernägeln. Ihre Gedanken waren nicht meine Gedanken, weil meine Gedanken sind meine Gedanken, und weil sie hat keine gehabt. Da habe ich mich gewendet in die Einsamkeit, und die Einsamkeit war gesprächiger als meine Lea, und habe mir gesagt: Esra, habe ich mir gesagt, du hast gekauft eine Katze im Sack; auf dein Haupt die Verantwortung. Du hättest sie können prüfen, habe ich mir gesagt, ob ihr Geist ist geschaffen für deinen Geist, ob ihr Herz ist der Bruder zu deinem Herzen. Laß sie nicht merken, Esra, daß du hast gekauft eine Katze im Sack, denn sie ist unschuldig wie das Lamm, das zur Tränke geht. Warum hast du nicht ebenso sorgfältig ausgesucht, als du dir genommen eine Frau, wie du aussuchst, wenn du gehst in den Laden und kaufst dir für eine Mark zwanzig eine Krawatte?!

„So habe ich gelebt mit ihr und gelitten und geschwiegen zwei Jahre und habe sie immer noch geliebt, meine kleine Lea, weil sie mich hat gefeilt gegen die Verlockung des Fleisches, bis sie mir hätte sollen schenken ein Knäblein und hatte nicht Raum dafür, und es dem Herrn hat gefallen, daß er sie hat von mir genommen, samt meinem Kind.

„Moses, da war mir, als hätte man mir ausgebrannt mit glühenden Eisen die Eingeweide aus meinem Leib, als wäre niedergebrannt und ausgestorben die Erde, als wäre ich allein geblieben, zu tragen den Fluch. Da habe ich mich empört wider Jehova, da habe ich geschrien: Verflucht sei dein Name! Warum hast du mir genommen ein Weib, das ich mir habe gewählt,

um dir zu dienen! Bist du geschlagen mit Dummheit, daß du zerschmetterst dein Kind und verschonst deine Feinde! Kannst du nicht nehmen das Lamm dem Reichen; mußt du es nehmen dem Armen, dem es ist gewesen sein alles! Verflucht sei dein Name! Mußt du mich preisgeben der Anfechtung, mußt du mich stoßen hinaus in Versuchung und Sünde, mußt du mich wieder lassen kommen in die Hände der Gottlosen, nachdem ich mit Mühe und Not meine Seele geborgen vor deinem Zorn! Verflucht sei dein Name! Verflucht sei dein Name! Auf dein Haupt meine Verdammnis! — Und da bin ich gegangen, meinen Jammer zu erwürgen, zu den Töchtern der Wüste. Ja, Moses, daß du es weißt, ich bin gegangen zu den Töchtern der Wüste. Nicht daß ich dir sage, Moses, mein Sohn, daß du sollst gehn zu den Töchtern der Wüste. Mach's wie du willst. Aber ich, dein Vater Esra, ich bin gegangen zu den Töchtern der Wüste. Und wie ich bin gegangen, da habe ich Jehova geflucht: Du, Herr, bist schuld, daß ich gehe, meinen Jammer zu erwürgen, zu den Töchtern der Wüste. Warum hast du mir genommen meine Lea!

„Und nun, Moses, sperr deine Ohren auf, auf daß du mich recht verstehst. — Habe ich gekostet von Christenmädchen, habe ich gekostet von Judenmädchen, habe ich gekostet von den Töchtern Hams. Habe ich nicht ausgesucht, was meinem Herzen war gefällig; habe ich ausgesucht, was meinen Sinnen war gefällig, weil ich war gekommen, zu erwürgen meinen Jammer, weil ich war gekommen, zu vergessen meine Lea. Habe ich mir ausgesucht, was da war gewachsen wie Zedern auf Libanon, was da war angetan mit allem, was ein Weib kann an Schätzen besitzen. Und habe ich gefun-

den, daß je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto verständiger konnte ich reden zu ihr, desto verständiger hat sie geredet zu mir, desto freundlicher ist sie gekommen, desto mehr hat sie behagt meinem Herzen. Und habe ich gefunden, Moses, mein Sohn, daß, je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto weniger habe ich gespürt von Sünde, desto gerechter ist mir geworden zumut, desto näher habe ich mich gefühlt dem Allmächtigen. Moses, und wenn du mir bötest eine halbe Million, ich möchte sie nicht nehmen um diese Erkenntnis. Nein, ich möchte sie nicht nehmen, denn die Erkenntnis trägt Zinsen zu zwanzig Prozent, zu dreißig Prozent, zu hundert Prozent; und die Zinsen sind Kinder und Kindeskind. Kann man unglücklich sein mit einer halben Million, aber kann man nicht unglücklich sein mit der Erkenntnis, daß die fleischliche Liebe nicht ist Satansdienst, wenn der Mensch die Pfade wandelt, die ihm der Herr gewiesen, weil er zwei Menschen hat füreinander geschaffen außen und innen, an Leib und an Seele.

„Bin ich hingegangen, bin ich zusammengebrochen, hab' ich mich geschlagen vor die Brust, habe ich geschrien: Herr, Herr, ich habe deinen heimlichen Rat gehört. Fängst du die Weisen in ihrer Listigkeit, daß sie des Tages in Finsternis laufen und tappen im Mittag wie in der Nacht! — Und dann bin ich gegangen, Moses, und hab' mir ein Weib gesucht mit all meinen Sinnen. Hab ich gefunden Sarah, die Tochter Mar dochais, herrlich anzuschauen, wie die neugeschaffene Erde, und sie ist geworden deine Mutter. Habe ich ihr geprüft Herz und Nieren, und habe ich gefunden, daß ihr Herz ist der Bruder zu meinem Herzen. Und in der Hochzeitsnacht, Moses, mein Sohn, in der Nacht,



der du dankst dein Leben, da habe ich erkannt, daß ihr Leib war der Zwillings zu meinem Leib; und habe gelobt den Herrn, dessen Geist nicht lügt, dessen Wahrheit offenbart ist in seinen Werken.“ —

Rabbi Esra wischte sich den Schweiß von der Stirne und atmete schwer. Moses schlich gesenkten Hauptes von hinnen.

# DER GREISE FREIER





---

Leonie Fischer war eine feine Natur. Ihre Züge waren eher süß als schön zu nennen. Der Reiz lag in dem Ausdruck der Augen und in etwas emporgezogenen Mundwinkeln. Der Menschenkenner, der sie sah, mußte sich aber sagen, daß das keine vergänglichen Reize waren, sondern daß die alte Frau in weißem Haar noch ebensosehr dadurch auffallen werde, wie es jetzt das junge Mädchen tat. Von vollendeter Schönheit war ihre Kopfform und der eigentümliche Ansatz der glänzend schwarzen Haare, die sich dicht an den Kopf anschmiegen. Ihre Büste war knospenhaft, ihre Hüften hätten stärker sein können, aber ihr Schuhwerk trug die Nummer 36 und ihre Hände wären jedenfalls hübsch gewesen, wenn sie nicht, seit sie die Schule verlassen, zu Hause die Wirtschaft geführt, gekocht, geputzt und gewaschen hätte.

Leonie Fischer war eine von jenen Naturen, die sich in allen Lebenslagen und unter Menschen jeden Standes zurecht finden, die niemals anstoßen, dank einem angeborenen feinen seelischen Takt und einer selbstlosen Denkungsart; eine von jenen Naturen, die immer mit anderen empfinden und die nur glücklich sein können, wenn es ihre Umgebung ist.

Leonie Fischer hatte seit ihrem fünften Jahr keine Mutter mehr und war nie aus dem kleinen Städtchen Lenzburg herausgekommen. Ihr Vater stand den Tag über in seinem Spezereiladen und abends saß er mit einigen griesgrämigen Graubärten in einer der unzähligen Wirtschaften um einen runden, spärlich erleuchteten Tisch herum und kam nie vor elf Uhr nach Hause. Seit ihre ältere Schwester tot war, hatte das Mädchen fast jeden Abend zu Hause allein zugebracht mit einer feinen Häkelei und einem Buch aus der Stadtbibliothek und hatte sich nie gelangweilt. Schon mit siebzehn Jahren hätte sie sich sehr gut verheiraten können. Ihr Vater hatte damals mit der Faust auf den Tisch geschlagen und sie eine verdrehte Fratze genannt, weil sie die Partie ausgeschlagen. Aber sie hatte nur ruhig vor sich hingelächelt; sie wartete, bis der Rechte kam, sie war nicht für das Herumprobieren. Und als der Rechte kam, da besann sie sich auch nicht erst lange, sondern griff gleich mit beiden Händen zu. Er war von mittlerer Statur, fünfunddreißig Jahr alt, hatte einen elastischen Gang, ein einträgliches Geschäft und, was seiner Braut beinahe die Hauptsache war, er verstand es, wenn es ihr gerade darum zu tun war, ernst zu sein, und sie konnte mit ihm ruhig über Dinge reden, die weder mit seinem Geschäft noch mit der Spezereihandlung ihres Vaters in Beziehung standen.

Das junge Paar machte seine Hochzeitsreise an den Gardasee. Da saßen sie am Nachmittag im Sonnenschein nebeneinander auf der Veranda, sprachen wenig, schämten sich ein wenig ihrer Mattigkeit und waren mit vollem Herzen dem Augenblick für seine Schönheit dankbar. Leonies feine Mundwinkel verzo-

gen sich zu einem Lächeln, so oft ihre Augen denen ihres Gatten begegneten. Er warf ihr dann einen strengen Blick zu, darauf wurde sie jedesmal rot bis unter die Haare, und dann sah er sie so hilflos flehentlich an, als wollte er sie um Verzeihung bitten. Der Schluß war immer der, daß sie ihre Hand in die seinigen legte und mit warmer Empfindung von ihm kajolieren ließ. So ging es täglich bis Sonnenuntergang. Leonie genoß ihr junges Glück ohne Ziererei, in absoluter Hingebung, aber auch ohne Urteil, ohne jedes Ansehen der Person. Sie liebte vorderhand nur die Liebe, und nur manchmal freute sie sich im stillen für die Zukunft darüber, einen so lebenswürdigen braven Lebensgefährten gefunden zu haben. So hatte sie es sich auch erträumt während all der Jahre, wenn sie abends allein zu Hause saß. Als sie vor dem Altar neben ihrem Erwählten das Ja aussprach, hatte sie sich im stillen das Versprechen gegeben, nie jemand anders als nur sich selbst dafür verantwortlich machen zu wollen, ob sie glücklich werde oder nicht. Und außerdem hatte sie inbrünstig zum Himmel gefleht, ihr und den Ihrigen seine schweren unvorhergesehenen Schicksalsschläge ersparen zu wollen.

Es war ruhig geworden in dem großen Hotel. Die Zimmertüre war fest verriegelt, die schweren grünen Vorhänge waren geschlossen, auf dem Tisch brannte die Nachtlampe; Mitternacht war längst vorbei und das Pärchen konnte den Schlaf nicht finden. Das kam jedenfalls, weil man sich tagsüber so wenig Bewegung machte, und weil man nach dem Abendessen noch eine Tasse Kaffee getrunken hatte. „Wie kommt es,“ sagte der junge Mann im Flüsterton, „daß du mit deinen zwanzig Jahren und mit der Leidenschaft, die du in

dir hast, sonst immer so ruhig bist. Wenn man dich draußen im Leben sieht, wie du sprichst und wie du dich benimmst, möchte man glauben, du wärest früher schon einmal auf der Welt gewesen. Andere Mädchen in deinem Alter sind immer gleich aus dem Häuschen, und du wirst nur immer stiller und gefaßter, wenn dir etwas Unangenehmes in den Weg kommt.“

„Vielleicht kommt es von dem, was ich als Kind durchgemacht,“ sagte das junge Weib. In ihren Augen spiegelte sich ein feiner Lichtschimmer. Sonst war alles Nacht umher.

„Was hast du denn durchgemacht?“

„Als meine Schwester starb. Habe ich dir das nie erzählt?“

„Nein. Ich erinnere mich wenigstens nicht.“

„Du hast ihre Photographie gesehen. Sie war beinahe einen Kopf größer, als ich jetzt bin, und viel kräftiger, am ganzen Körper. Sie hatte Arme, daß ich sie mit beiden Händen kaum umspannen konnte. Aber sie war nicht plump oder schwerfällig. Sie war gelenkiger als ich, und wenn sie ging, dann sah es aus, als ob sich der Boden bei jedem Schritt ihrem Fuß anschmiegte. Das kam vielleicht, weil sie so volle, breite Hüften hatte. Das Schönste an ihr war der Hals. Wenn ich jetzt an sie zurückdenke, sehe ich immer zuerst ihren schönen runden Hals und die runden Schultern darunter. Aber sie war als Mädchen schon so stark, wie es sonst eine Frau erst wird, wenn sie zwei oder mehr Kinder gehabt hat. Kein Mensch hätte gedacht, daß sie sterben mußte. Nur sie selber, sie machte sich immer die schrecklichsten Gedanken, soweit ich mich erinnern kann. Das stand ihr auch in den Augen geschrieben. Wenn man sie ansah, glaubte man, im

nächsten Augenblicke kommen ihr die Tränen. Sie erzählte einem lange Geschichten von einem Unglück, das geschehen sei, oder das kommen werde; und wenn man nachher ruhig darüber nachdachte, so war nichts, aber auch gar nichts daran. Immer war sie aufgeregt und scheu. Vor lauter Angst, vor Unglück und Tod fand sie eigentlich nie recht den Mut, auf der Welt zu sein, bis ganz zuletzt, da kam es ihr anders. Aber das war es eben auch, was ihr nie Ruhe gelassen. Sie hatte kaum lange Kleider bekommen und war konfirmiert worden, da dachte sie schon immer nur an das eine: wie und wann sie sich verheiraten werde. Und dabei hatte sie so eine Ahnung, ich weiß nicht woher, daß es niemals kommen werde, und daß sie es nicht erleben würde, daß sie vorher fort müßte. Das war auch der Grund von allem, was sich schließlich zutrug.

Ich erinnere mich,“ fuhr Leonie fort, „ich war vielleicht zehn Jahr alt, da schliefen wir zusammen in einem Bett. Neben dem Bett stand die Wiege, in der meine Puppe schlief, und im andern Bett schlief die Lisbeth, unsere alte Magd. Lisbeth schnarchte so laut, daß wir oft beide mitten in der Nacht erwachten. Dann sprachen wir leise im Dunkeln, gerade so, wie wir jetzt sprechen, nur daß wir kein Himmelbett hatten. Und einmal, da fragte mich Klara, wenn ich mich einmal verheirate, wie mein Mann dann sein müsse. Ich hatte noch gar nie darüber nachgedacht. Ich sagte, ich weiß es nicht. Da erzählte sie mir von sich, sie wünsche sich einen, der müsse breite Schultern haben und groß gewachsen sein. Er müsse eine gerade kurze Nase haben, darunter einen kleinen blonden Schnurrbart und schöne blendendweiße Zähne. Er müsse das Haar

kurz geschoren tragen und dürfe keine großen Ohren haben, aber seine Beine müßten schön sein, und er müsse hohe Stiefel tragen mit großen Sporen. Sie erzählte mir die halbe Nacht von ihm. Wir suchten unter unseren Bekannten, aber da war keiner, der ihr stattlich genug gewesen wäre. Und schließlich sagte sie dann, indem sie ihre Stirne an meine Brust drückte und ordentlich schluchzte: ‚Ich glaube, daß ich einmal einen alten Mann von fünfzig oder sechzig Jahren heiraten muß, einen, der keine Zähne mehr im Munde hat, und der bei jedem Wort, das er sagt, grinst und hustet. O Leonie, Leonie, wenn du wüßtest, wie ich mich davor fürchte, wie mir graut!‘ — Ich fühlte, sie hatte alles Blut im Kopf, und ihre feisten Arme waren heiß wie Feuer. Sie war damals erst ein Jahr aus der Schule.

Und in einer anderen Nacht, als Lisbeth wieder so fürchterlich schnarchte, daß der Ofen zitterte, da erzählte sie mir dann alles, wie es einem ergeht im Leben, warum man sich verheiratet, und weswegen wir Mädchen nicht ebenso gekleidet gehen, wie ihr Männer. Ich fand das alles ganz natürlich, aber sie machte eine große unheimliche Geschichte daraus. Sie konnte kaum reden, und ich hörte, wie ihr unter der Decke das Herz klopfte. Ich hatte noch nichts davon gewußt, aber ich hatte mir auch nie irgend etwas Unnatürliches dabei gedacht.

Als sie dann drei Jahre später aus dem Welschland zurückkam — sie war derweil wirklich ein sehr schönes, prächtiges Mädchen geworden, abgesehen von ihrer Korpulenz — da machte ihr aber weiß Gott gleich ein alter Mann, es war der alte wackelige Gerichtsschreiber, der uns schräg gegenüber wohnte, einen Heirats-



antrag. Vier Wochen lang konnte sie sich von dem Entsetzen nicht erholen. Sie ging nicht aus, sie sprach nicht, sie schlug die Augen nicht auf, sie sah niemandem mehr ins Gesicht. Es war beinahe, als wollte sie den Verstand verlieren. Der Gerichtsschreiber war sonst ein sehr geachteter Mann; meine Liebe freilich wäre er auch nicht gewesen. Er erzählte dem Vater, er hätte die Klara gern zur Frau gehabt, weil sie die Lippen nie ganz geschlossen halte; sie müsse viel Gemüt haben. Darin hatte er auch recht. Sie hatte ihn zuerst ganz freundlich empfangen. Als sie dann aber gemerkt, was er ihr zumutete, da hatte sie nur so herausgeheult und Gliederkrämpfe bekommen. Wir mußten ihr den ganzen Tag Eisumschläge machen.

Im drauffolgenden Sommer kam Rudolf Elsner nach Lenzburg. Das war wirklich, wie wenn der Himmel zwei Menschen zueinander geführt hätte, die jeder extra nur für den anderen geboren und herangewachsen waren, und die sonst vielleicht die halbe Welt hätten absuchen können, ohne zu finden, was für sie das Richtige war. Sie war ihm zuerst in der Vorstadt begegnet, als sie zum Baden ging; aber gleich war es ihr auch aufgegangen wie ein Nordlicht. Sie hatte kaum einen Schritt weiter können. Sie erzählte es mir, als wir am Abend allein waren; im ganzen Körper hätte sie gefühlt, wie ihr das Blut hinauf und hinunter wallte. Als sie zum Abendbrot heimkam, hatte sie sich nur über das Wasser im Bach beklagt; es sei so lau und trocken gewesen. Dabei war es elf Grad.

Es wurde ihr furchtbar schwer, sich nichts merken zu lassen; aber ihm war es mit ihr nicht besser gegangen. Am nächsten Mittag kam er schon und kaufte Zigarren. Klara und ich standen oben am Fenster. Es war



ein wahrer Herkules; seine Brust war so voll und gewölbt, man hätte mit einem Steinwagen darüberfahren können; die Knie drückte er durch; wir hörten seinen Schritt drüben vom Rathaus zurückhallen; Schnurrbart hatte er noch nicht, er war erst dreiundzwanzig Jahr alt; um so besser sah man den breiten vollen Mund, nicht viel Lippen, aber Ausdruck darin. Als er durch das untere Tor ging, bückte er sich unwillkürlich; von hinten war es, als sähe man seine Arme durch die Rockärmel durch. Den Hut trug er hinten auf dem Kopf; das war das einzig Nachlässige an ihm; darunter glänzte sein weißer Nacken. Sein Kopf war gedrungen, aber elegant und beweglich; er trug ihn nicht starr zur Erde wie ein Stier, sondern hoch und stolz wie ein Löwe. Er hatte eben seinen Militärdienst gemacht, ich glaube, die Offiziersschule, er war bei der Artillerie; und nun war er als Kommis in der Eisenhandlung neben dem unteren Tor eingetreten. — Ich bebte vor bangem Entzücken, als ich Klara so völlig selbstvergessen und schweratmend neben mir stehen sah. Ich war noch durchaus Kind, aber ich darf wohl sagen, als sie sich vierzehn Tage darauf heimlich verlobten, da habe ich mich gewiß mindestens ebenso sehr darüber gefreut, wie sie selber.

Sie trafen sich am Postschalter, er schrieb eine Postkarte, sie wollte auch eine schreiben, er gab ihr die Feder, dann hatten sie sich verlobt. Geredet hatten sie kaum ein Wort. Er hatte sich auf die Lippen gebissen und ihr in die Seele hinuntergesehen; sie hatte es ebenso mit ihm gemacht, womöglich noch leidenschaftlicher, und dann war alles im klaren und abgemacht, so fest wie der Himmel über der Erde gebaut ist. Sie kam nach Hause, kniete am Sofa nieder, heulte und

schrie vor Glück und schlug mit den Füßen auf die Dielen.

Oeffentlich verloben konnten sie sich noch nicht. Es ging nicht, weil er erst Kommis war; aber er hatte Aussicht, sich als Kommanditär in der Eisenhandlung zu beteiligen. Sein Vater war ein sehr reicher Müller, und Klara bekam ja auch Geld mit; aber sie mußten wenigstens noch ein Jahr warten. Und nun gingen wir jeden Abend, wenn die Eisenhandlung geschlossen wurde, zusammen hinaus in den Wald, Klara und ich, nach dem Römerstein. Sie mußte mich mitnehmen, weil ihr sonst andere Mädchen nachgelaufen wären, um zu sehen, wohin sie ging. Und da küßten sie sich dann eine Stunde lang, bis zum Abendessen. Ich saß immer daneben; Klara hatte mir befohlen, sie nie einen Augenblick mit ihm allein zu lassen, und ich glaube, er war ihr aufrichtig dankbar dafür; wenigstens verstand er sie; sie wollten sich ihr Lebensglück ungefährdet bewahren. Aber für mich war es keine Kleinigkeit, Abend für Abend mit anzusehen, wie sie beide rot im Gesicht wurden und zu zittern begannen und eine Stunde lang kein Wort sprachen und dabei so ernst und unheilvoll aussahen wie die Wolken, aus denen der Blitz durch den Himmel fährt. Rudolf, wenn er sich einmal umwandte, sah immer freundlich zu mir herüber. Ich hatte mein deutsches Lesebuch mitgenommen, aber manchmal schwirrten mir die Buchstaben durcheinander. Wenn ich dann zu Klara aufsaß, trocknete sie sich die Tränen aus den Augen. — Oft, wenn wir heimgingen, hatte ich tiefes Mitleid mit ihr, aber ich war so andächtig, ich wagte nichts zu sagen. So ging es ein volles Jahr, bei Sonnenschein, bei Regen und im Schnee. Im Winter zerriß mir einmal der

Rock, als ich von der Bank aufstand; ich war angefroren, während neben mir, über Rudolf und Klara, der Reif von den Zweigen taute.

Als der nächste Sommer zu Ende ging, im September ungefähr, reiste Rudolf dann auf einen Tag nach Hause und machte alles mit seinem Vater ab. In sechs Monaten wollte ihm sein Vater das Geld geben, daß er als Teilhaber ins Geschäft treten könne. Das wäre also im Februar gewesen; dann dürfe er Klara heiraten und eine Reise mit ihr nach Italien machen. Sofort wurden Karten verschickt, ganz Lenzburg gratulierte, und Klara fand ein wenig Zerstreuung dabei. Es erschien ihr alles so komisch, daß sie manchmal ebenso fröhlich und munter wurde, wie es andere Mädchen in der Brautzeit sind. Aber nun kam er jeden Abend zu uns ins Haus. Der Vater saß im Wirtshaus, und ich machte meine Schulaufgaben. Sie gaben sich alle Mühe, nicht mehr so aufgeregt zu sein; über das Küssen waren sie hinaus, es war doch nicht mehr das gleiche wie zu Anfang; sie waren gescheiter geworden, und die Hochzeit rückte ja mit jedem Tage näher. Sie verschlangen sich nur noch gegenseitig mit den Augen; ich sehe sie noch einander stumm gegenüber sitzen, sie im Sofa und er auf dem Taburett ohne Lehne, aufrecht, regungslos, wie auf Kohlen. Manchmal sah ich von meinem Platz aus unter den Tisch, weil ich erst gar nicht daran glauben konnte, daß das Wetter so ruhig geworden, aber auch da war nichts. Ich erzählte, um ihnen die Zeit zu vertreiben, von dem, was ich gerade las, bis ich merkte, daß mir niemand zuhörte. Da schwieg ich auch und schrieb meinen Aufsatz. Es war totenstill. Man hörte nur die Lampe und meine Feder und das Atmen.

. . . am ersten Dezember bekam Klara einen furchtbaren Anfall. Es war gleich nach Tisch. Die Sinne vergingen ihr, ihr Gesicht und ihre Hände wurden blau, wie mit Tinte übergossen, von Atmen merkte man nichts mehr und ihr Herz klopfte so, daß man es, trotzdem sie so stark war, durch das Kleid durchsah. Den ganzen Vormittag hatte sie gefürchtet, an ihrem Hochzeitstage werde Krieg ausbrechen, weil Rudolf dann hätte mit der Artillerie reiten müssen. Ich knöpfte ihr die Taille auf und öffnete ihr das Korsett, aber es half nichts. Als der Doktor kam, hatten wir sie schon zu Bette gebracht. Er sagte, sie habe einen schweren Herzfehler. Er gab ihr etwas, daß sie wieder zu sich kam. Ihr erstes Wort war, als sie die Augen öffnete: „Leonie, o Leonie, ich muß sterben!“

Am Abend kam der Doktor wieder; Rudolf und ich standen an ihrem Bett; er wußte, daß Klara und Rudolf verlobt waren. Als er fortging, sagte er mir, unter keinen Umständen dürfe ich Rudolf wieder zu ihr hinauflassen; es rege sie zu sehr auf, er habe es gesehen; der ganze Anfall rühre überhaupt nur von der entsetzlichen Aufregung her, in der sie sich befinde; wenn ich ihn nochmal vor ihr Bett lasse, so könne es ihr Tod sein. Dasselbe sagte er dem Vater unten vor dem Laden. Ich wurde beauftragt, es Rudolf mitzuteilen. Natürlich ging ich am anderen Tag nicht zur Schule. Die alte Lisbeth war fort, seit Klara aus dem Welschland zurückgekommen und in der Wirtschaft mithelfen konnte. Seitdem hatte ich das Bett, in dem die Lisbeth geschlafen, seit die Mutter tot war. In der ersten Nacht stand ich jede Stunde auf und legte Klara frische Eism Umschläge auf ihr Herz. Am anderen Tag, als es nicht besser werden wollte, nahmen wir eine Krankenpfle-

gerin an, die den Tag über dablief und auch in der Wirtschaft mithalf, damit ich die Schule nicht zu versäumen brauchte. Rudolf war wie in Stein verwandelt, als ich ihm sagte, daß er nicht zu ihr dürfe; er entgegnete keine Silbe; mir war, als hätte er mich gar nicht verstanden. Früh am Morgen, am Mittag und am Abend kam er dann in den Laden und fragte, wie es ginge. Es ging nicht gut. Klara hatte die ganze Nacht hindurch Atemnot und schlief keine Minute. Immer erst am Vormittag kam ihr für ein paar Stunden der Schlummer. Schmerzen hatte sie nicht, aber sobald sie das Bett verließ, wurde ihr schwindlig. Dabei sah sie nicht anders aus, als gewöhnlich, eher noch besser; ihre großen, feuchten Augen glänzten so feurig, und ihre Züge hatten etwas so Gewaltiges; eigentlich war sie herrlich anzuschauen. Natürlich sprach sie immer von ihm; sie bat mich unter Tränen, ihn doch heraufzuholen. Ich sagte ihr, es ginge nicht; bald würde ihr besser werden, und dann könnten sie ja gleich heiraten. Aber sie sah hinauf an den weißen Plafond, als wisse sie ganz genau, daß es nicht sein werde. Dabei hörten wir Rudolfs Schritt von der Straße herauf. Jede Nacht bis um elf, zwölf Uhr ging er ums Haus herum. Ich fühlte, wie wenn mir etwas die Kehle zuschnürte. Am liebsten wäre ich am Bette niedergesunken und hätte selber mit meiner Schwester gejammert. Aber ich sagte mir, du darfst dir nichts merken lassen, damit sie nicht gänzlich den Mut verliert, und würgte es hinunter. In der folgenden Nacht hatte ich im Traum eine Unterredung mit Rudolf. Ich sah ihn vor mir auf den Knien liegen, die Hände zu mir erhoben, in denen er, nach unten gekehrt, ein Messer hielt, mit dem er sich umbringen wollte. Ich sagte nur immer: „Nein, nein,

nein, nein, nein!“ und freute mich noch, ihn so quälen zu können. Auf einmal war alles Blut. Ich erwachte darüber und hörte Klara mit sich selber sprechen: „Barmherziger Gott, erbarme dich mein!“ stammelte sie. „Erbarme dich mein! Womit habe ich das verdient. O Rudolf, Rudolf!“

Ich stand auf und gab ihr ein Pulver. Dann stellte ich mich im Nachthemd an den Ofen und ließ mir, um sie zu beruhigen, alles Mögliche von ihr über ihn erzählen, was er ihr aus seinem Militärdienst und der Offiziersschule erzählt hatte.

Am nächsten Morgen hatten wir zuerst Rechenstunde. Die Aufgaben hatte ich gemacht, aber als ich vorn an der Tafel rechnen sollte, da wußte ich nicht einmal, wieviel zweimal vierzig ist. Die anderen Mädchen fragten mich in der Freiviertelstunde, was mit mir sei. Ich sah sie im Springseil ums Schulhaus herumlaufen, wie wenn es Gespenster gewesen wären, und mußte immer an Rudolf und Klara denken. Mit Marie Hemmann, meiner Freundin, ging ich Arm in Arm nach Hause. Sie war taktvoll genug, mich nicht zu fragen, warum ich kein Wort sprach, und als wir Rudolf vor unserem Haus trafen, ließ sie mich gleich mit ihm allein.

Es war, wie wenn man an einem Eichbaum die Axt angelegt hat, so zitterte er, als er vor mir stand. Er griff sich an die Brust und sagte, da fühle er es, wie das Mädchen da oben leiden müsse, und wenn ihr etwas den Tod bringen könne, so sei es die Verordnung, die der Doktor getroffen; er möchte den Unmensch totschiessen für seine mörderische Wissenschaft. — Ich sagte, er solle es dem Doktor selber sagen; ich verstehe ihn wohl, aber ich könne ihm ja doch nicht helfen. Da nahm er meine Hand in die seinige und



preßte sie, daß es mir weh tat, und mit der anderen streichelte er mir die Haare: „Nein,“ sagte er, „du kannst mich nicht verstehen, du bist ja noch Schulmädchen. Aber helfen kannst du mir. Dein Vater geht ja doch jeden Abend ins Wirtshaus, dann bist du mit Klara allein, und dann . . .“

„O Gott,“ sagte ich, „ich kann nicht! Ich kann nicht!“ und riß mich los von ihm und lief ins Haus. Ich konnte nicht zu Klara hinauf. Ich saß in der Küche und weinte und weinte, bis die Suppe auf dem Tische stand.

Gegen Abend kam der Doktor und machte ein sehr bedenkliches Gesicht, obschon wir gar nichts merken konnten, daß es schlimmer ging. Aber er hatte Klara den Puls gefühlt und eine halbe Stunde lang das Herz abgeklopft. „Nur keine Aufregung! Um Gottes willen keine Aufregung!“ sagte er. — Nach dem Nachtessen war ich dann wieder mit ihr allein, und sie sagte mir ganz dasselbe, mit denselben Worten, was mir Rudolf gesagt hatte. Es war gerade so, als wenn sie sich miteinander verabredet hätten. Sie schalt mich lieblos; ich sei nicht ihre Schwester. Dabei schluchzte sie, daß das Kopfkissen durch und durch naß wurde. Ich solle ihn holen, er sei ja unten; sie wolle ja gerne sterben, sie wisse es ja, daß sie verloren sei, aber ich müsse sie mit ihm allein lassen. — Sie hielt die Ellbogen aufgestützt, und der Schmerz erschütterte ihr alle Glieder. Ich glaubte schon, es werde nicht mehr aufhören. Erst als seine Schritte in der Straße verhallten, wurde sie ruhiger. Mitten in der Nacht erwachte ich dann plötzlich von einem Jammergeschrei, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ich sprang auf und gab ihr Wasser zu trinken. Sie trank die ganze Flasche aus.

Sie habe geträumt, sagte sie. Am Morgen, während ich mich wusch und ankleidete, erzählte sie mir dann, was ihr geträumt hatte. — Es ist fürchterlich.

Sobald sie die Augen schließe, erzählte sie, sähe sie einen alten Mann. Das erstemal sei er gekommen, als sie in ihrem Anfall ohne Besinnung war. Er habe eine Glatze bis auf die Ohren hinunter und große, abstehende, blätterförmige Ohren, dazu einen kurzgeschorenen, grauen Bart und eine ganz kleine, winzige Nase. Um die Brust sei er wie ein Kind, und seine dünnen Beinkleider seien vorn durchgestoßen vor den Knien. Er komme immer im Zylinder und schwarzen Frack und taste mit einem Krückstock vor sich her. Im Gesicht habe er etwas so Abscheuliches, daß einem das Blut friere. Er habe sich ihr gleich als ihr Bräutigam vorgestellt; in vierzehn Tagen werde er Hochzeit mit ihr machen. Jedesmal küsse er sie; sie stemme sich mit ihren Knien und Ellbogen gegen ihn, aber er halte ihren Kopf so fest zwischen seinen Händen, daß sie seinen Kuß dulden müsse. Und in der letzten Nacht, da hätte er sie mitnehmen wollen. Rudolf hätte sie beschützt, aber der Alte habe ihm eins mit seinem Krückstock über die Augen gezogen. Dann habe er sich über sie gebeugt. Sie habe ganz genau gewußt, daß sie zu Bett liege. Immer näher habe sie seine schielenden, rotumränderten Augen über sich gesehen, und sein gelbes Gesicht mit den braunen Leberflecken; und da, gerade als sie seine dürre Hand unter ihrem Nacken gespürt, da habe sie aufschreien können. — — „O Rudolf,“ jammerte sie mit gefalteten Händen, „ich sehe dich nicht mehr wieder, ich sehe dich nicht mehr wieder!“

Als ich hinunterkam, stand Rudolf beim Vater im La-



den, mit gesenktem Kopf, aber so männlich, so jugendlich, mit so seelenvollem Ausdruck, wie ich ihn nie gesehen. Er wollte mir nach, aber ich lief, was ich konnte, zur Schule.

Während der ersten zwei Stunden war mir ganz wirr. Ich hatte nur immer das alte Ungeheuer vor Augen, wie es sich über meine Schwester zu Hause niederbeugt. Dann hatten wir deutschen Aufsatz, da kamen mir nach und nach die Gedanken. Der Lehrer war selber ein alter Mann, aber gutherzig; jede Stunde lasen wir ihm alle fünfzehn der Reihe nach den gleichen Aufsatz vor, an dem er bei jeder etwas anderes zu loben fand. Das einzige, was er nicht leiden konnte, war, wenn unsere Kleider zu kurz waren, und wenn wir bunte Schleifen im Haar trugen. Dann nannte er uns eitle Fratzen. Marie Hemmann entgegnete ihm einmal, als er sich über ihr Kleid aufhielt, sie könne nichts dafür, daß sie so lange Beine habe. Da schlich er hinter sein Pult, klappte den Deckel hinauf und kam während einer Viertelstunde nicht mehr zum Vorschein.

— Es ist der Tod, sagte ich mir; es ist der Tod, der sie holen will. Und dann beschloß ich, gleich nach Schluß der Schule zum Doktor zu gehen und ihn zu fragen, ob es mit Klara wieder besser werden würde oder nicht. Es nagte etwas in mir, ich habe das Gefühl seither nicht mehr gehabt, aber ich glaubte jeden Moment, mir würde unwohl vor Schmerz. Ich fühlte nichts anderes, als wenn ich selber an Klaras Stelle gewesen wäre. Ich fühlte ihre heiße Sehnsucht nach Rudolf und ihr Grauen vor dem Alten. Du bist ein grausamer Teufel ohne Gefühl und Herz, sagte ich mir; Klara ist so furchtbar aufgeregt, weil sie ihn nicht sieht, es kann sie unmöglich mehr aufregen, wenn er

zu ihr kommt, und wahrscheinlich wird es sie doch nur beruhigen. Und wenn sie sterben müßte, wenn sie wirklich sterben müßte und könnte nicht einmal Abschied von ihm nehmen! — Und dann sagt' ich mir, daß der Alte kein Recht auf sie hat, daß nur Rudolf allein das Recht hat, sie zu küssen. Der Alte, sagt' ich mir, ist der Tod, und Rudolf ist das Leben. Wenn Rudolf bei ihr ist, dann wird der Alte sich nicht heranzuwagen. Und wenn der Alte sie doch bekommen soll, dann macht es ja doch nichts, ob sie sich vorher noch einmal an Rudolfs stattlichem Anblick gefreut hat oder nicht.

Um zwölf Uhr, als die Schule aus war, lief ich zum Doktor; den Schulsack hatte ich in der Schule gelassen; ich muß ganz vergeistert ausgesehen haben. Er zog mich an sich und sagte, er habe ja längst gewußt, daß sie nicht zu retten gewesen wäre: seine Hilfe sei völlig nutzlos bei ihr gewesen, und ich sollte doch nicht weinen, sie sei ja jetzt oben beim lieben Gott. — Da stürzten mir die Tränen aus den Augen; ich sagte, ich habe ihn ja nur fragen wollen. Da sagte er, es werde wieder besser werden, aber so trostlos, jetzt wußte ich alles.

Ich fürchtete, das Entsetzliche möchte schon geschehen sein, ohne daß sie Rudolf noch einmal gesehen, und lief nach Hause, fand aber Klara gerade so wie sie immer war, schön wie eine Rose in ihrer vollsten Pracht, nur sprach sie sehr lebhaft. „Laß ihn zu mir, Leonie; laß ihn zu mir herauf,“ schluchzte sie, und ich sagte: „Ja, heute abend.“ Da schlang sie mir ihre vollen Arme um den Hals und küßte mich ab und drückte mich an ihre Brust, als wenn ich selber ihr Rudolf gewesen wäre. Ich mußte dabei an den Doktor

denken, was er gesagt, und an das alte Ungeheuer. Ehe sie mich aus ihren Armen ließ, flüsterte sie mir ins Ohr: „Aber du mußt mich mit ihm allein lassen.“ Ich sagte „ja“; und dann kam die Krankenwärterin mit der Suppe für Klara und rief mich zum Essen ins Wohnzimmer.

Aber noch während wir bei Tisch saßen, durchfuhr mich plötzlich ein Gedanke wie ein Dolchstich. Gestern schon hatte sie mir gesagt, ich müsse sie mit ihm allein lassen. Obschon ich noch zur Schule ging, wußte ich schon genug von der Welt, um zu begreifen, was sie wollte. Mir wurde heiß und kalt. Nein, sagt' ich mir, das darfst du nicht tun, Klara war bis jetzt ein anständiges Mädchen, und wenn sie das tut, dann ist sie es nicht mehr. Und dann dachte ich an den Alten, der sie vergewaltigen wollte. Und dann dachte ich daran, daß sie am Ende sterben mußte, sterben mußte, ohne geliebt zu haben, wie es andere Frauen ihr ganzes Leben lang tun, wenn sie sich verheiraten. Und dann dacht ich, daß der liebe Gott doch furchtbar grausam ist. Wenn ein Mädchen für die Liebe geschaffen war, dann war es doch meine Schwester, das wußte ich ja so gut.

Am Nachmittag um eins hatten wir Konfirmationsunterricht. Vor der Stunde ging ich mit Marie Hemmann im Korridor auf und ab. Die Knaben, die mit uns Unterricht hatten, standen da und gafften uns auf die Füße. Marie trug hohe, gelbe Schnürstiefel, und ich hatte ein Paar nagelneue Halbschuhe an. Sie fragte mich nach meiner Schwester, und es drückte und quälte mich, ihr etwas von alledem, was mir auf der Seele lag, zu sagen. Aber nach den ersten Worten merkte ich, daß sie gar nicht begriff, um was es sich han-

delte. Ich hätte ihr erst alles explizieren müssen, und so schwieg ich lieber. — Während der Stunde erklärte uns der Pfarrer, in den die Mädchen alle verliebt waren, wie die Sadduzäer zu Christus kamen und ihn fragten, wenn ein Mann sieben Frauen gehabt, welche Frau er dann im Himmel haben werde, und wie er ihnen geantwortet, daß es im Himmel weder Frauen noch Männer geben werde, sondern daß der Unterschied ganz wegfalle. Da fiel es mir wie eine Zentnerlast vom Herzen: Wenn es im Himmel weder Frauen noch Männer gab, dann konnte es nichts ausmachen, ob Klara noch einmal mit ihm zusammen war oder nicht. Da war mein Entschluß gefaßt. Und da sagte ich, während der Pfarrer weiter sprach, bei mir im stillen folgendes zum lieben Gott: Wenn du willst, daß ich Rudolf nicht zu ihr hinauflasse, dann laß es bis heute abend besser mit ihr werden. Das kannst du, wenn du willst. Ich werde bis heute abend nicht nach Hause gehen, und wenn es dann nur ein klein wenig besser mit ihr geworden, dann werde ich ihn nicht zu ihr hinauflassen. Aber wenn es nicht besser mit ihr geworden, dann werde ich es tun. Du, lieber Gott, sagte ich, kannst mich ja immer noch daran hindern, wenn du nicht willst, daß es geschieht. Du kannst mir einen Ziegelstein auf den Kopf fallen lassen, oder mich von einem Mörder umbringen lassen. Ich will mein Leben gerne aufs Spiel setzen, so jung ich noch bin. Aber wenn das alles nicht geschieht, dann hast du es nicht anders gewollt, denn du kannst alles, was du willst. —

Den ganzen Nachmittag lief ich draußen vor der Stadt zwischen den schneebedeckten Feldern umher. Ich ging auch in den Wald, und als ich zum Römerstein kam,

da fürchtete ich wirklich, jeden Augenblick möchte jemand aus dem Gebüsch auf mich losstürzen und mir ein Ende machen. Als es sechs Uhr im Städtchen schlug, kehrte ich heim. Klara lag zu Bett und klagte über Herzklopfen. Er sei wieder dagewesen, der Alte, sagte sie mir. Es sei ein fürchterlicher Kampf gewesen. Als er gegangen, habe er gesagt, diese Nacht sei Hochzeit, und sie habe gesagt: „Ja, mit Rudolf, mit Rudolf; aber nicht mit dir!“

Um sieben Uhr ging der Vater ins Wirtshaus, und um acht Uhr ging die Krankenwärterin fort. Da schlich ich hinunter, öffnete leise die Haustür und ließ ihn herein. Als ich hinter ihm die Treppe hinaufging, merkte ich gar nichts Besonderes an ihm. Aber als ich die Tür öffnete und ihn eintreten ließ, da sah ich, wie ihm bei jedem Schritt, den er sich dem Bett näherte, die Kraft aus den Beinen schwand, so daß er, wie wenn er hingeschleudert wäre, gegen die Bettstatt fiel. Ich zog die Türe leise zu und ging in die Küche hinunter, wo nur eine Ligroin-Lampe brannte. Da warf ich mich am Herd in die Knie und flehte zum lieben Gott, er möchte nicht Klara entgelten lassen, was sie jetzt tat; er möge sie nicht dafür strafen, wie es der Doktor gesagt, sondern er möge sich an mir vergreifen, ich wollte ja gerne alles dulden, alle Qualen, damit Klara am Leben bleibe, weil ich ja doch nur die Schuld trüge, wenn sie sich verging. —

Ich hörte es neun Uhr schlagen. Gleich darauf schlug es zehn Uhr. Die Zeit verging mir, als wäre es ein Augenblick gewesen. Um halb elf ging ich mit dem Lichte hinauf. Ich wäre um ein Haar eingetreten, aber ich blieb vor der Türe. Ich klopfte leise an und sagte, es sei halb elf. Dann verging eine Viertelstunde, ewig



lang. Ich hielt den Atem an; ich fürchtete etwas vor dem Hause zu hören, aber ich hörte nur Küsse und Seufzer von innen. Dann klopfte ich wieder. Gleich darauf trat Rudolf heraus, in seinen Mantel gehüllt, den Hut tief in der Stirn. Ich leuchtete ihm hinunter. Im Gang unten drückte er mir, ohne ein Wort zu sagen, die Hand. Dann ließ ich ihn hinaus.

Ich war darauf gespannt, wie ich Klara finden würde. Es war, als läge milder Abendsonnenschein über ihr, und sie war hoffnungsselig, wie ich sie, soweit ich zurückdenken konnte, nie gesehen. Von Sterben kein Wort. Sie sprach nur von ihrer Hochzeit, und daß sie dann zusammen nach Italien reisen würden. Morgen werde sie wieder aufstehen können, und dann kam sie auf einmal auf die frühesten Zeiten zu sprechen, wie wir als Kinder miteinander gespielt und sie mich manchmal so malträtirt hatte. Da lachte sie, daß ich vor Freude wieder weinen mußte an ihrem Bett.

Sie konnte sich lange nicht beruhigen. Schließlich schlief sie doch ein. Am Morgen, als ich aufstand, lag sie ganz ruhig, und ich dachte, ich wollte sie nicht stören. Sie lag tief in den Kissen, und ich ging auf den Zehen und kam ihrem Bett nicht nahe und schlich leise zur Tür hinaus. Unten sagte ich, daß sie schlief. Aber kaum war ich in der Schule, da kam die Krankenwärterin angerannt und holte mich zurück. Als ich ins Zimmer trat, standen der Vater und der Doktor an ihrem Bett. Sie war tot.“

— — — Es war mäuschenstill in dem großen Hotel. Der neugebackene Ehemann hatte den Erinnerungen seines jungen Weibchens mit sehr geteilten Empfindungen gelauscht. Dann aber sagte er sich, daß ein Wesen, welches mit fünfzehn Jahren schon imstande

war, mit seinem Gefühlsleben so ganz und gar in demjenigen seiner Umgebung aufzugehen, es als erwachsene Frau noch bei weitem mehr sein werde. Und er pries sich glücklich, einen solchen Schatz von ruhiger Ueberlegung, von Selbstlosigkeit und warmer Hingebung an seiner Seite zu haben.

M I N E - H A H A

ODER

ÜBER DIE ERZIEHUNG DER JUNGEN MÄDCHEN





---

Als ich heute vor acht Tagen, um diese Stunde etwa, nach Hause kam, wurde ich unter dem Torweg von einem Schutzmann aufgehalten, der mir den Eintritt nicht eher gestattete, als bis ich ihm durch die Adresse einer an mich gerichteten Postkarte bewiesen hatte, daß ich im Rückgebäude wohne. Auf dem Hofe standen zehn bis zwanzig Menschen enggedrängt beieinander und tauschten mit gedämpften Stimmen ihre Eindrücke und Ansichten aus. Meine Zimmernachbarin, die vierundachtzigjährige pensionierte Lehrerin Helene Engel, hatte sich aus dem vierten Stock in den Hof hinuntergestürzt. Unter den Umstehenden galt es für gänzlich ausgeschlossen, daß ein mit klarem Bewußtsein vollführter Selbstmord vorlag; die Tat wurde vielmehr für die Folge einer geistigen Störung gehalten, die sich bei der alten Dame seit mehreren Monaten in plötzlichen Anfällen von Angst, Verworrenheit und Exaltation bemerkbar gemacht hatte. Nach wenigen Minuten fuhr draußen der Sanitätswagen vor. Nachdem ein Arzt den Tod als unzweifelhaft festgestellt hatte, hielt es unsere Zimmervermieterin für das zweckmäßigste, daß die Verunglückte sofort nach dem Leichenhause gebracht wurde.

Es mögen etwa drei Wochen her sein, daß mich die nun Dahingeschiedene eines Tages auf meinen Gruß hin auf dem Korridor ansprach. Sie sagte, sie habe kürzlich ein Buch von mir „Frühlings Erwachen“ gelesen; ob ich ihr erlauben wolle, mir etwas Aehnliches, das sie selber vor langen Jahren einmal niedergeschrieben, zur Einsicht zu geben. Sie lud mich in ihr Zimmer ein, holte aus dem untersten Fach ihres Kleiderschranks eine angebrochene Flasche Rotwein hervor und füllte zwei Gläser. Das Manuskript, dem ich diese Bemerkungen beifüge, lag auf dem Schreibtisch. Sie erzählte mir dann, sie sei als Kind sehr begüterter Eltern geboren. Mit siebzehn Jahren habe sie sich gegen den Willen ihrer Familie mit einem früheren Offizier, einem Witwer, verheiratet, dem sie schon als Backfisch eine abgöttische Verehrung entgegenbrachte. In wenigen Jahren schenkte sie ihm drei Kinder, die alle zu tüchtigen Menschen heranwuchsen, heute aber längst unter der Erde ruhen. Sie selber ließ sich, als sich ihr Gatte nach fünfjähriger Ehe plötzlich dem Trunk ergab, von einem blutjungen Architekten nach Amerika entführen, kam dort aber offenbar bald in die Lage, für ihren Geliebten arbeiten zu müssen. Sie erzählte mir, sie sei zuerst Dienstmädchen, dann Krankenwärterin und schließlich Lehrerin gewesen. Als solche lebte sie mit einem augenscheinlich hochgenialen Musiker zusammen, der sich sein Brot verdiente, indem er nachts im „Melodion“ und anderen Tingeltangeln Klavier spielte. Weitaus die längste Zeit ihres amerikanischen Aufenthalts habe sie in Brasilien verlebt, wo sie Indianerkinder unterrichtete und dabei auf ungesattelten Präriepferden ebenso sicher reiten lernte wie der geborene Sohn der Wildnis. Diese Erinnerung schien mir

die aus ihrem Leben ihr selbst am teuersten zu sein. In der „Gartenlaube“ las sie im Jahre 1871, daß ihr erster Mann bei Gravelotte den Heldentod gestorben war, und kehrte darauf nach Europa zurück. Ihre Eltern waren längst nicht mehr am Leben. Nach der Revolution hatten sie ihr Vermögen verloren und starben fast gleichzeitig in freudloser Zurückgezogenheit. Sie selber etablierte sich zuerst als Privatlehrerin und erhielt später Anstellung an einer höheren Töchterschule. Von irgendwelcher Parteinahme für die Ziele der heutigen Frauenbestrebungen konnte ich aus ihren Worten nichts entnehmen. Dagegen ist die Entstehung vorliegenden Manuskriptes wohl auf ihre spätere Lehrtätigkeit in Deutschland zurückzudatieren.

Dieses Manuskript erscheint mir, wenn ich es nicht überschätze, seiner stilistischen Eigenart wegen einer Veröffentlichung wert. Der Untertitel „Ueber die körperliche Erziehung junger Mädchen“ stammt natürlich von mir. Ich glaube ihn beifügen zu müssen, da mir die Aufschrift „Mine-Haha“ aus den Zeichnungen, soweit ich sie bis heute kenne, offen gestanden, nicht verständlich wird. Ich hoffe aber, daß sich in dem Nachlaß der alten Dame noch weitere Blätter finden.

---

## I

Wenn ich mich dazu entschließe, in diesen Zeilen meine Lebensgeschichte niederzulegen, so geschieht es nicht, weil ich irgendwie den Beruf einer Schriftstellerin in mir fühle. Ich darf wohl sagen, daß mir nichts auf dieser Welt so verhaßt ist wie ein Blaustrumpf. Eine Frau, die ihren Lebensunterhalt durch die Liebe verdient, steht in meiner Achtung immer noch höher da, als eine, die sich soweit erniedrigt, Feuilletons oder gar Bücher zu schreiben. Nur der Umstand, daß mein ganzes Leben so vollkommen verschieden war von demjenigen aller übrigen Frauen, kann mich dazu bewegen, das zu Papier zu bringen, was ich so manches Mal erzählt habe und was, wenn ich tot bin, niemand mehr erzählen wird. Ich werde nur dieses eine Buch schreiben; die Welt braucht meinerwegen nicht besorgt zu werden. Aber ich habe auch das bestimmte Gefühl, daß ich dieses eine nicht schlecht schreiben werde. Ob es nach meinem Tode gedruckt werden soll, darüber wird mein Sohn Edgar zu entscheiden haben. Rücksichten, die er den kleinlichen Verhältnissen, in denen er lebt, zu tragen hat, mögen ihn vielleicht davon abhalten. Diese Rücksichten kön-

nen mich aber nicht davon abhalten, meine Erlebnisse zu Papier zu bringen, und wenn es mir nicht vergönnt ist, für einen verständigen Leser oder eine hübsche Leserin zu schreiben, so schreibe ich für mich selber. Jetzt, wo die fürchterlichen Aufregungen des Lebens vorüber und wo auch seine Freuden für mich erloschen sind, bleibt mir doch nichts Besseres mehr zu tun übrig. Der einzige Wunsch, den ich auf dieser Welt noch habe, ist der, daß mich der Tod nicht ereilt, bevor ich die Feder aus der Hand gelegt habe. Ich muß befürchten, daß ich, da ich nun einmal mit Schreiben angefangen, in diesem Falle in der Erde keine Ruhe finden würde, sondern nächtlicherweile zu meinem unvollendeten Manuskript zurückkehren müßte.

Aus meiner frühesten Kindheit weiß ich eigentlich nicht viel Interessantes zu berichten, obschon meine Erinnerung sehr weit zurückreicht, beinahe bis in mein zweites Lebensjahr. Aus meiner ersten Jugend ist mir nicht ein einziger Regentag in Erinnerung. Ebensovienig kann ich mich darauf besinnen, daß es jemals Winter geworden wäre. Mein ganzes Leben hindurch, wenn ich an jene Jahre zurückdachte, sah ich nur Sonnenschein, der durch dichte grüne Blätter fällt. Das helle Grün der von oben beschienenen Blätter, das ist der Himmel, wie ich ihn zuerst kennengelernt. Und noch jetzt, wenn es mir manchmal so recht kindlich munter ums Herz ist, habe ich sofort wieder jenes Grün vor den Augen. Grün ist für mich die Farbe des Glückes, nicht die der Hoffnung. Um mir die Hoffnung noch unter irgendeiner Farbe zu denken, dazu bin ich zu alt, indem ich keine Ursache habe, noch irgendwelche besonderen Hoffnungen zu hegen.

Das früheste Bild, das sich meiner Erinnerung eingeprägt hat, ist folgendes: Ich bin auf einen Stuhl geklettert und stehe am offenen Fenster, neben mir Naema, die acht gibt, daß ich nicht herunterfalle. Ich fragte sie, was das vor mir für Blumen seien und sie nannte sie mir eine nach der anderen. Die große Kalla zu meiner Linken sehe ich noch heute so deutlich, daß ich danach greifen möchte; aber dann kommt lange nichts mehr, bis ich eines Tages neben dem Weiher das dichte Laubdach der Linden entdeckte, die den ganzen Garten beschatteten. Julian, einer der älteren Knaben, hatte mich, auf der Steinbrüstung des Weihers kniend, ins Wasser hinuntergelassen und untergetaucht. Jetzt stand ich wieder draußen, heulte, was ich konnte, rieb mir die Augen und blickte aufwärts. Da füllte mir beim Anblick der sonndurchleuchteten Blätter eine Wonne das Herz, die mich den Augenblick nicht hatte vergessen lassen. In demselben Augenblick erinnere ich mich auch, zum erstenmal das Haus von außen gesehen zu haben; die niedrige, einstöckige, breite weiße Front mit der langen Reihe Fenster, jedes mit grünen Jalousieläden und einem dichten Blumenflor auf der Fensterbank. Und darüber das zweimal so hohe, steile Schieferdach, das sich in den Wipfeln der Bäume verlor, stellenweise mit Moos bewachsen und mit einem großen Dachfenster, gerade über der Haustür. Unter jener Haustür habe ich nachher so manches Mal auf einem Schemel gesessen und Stroh geflochten für unsere breiten Hüte, während kleinere Knaben und Mädchen, Kinder in dem Alter, in welchem ich damals war, zu meinen Füßen mit Erde und Wasser spielten. Zusammenhängend werden meine Erinnerungen erst von dem Tage an, wo ich zum erstenmal Schuhe an



den Füßen hatte, also mit Beginn meines vierten Jahres. Wir waren unserer sieben, drei Knaben und vier Mädchen, ein ziemlich starker Jahrgang, da wir alles in allem nur unserer dreißig Kinder im Hause waren. Die Schuhe wurden uns von Ella und Aspasia, zwei der ältesten Mädchen, die im darauffolgenden Frühjahr das Haus verließen, angezogen, und wir stolzierten selbstbewußt auf dem knirschenden Kies im Garten umher. Dann mußten wir uns aber gleich dem Hause gegenüber, dicht vor der großen hölzernen Halle der Größe nach aufstellen. Ich war die drittgrößte, über mir zwei Knaben; der dritte Knabe war der Kleinste von uns. Während dieses ersten Sommers trugen wir übrigens die Schuhe nur während der Uebungen, was uns nachher ganz angenehm war, da sie immer so fest geschnürt wurden, daß man die leiseste Berührung hindurch empfand. So liefen wir denn die übrige Zeit noch mit Wonne barfuß im Haus und Garten umher.

Gertrud trat zu uns mit einer feinen Rute unter dem Arm. Sie war mit ihrem glattanliegenden schwarzen Haar, ihren funkelnden Augen, ihrem schmalen Gesicht und ihrer schlanken Figur für mich, bis ich jenes Haus verließ, der Inbegriff der Schönheit. Noch in meinem letzten Jahr stieg ich ihr oft bis unter den Dachboden hinauf nach, nur um das Vergnügen zu haben, sie die Treppe herunterkommen zu sehen. Jetzt mochte sie achtzehn oder neunzehn Jahre alt sein. Sie sowohl wie Naema, die etwas älter war, blieben alle vier Tage einen ganzen Tag über fort. Dann waren wir dreißig mit einer allein und mußten meistens waschen, das heißt die älteren, während die



jüngeren die weißen Kleidchen um den Weiher herum zum Trocknen aufhängten.

Gertrud zog die Weidenrute, die sie in der Rechten hielt, durch die linke Hand und sah uns eines nach dem andern lächelnd an. Dann nahm sie ihr Kleid mit beiden Händen soweit hinauf, daß man ihre Beine bis über die Knie sehen konnte und zeigte uns, wie man gehen müsse. Sie trug außer den hohen gelben Schnürstiefeln auch noch weiße Socken, die ihr aber nicht einmal bis zur Mitte der Wade reichten. Sie hob die Knie ein wenig und setzte den Fuß mit der Fußspitze auf; dann ließ sie langsam die Ferse nieder, aber nicht bevor nicht der Fußrücken bis zur großen Zehe mit dem Schienbein eine gerade Linie gebildet hatte. Ihr volles, rundes, aber zart geformtes Knie streckte sich in demselben Moment, wo die Ferse die Erde berührte.

Wir alle mußten unsere Kleidchen hinauffrassen und mit den eingestützten Händen über den Hüften festhalten. Dann ging das Marschieren los, so langsam, daß man zwischen jedem Schritt einmal ums Haus hätte laufen können. Dabei hatte sie ihre Rute fortwährend auf unseren Fußspitzen, unter unseren Knien oder unter den Waden, wenn eins den Fuß zu rasch sinken lassen wollte. Lora, die kleinste von uns Mädchen, übrigens ein ausnehmend hübsches Kind, von der ich später noch viel erzählen werde, hätte beinahe angefangen zu weinen. Wenigstens rollten ihr schon die dicken Tränen über die Wangen hinunter. Aber Gertrud warf ihr einen so unheimlichen Blick zu, daß sie sich von dem Augenblick an mehr zusammennahm als alle übrigen.

So ging es dreimal im ganzen Garten herum. Dann

humpelten wir ins Haus, zogen die Schuhe aus, warfen unsere Kleidchen ab und liefen, so rasch wir konnten, zum Weiher. Die Knaben waren jenseits und wir diesseits des Springbrunnens. So spritzten wir aufeinander ein und zogen uns in den Regen der Fontäne. Die Fische strichen uns zwischen den Beinen durch. Es war streng verboten, sie zu fangen und über das Wasser zu halten oder sie sonst auf irgendeine Weise zu quälen. Manchmal glitt eins auf den Steinfließen aus und geriet unter Wasser. Dann war großes Hallo. Ertrinken konnte man nicht leicht, da der Weiher nirgends tiefer war als etwa anderthalb Fuß. Als wir gebadet, setzten wir uns in einer Reihe nebeneinander auf die Brüstung, die Füße noch im Wasser und ließen uns trocknen.

Bei den weiteren Uebungen sah Gertrud vor allen Dingen darauf, daß wir beim Gehen die Hüften straff gespannt hielten. Wenn eins sich in den Hüften gehen ließ oder gar einknickte, bekam es eins hinten auf. Sie sagte, man dürfe beim Gehen keinen Boden mehr unter den Füßen fühlen, man dürfe seine Beine überhaupt nicht mehr spüren, man dürfe nur noch fühlen, daß man Hüften habe. Die Hüften, das sei der Mittelpunkt; der müsse unbeweglich und ruhig bleiben. Aber alle anderen Bewegungen im Oberkörper sowohl wie in den Beinen bis in die Zehenspitzen mußten von den Hüften ausgehen und von ihnen aus gewollt und dirigiert werden. Sie selber war in dieser Beziehung ein wahres Muster. Wenn man sie auf sich zukommen sah, hatte man gar nicht mehr die Empfindung, daß sie einen Körper von einer gewissen Schwere hatte. Man sah nur Formen. Und auch die Formen vergaß man beinahe über der Schönheit der Bewegung. Anderen

Menschen gegenüber erschien sie mir immer wie etwas, was ich mir nur in meiner Phantasie gedacht und was in Wirklichkeit gar nicht existierte. Manchmal zwinkerte ich mit den Augen, um zu sehen, ob sie nachher noch da war. Uebrigens merkte ich schon damals, daß alle diese Uebungen uns Mädchen viel leichter wurden als den Knaben, die nie über ihre Extremitäten wegkamen. Und wenn einige von uns Mädchen so sehr breite Hüften bekamen, so bin ich fest überzeugt, daß das nur daher rührt, daß wir gewissermaßen mit den Hüften denken lernten.

Von Beginn des fünften Jahres an wurden wir alleamt, die Knaben sowohl wie die Mädchen, dazu angehalten, die kleinen Kinder zu pflegen, die ins Haus gebracht wurden. Jedes von uns hatte seinen Säugling. Ich bekam ein Mädchen, während die kleine Lora, die indessen meine Freundin geworden war, einen Knaben hatte. Wir mußten die Kinder rein halten, sie den Tag über in den Garten hinausbringen oder unter die hölzerne Halle, wenn es regnete, und ihnen die Flasche geben; geradeso wie es die älteren Kinder, die jetzt längst nicht mehr da waren, mit uns gemacht hatten. Des Nachts schliefen die Kleinen allein unter der Obhut Naemas, während wir älteren mit Gertrud zusammenschliefen. Wenn Gertrud ausging, dann blieb sie immer auch nachts über fort und kam erst am Morgen wieder. Dann war sie meistens sehr gutherzig und lächelte noch mehr als sonst.

Und nun komme ich auf Morni, einen der ältesten Knaben, der mir über alles gefiel, und den ich später nie wieder gesehen habe. Beim Baden sah ich ihn und nur ihn. Er war schon so groß, daß ihm das Wasser nicht bis an den Leib reichte. Er hatte ein Paar Augen,

so voll Sonnenglanz und Herrlichkeit, daß ich ihn nur immer bei Namen rief, um ihm recht in die Augen sehen zu können. Und dann dieser feine Rücken, wenn er sich niederbeugte, um ein kleines Kind durchs Wasser zu leiten. Einmal erinnere ich mich, da stand er oben auf der Brüstung und sprach mit einem Kameraden, der noch im Wasser war. Ich kauerte mit zwei anderen Mädchen unter dem Springbrunnen. Da sog ich seine Schönheit in vollen Zügen in mich ein, und die Nacht darauf schlief ich so süß, als hätte ich eine frischere, bessere Luft geatmet. Drei Wochen später, als uns Gertrud eines Morgens die Decken abnahm, war sein Bett leer samt seines Kameraden und eines Mädchens. Niemand von uns wagte eine Frage zu tun. Auch untereinander sprachen wir nicht darüber. Ich fragte mich damals im stillen, ob es damit zu Ende sei. Naema und Gertrud hielt ich dann hin und wieder für Geschöpfe höherer Art, die damals wie wir Kinder gewesen. Bei alledem hatte ich ein bestimmtes Gefühl, als müßte man sich doch noch einmal wiedersehen, besonders, wenn ich an Morni dachte. Ich habe ihn, wie gesagt, nie wiedergesehen. Ich habe mich mein ganzes Leben lang, auch noch in späteren Jahren, oft nach ihm erkundigt. Die wenigsten erinnern sich seiner überhaupt noch. In seinem neunten Jahr, nachdem er bereits zu den Besseren erwählt war, zerschmetterte er sich bei einem Sturz vom Turngerüste den Kopf. Mir blieb er unvergeßlich.

Während des letzten Jahres unterrichtete uns Gertrud im Laufen und Springen. Dann erinnere ich mich auch einer großen roten Kugel, die unter der hölzernen Halle lag und auf der wir so ziemlich alle gehen lernten, aber mehr aus eigenem Antriebe. Wir stellten uns oft

zu zweit darauf, Lora und ich, umschlangen uns mit den Armen so fest wie möglich, setzten die Füße zwischen einander und bewegten die Kugel so zwischen Tischen und Bänken durch in der ganzen Halle umher. Einmal überfuhren wir ein Kind, ohne daß es Schaden genommen hatte. Auch das Stelzengehen war sehr beliebt, aber Gertrud hielt nichts davon. Sie konnte es nicht sehen. Sie sagte, es sei geschmacklos und ungesund. Dagegen spielte sie sehr gern Ball mit uns, wenn sie einen freien Moment hatte. Ihre Lieblingsunterhaltung aber war das Springseil, in welchem sie die Knaben sowohl wie die Mädchen springen ließ, und sich immer freute, wenn einem das Kleid ins Gesicht schlug. Sie selber war Virtuosin darin. Von uns Kindern konnte ihr niemand das Seil rasch genug schwingen. Wenn sie es selber tat, schwang sie es während eines Sprunges dreimal unter den feinen straffgestreckten Fußspitzen durch, und im nächsten Moment berührte sie, bei derselben Geschwindigkeit, zwischen jedem Schwung den Fußboden. Dann sah man kein Seil mehr und sie selber verschwamm einem vor den Augen.

Während der heißen Sommertage waren wir fast ununterbrochen im Wasser, hockten auf der Weiherbrüstung umher oder lagen unter dem Springbrunnen und ließen uns den Regen ins Gesicht plätschern. Unsere breiten Strohhüte behielten wir dabei auf, während wir die Kleider nur zu den Mahlzeiten und zum Unterricht anlegten. An Schwimmen dachte noch niemand von uns, auch die Knaben nicht. Es wäre auch in dem niedrigen Wasser nicht gut möglich gewesen. Eines übrigens fällt mir erst jetzt ein, daß weder Naema noch Gertrud jemals mit uns gebadet haben. Beide gingen



immer mit bloßen Armen, aber niemand von uns Kindern hat jemals eine von ihnen so gesehen wie wir damals den halben Tag über waren. Es mochte das nicht wenig zu der Ehrerbietung beitragen, die alle vom jüngsten bis zum ältesten den beiden Mädchen gegenüber hegten. Morgens, wenn uns Gertrud aufdeckte, war sie immer schon vollständig angekleidet und abends kam sie nie, bevor es dunkel geworden war. Einmal bemerkte ich, daß sie nachts über ein Hemd trug. Sigwart, dessen Bett neben dem meinigen stand, hatte einen Erstickungsanfall bekommen. Gertrud stand auf und machte Licht. Das Hemd reichte ihr bis auf die Knöchel. Ich sehe sie noch, wie sie den dunkelroten Kopf des Jungen zwischen ihren weißen Händen hielt. Sie machte Sigwart einen kalten Umschlag, setzte sich auf die Bettkante und sprach ihm leise zu, bis er eingeschlafen war. Darauf legte sie sich im Hemd wieder zu Bett.

Aber nun die Unterrichtsstunden. Ich freute mich schon immer darauf, wenn ich morgens die Augen aufschlug. Morni war nicht mehr da; die Knaben in meinem Alter hatten nichts, was mich hätte interessieren können, und so war mir Gertrud alles, was ich Schönes auf dieser Welt kannte. Das Kostüm, das wir zum Laufen und Springen trugen, habe ich doch nachher oft wiedergesehen, meistens sogar an Erwachsenen; aber an niemandem, selbst nicht an Arno, mit dem ich die seligsten acht Tage meines Lebens verbrachte, hat es mir besser gefallen, als damals an Gertrud. Ich war noch nicht ganz sieben Jahre alt, aber der Eindruck ist mir unauslöschlich geblieben. Bei unseren früheren Uebungen hatte Gertrud immer ihr gewöhnliches weißes Kleid anbehalten, das sie dann einfach bis zum Knie hinauf-

nahm. Jetzt trug sie sich ganz wie wir. Sie war immer schon fix und fertig, wenn sie mit der Weidenrute in der Hand aus dem Hause trat und uns rief, wir sollten uns parat machen. Wir eilten hinein, warfen unsere kurzen weißen Röckchen ab und schlüpften in unsere Kostüme, die wir uns gegenseitig über den Rücken hinauf zuhakten. Sie reichten nicht bis über den Leib und waren zwischen den Beinen geschlossen, so daß die Beine bis zum Leib hinauf nackt waren. Gertrud musterte uns eins nach dem andern, sah, ob alles gut sitze und zog gewöhnlich bei jedem den Gürtel noch etwas fester. Den Kopf mußten wir soweit wie möglich zurücklegen und die Hände hinter dem Kopf gefaltet halten. Solange die Uebung dauerte, durften wir mit den Fersen die Erde nicht berühren. Gertrud sagte, das gäbe schöne Waden. Die Knie durften wir nur ganz wenig biegen und während des Laufens den Fuß nur mit der Spitze aufsetzen. Lora und Heidi konnten das ausgezeichnet. Man hörte keinen Kieselstein sich bewegen, wenn sie gingen. Beide hatten schmale Gelenke und runde Knie und konnten die Finger hinter die Hand zurückbiegen. Gertrud ließ sie oft allein einen Rundlauf durch den Garten machen. Dann war es, wie wenn sie von dem leisen kühlen Windhauch getragen würden, der unter den Bäumen durchstrich. Ehe man sich's versah, standen sie wieder bei uns. Die Knaben hatten längere, dünnere Beine als wir und konnten sich infolgedessen besser auf den Fußspitzen halten, aber sie knickten meist mit den Knien ein. Im Springen mit geschlossenen Füßen waren sie uns Mädchen weit überlegen. Wir standen dicht vor dem Seil, mit erhobenen Fersen, die Hände in die Hüften gestützt, die Ellbogen möglichst nach hinten. So mußten wir

springen, uns auf der anderen Seite tief in die Knie sinken lassen, aber im nächsten Moment wieder ebenso ruhig auf den Fußspitzen stehen wie vorher. Tat man nur einen kleinen Schritt, so gab es eins an die Beine, daß es einem zum Nacken hinaufrieselte. Gertrud lächelte immer, wenn sie zuschlug. Manchmal schlug sie sich selbst mit der Rute über die gestreckten Beine hinunter, daß es nur so klatschte. Wenn sie sprang, zitterten ihre Fußspitzen über dem Seil. Ihre Füße waren nicht wie bei anderen Frauen unten gegeneinander gestellt. Wenn sie aufrecht, mit festgeschlossenen Beinen, dastand, blieb immer ein kleiner Zwischenraum zwischen den Knöcheln. Ich sah sie vor allen Dingen gerne von hinten so dastehen. Dann gingen von beiden Fersen zwei gerade, senkrechte Linien bis in die Kniekehlen, trotz ihrer vollen Waden. Aber diese Waden waren so fein verjüngt, daß ich mich fragte, wie die so schmalen Füße den ganzen schönen Körper tragen konnten. Sie trugen ihn auch mehr durch ihre Sehnenkraft und ihre Elastizität. In den Hüften war Gertrud nicht auffallend breit, dafür aber auch nicht dick, wenn sie sich von der Seite zeigte. Dann schien ihr Leib im Gegenteil um vieles schmaler als von vorne. Der Oberkörper wuchs schlank und selbständig auf den Hüften empor, als wäre er ein Geschöpf für sich, und die Arme standen, was Schönheit und Fülle betrifft, nicht hinter den Beinen zurück. Gertrud war immer fest gegürtet; darin ging sie uns mit gutem Beispiel voran. Wenn sie aus dem Hause trat und wir noch hinten im Garten spielten, ließ sich kaum unterscheiden, wo ihre nackten Beine aufhörten und das weiße Kleid begann. Ihre weißen Socken, das einzige, wodurch sich ihr Kostüm von den unserigen



unterschied, sind ihr trotz Laufens und Springens während des ganzen Jahres nicht ein einziges Mal über die Schnürstiefel geglitten. Ihre hohen gelben Schnürstiefel sahen immer nagelneu aus, kein Knoten im Schuhband, keine Falte im Leder, was man von den unserigen nicht behaupten konnte. Das ganze Mädchen war schön gebaut; auch das Gesicht hatte einen angenehmen, interessanten Ausdruck, aber ihre beiden Füße, wenn sie so nebeneinander auf dem Kies standen, waren ein Meisterwerk der Natur, wie ich es nicht wieder-gesehen habe.

Eben fällt mir noch ein Mädchen ein, das mit uns in gleichem Alter stand, aber seit etwa zwei Jahren nicht mehr da war. Den Namen habe ich vergessen. Ich weiß auch nicht, daß je eins von uns sich seiner noch erinnert hätte. Sigwart, Arthur, Calmar, Heidi, Lora und ich wären jetzt die ältesten; drei Knaben und drei Mädchen. Scheu gingen wir aneinander vorbei. Ich wagte nicht einmal mehr mit Lora zu sprechen. Des Abends fürchtete ich mich einzuschlafen. Naema und Gertrud mochten die Beklommenheit und Aufregung in unserem Wesen merken und wurden noch schweigsamer als sonst. Sie warfen uns, wo sie uns trafen, ernste Blicke zu. So verkroch sich jedes in einen Winkel. Ich wünschte im stillen, wenn es doch nur vorüber wäre. Eines Nachts kam dann Naema, schlug die Decke zurück und trug mich nackt hinaus. Draußen legte sie mich in eine schmale Kiste, in die ich gerade hineinpaßte und machte den Deckel zu. Weiter weiß ich dann nichts mehr, als daß ich mir auf einmal das Tageslicht durch die Löcher der Kiste in die Augen scheinen sah. Dann wurde die Kiste aufrecht hingestellt und aufgeschlossen. Ich trat heraus.

---

## II

Man nahm mich bei der Hand, drehte mich einige Male herum, besah mich von allen Seiten und führte mich zu einem der weißen Betten, die im Zimmer standen. Zu den niedrigen breiten Fenstern herein, über alle Betten hinweg, schien milde warme Abendsonne. Mir war schwindlig. Vor mir kniete ein Mädchen und zog mir ein Paar lange weiße Strümpfe an, die bis über die Knie reichten. Dann warf sie mir ein weißes Röckchen über, ich mußte in die Aermel schlupfen; darauf holte sie einen Korb her und probierte mir Schuhe an, bis sich welche gefunden, die mir paßten. Ueber die weißen Strümpfe hinauf streifte sie mir ein Paar hellgrüne Strumpfbänder. Die Aermel an meinem Kleid reichten bis zum Ellbogen. Die Schuhe waren gelb, bis vornhin ausgeschnitten, mit einem Streifen über dem Fußrücken zum Zuknöpfen. Als ich wieder auf den Füßen stand, nahm sie mich zwischen die Knie und kämmte mir die Haare.

„Du hast schönes Haar, Hidalla,“ sagte sie.

Ich konnte nicht antworten. Ich sah in die Sonne, die drüben zwischen den Bäumen unterging, und dachte, ich weiß nicht warum, daß ich dort hergekommen und daß dort Lora und Gertrud sein mußten. Ein Mädchen

öffnete die Tür und fragte, ob wir bald kämen. Sie half der anderen mir mein schwarzes Haar in Zöpfe zu flechten. Darauf führten sie mich hinüber ins andere Zimmer, wo vier Mädchen um einen sehr fein gedeckten Tisch saßen. Alle waren gleich gekleidet wie ich: Weißes Röckchen bis zum Knie, am Halse nach vorn und nach hinten viereckig ausgeschnitten, mit halblangen Ärmeln, lange weiße Strümpfe und niedrige gelbe Schuhe. Das Haar trugen alle offen über den Rücken hinunter, nur ich hatte Zöpfe. Das Mädchen, das oben am Tisch saß, schien mir ernster als die übrigen. Es mochte dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein. Da kamen auf jeder Seite drei. Die mir gegenüber war ein hübsches Ding in meinem Alter, aber blond. Die, die mich angekleidet hatte, saß oben neben der ältesten und warf mir Blicke über den Tisch zu, ich solle guten Mutes sein. Die Mädchen waren alle sehr gemessen in ihrem Benehmen. Sie sprachen wenig, aber was sie sagten, klang, als ob es nicht anders sein könne. Das Zimmer war gradeso wie das andere, mit drei Wänden aus lauter Fenstern, durch die die untergehende Sonne schien, wie durch eine Laterne. Nur die Scheidewand mit der Tür drin war undurchsichtig. Eine andere Tür mit Glasscheiben, die ins Freie führte, befand sich gegenüber und durch diese trat das häßlichste Geschöpf, das ich je gesehen, mit einem Präsentierteller herein, auf dem es die Speisen trug. Glücklicherweise ging sie immer gleich wieder hinaus. Das älteste der Mädchen schöpfte uns die Suppe heraus. Darauf gab es Gemüse, grüne Erbsen mit Rüben, aber so fein zubereitet, wie ich es vorher noch nicht gegessen hatte. Dann kam Braten, aber nur sehr kleine Stücke. Das ist alles, was mir von jenem ersten Abend

im Gedächtnis geblieben. Ich muß schon bei Tisch wieder eingeschlafen sein.

Am anderen Morgen beim Aufstehen fragte ich, wie man mir später erzählte, ob Lora nicht hier sei. Niemand wußte etwas von ihr. Sehr deutlich ist es mir noch in Erinnerung, wie wir am Abend dieses ersten Tages zusammen zum Baden gingen. Der Weg führte zwischen hohen alten Baumgruppen und Wiesengründen durch, manchmal im kühlen Schatten, dann im hellen Sonnenschein. Die Straße war so breit, daß wir alle sieben Arm in Arm nebeneinander gehen konnten. Rechts und links sah man zuweilen, soweit das Auge reichte, über Wiesen hinweg. Plötzlich entdeckte ich in einiger Entfernung ein Haus, das sich in nichts von dem unserigen unterschied. Es war auch nur zwei Stockwerk hoch, aus rotem Backstein gebaut, mit zwei Reihen niedriger breiter Fenster übereinander, bis zum Dache hinauf mit wildem Wein bewachsen. Unten lief eine hölzerne Galerie herum. Das Dach war fast flach und ein feiner Streifen Rauch stieg aus dem Kamin in die Luft hinauf. Bald wurde der Weg schmaler und wir gelangten in einen Wald, der keinen Sonnenstrahl durchließ, dann in ein niedriges, undurchsichtiges Dickicht, in dem wir eine hinter der andern gehen mußten, bis wir unversehens ins Freie traten. Den Anblick werde ich nie vergessen. Zwischen schmalen grünen Ufern floß ein breiter Bach. Hüben und drüben dichtes Gebüsch dem Ufer entlang, daß man von aller Welt abgeschlossen schien, und zu beiden Seiten des Baches, soweit ich sehen konnte, hunderte von Mädchen, die sich zum Baden entkleideten. Viele waren schon im Wasser und kamen den Bach heraufgeschwommen, gegen die Strömung an. Wir waren am

oberen Ende. Uns gegenüber war eine Schar Mädchen bereits wieder mit Ankleiden beschäftigt. Wir hängten unsere Röckchen und Strümpfe an den Weiden auf, Blanka und Pamela, die beiden ältesten, sprangen hinein und die übrigen warfen mich ihnen zu. Sie hatten mich an Händen und Füßen genommen und hoch in die Luft geschwungen. Platsch! Blanka hielt mir die Hand unter den Bauch und ließ mich zappeln. Das Wasser reichte mir bis unters Kinn, aber alle, selbst die kleine blonde Filissa, konnten perfekt schwimmen. Blanka und Pamela nahmen mich zwischen sich und so schwammen wir weit hinunter, immer zwischen Mädchen durch, die ihre Köpfe aus der Flut streckten und mit den Armen aufs Wasser schlugen. Schließlich kamen wir an eine Schleuse, über die wir hinüberkletterten. Wir setzten uns auf die breiten Steine darunter und ließen das Wasser über uns herabströmen. Darauf schwammen die andern, alle sechs in einer Reihe nebeneinander, den Bach wieder hinauf, während ich dem Ufer entlang nebenher lief. Als wir uns ankleideten, lag der ganze Badeplatz schon im Schatten. Aus den Büschen zu beiden Seiten drang ein feiner Nebel über das Gras hin, durch den man die Mädchen am unteren Ende kaum mehr sehen konnte.

Vom ersten Tag an hatte man mich hergenommen und auf den Händen gehen lassen. Zwei der Mädchen hielten mir dabei die Beine hinauf. Das Haar hing mir auf den Fußboden, das Kleid fiel mir vom Gürtel her in den Nacken. So ging ich mit den Beinen hoch in der Luft auf den Steinfliesen durchs Zimmer, am Nachmittag, bis es Zeit zum Baden war, wurde musiziert. Ich lernte die Geige. Des Abends saßen wir immer gemütlich beisammen, mit Ausnahme von Blanka,

die jeden Abend gleich vom Nachtesen weg ausging. Blanka war ein dickes rundes Ding mit schwarzem Haar, schwarzen Augen und Lippen wie eine zerteilte Kirsche, aber hellrot und saftig. Sie hatte die etwas plumpe Figur, wie sie Mädchen mit dreizehn Jahren zu haben pflegen. Um so auffallender war ihre Geschmeidigkeit. Sie machte den anderen alles vor. Wenn sie auf den Händen ging, bog sich ihre Taille trotz ihrer Dicke so weit zurück, daß die Beine wagerecht über den Kopf vorragten. Dabei hielt sie trotz ihrer kräftigen Knöchel die Fußspitzen wie zwei Pfeile gestreckt, und sie ging, ohne daß sich die Füße um eine Idee nach rechts und links bewegt hätten. Vor allem aber war sie eine ausgezeichnete Tänzerin. Während des Vormittags erteilte sie den übrigen fünf Mädchen Unterricht, indem sie sich eine nach der andern zum vis-à-vis nahm und sie alle ihre Schritte und Bewegungen aufs genaueste nachahmen ließ. Alle diese Uebungen fanden im oberen Stock unseres Hauses statt, wo wir uns überhaupt den ganzen Tag aufhielten und ebenso auch des Abends, wenn Blanka fort war und wir anderen gemütlich plauderten. Es war ein einziges großes Zimmer mit niedrigen breiten Fenstern ringsum, zu denen der wilde Wein hereinwuchs. Nur in der Mitte der einen Wand war die Fensterreihe durch einen mächtigen Kamin unterbrochen, der weit ins Zimmer herein und bis zur Decke reichte. Der ganze Fußboden war mit roten Backsteinfliesen belegt. Zwischen je zwei Fenstern war eine Lampe angebracht. Ich erinnere mich, nachher unser Haus öfter vom Park aus gesehen zu haben, wenn die Lampen alle angezündet waren. Einen festlicheren Anblick hätte man sich kaum denken können, besonders, wenn die Mädchen in ihren



weißen Kleidern unter den offenen Fenstern erschienen. Stelle man sich nun vor, daß dreißig solche Häuser in dem Park zerstreut lagen, so mag man sich einen Begriff davon machen, wie märchenhaft schön es des Abends dort aussah. Um in das obere Zimmer zu gelangen, gingen wir außen am Hause hinauf, auf einer hölzernen Treppe; dann trat man durch eine Glastür ein, hatte den Kamin sich gerade gegenüber und zur Rechten und Linken, rings an den Wänden umher, ledergepolsterte Bänke, auf denen wir Mädchen saßen. Pamela spielte die Mandoline; Irene, die drittälteste, ein Mädchen mit starkem Knochenbau, vorspringenden Mundteilen und kaltem verschlossenen Wesen, spielte Gitarre. Dann kam Wera, kaum zehn Jahre, aber von so fein gebildetem Körper, von einer solchen Ruhe in den Zügen, daß ich mich ihr schon nach den ersten paar Tagen am liebsten zu Füßen geworfen hätte. Den andern schienen ihre Vorzüge weniger aufzufallen, aber ebenso wie sie jene an Körperschönheit übertraf, so tanzte sie auch graziöser, und wenn sie Blanka noch nicht vollkommen gleichkam, so war es jedenfalls nur deshalb, weil sie es erst kürzere Zeit übte. Einmal schrie ich laut auf. Wera stand vor mir und glitt, während sie ruhig mit mir sprach, mit ihren elastischen Füßchen auf den glatten Fliesen langsam auseinander, bis sie mit dem Leib den Erdboden berührte. Ich fühlte mich selbst mitten entzweigerissen. Aber ebenso ruhig, ohne mit den Schultern zu zucken, ohne die Knie zu beugen, wie sie sich niedergelassen hatte, richtete sie sich wieder empor. Welch eine Kraft mußte schon in den jungen Gliedern sein.

In unseren Musikstunden spielte sie die Harfe. Auch ihre Musik schien mir inhaltsschwerer, reifer als die

der übrigen. Die fünftälteste, Melusine, schwächig und fleischlos, mit großen blauen Augen, ein Geschöpf, das mir während der fünf Jahre, die wir beisammen waren, nicht das mindeste Interesse einflößte, blies die Schalmel, und die kleine, dicke, blonde Filissa hämmerte ein vierbeiniges Cymbal, mit der sie unser ganzes Orchester übertönte. Ich selbst mußte, wie gesagt, die Geige lernen, da Blanka, die die Geige spielte, nur noch ein Jahr dablleb.

Es war an einem der ersten Tage, als mich Blanka nach dem Mittagessen mit sich nahm. Auf einer breiten, staubigen Straße gingen wir eine ziemliche Strecke durch den Park, kamen an mehreren der anderen Häuser vorbei und traten schließlich in ein von himmelhohen Eichen umraushtes einstöckiges, breites weißes Haus, das einen Vorbau von vier schlanken Säulen hatte. Durch ein von oben erleuchtetes feierliches Vestibül führte mich Blanka in einen großen weißen Saal mit hohen Fenstern auf den Garten hinaus. Das erste, was ich erblickte, war Lora. Wir sanken uns in die Arme, küßten uns und weinten. Gleich darauf wurde auch Heidi von einem anderen Mädchen hereingeführt. Es waren im ganzen dreißig Mädchen in unserem Alter und dreißig im Alter Blankas anwesend, alle gleich gekleidet, alle mit offenem Haar, gelben Schuhen und weißen Strümpfen und Röckchen. Die älteren nahmen auf den samtenen Divans den Wänden entlang Platz, legten würdevoll die gestreckten Füße übereinander und flüsterten leise, während wir mitten im Saal standen und den Atem anhielten.

Dann öffnete sich zur Rechten eine Flügeltür und Simba trat in den Saal. Ich war wie betäubt. Im nächsten Moment stand sie mitten zwischen uns.



Es wird mir nicht leicht, jetzt in meinem dreiundsechzigsten Jahr den Eindruck, den ich damals empfand, in seiner ganzen Lebhaftigkeit wiederzugeben. Simba war groß und dabei schlank wie ein Faden, aber weder Rippen noch Sehnen waren an ihrem Körper bemerkbar. Ich starrte sie an und hatte ein ähnliches Gefühl wie damals in jener Nacht, als ich von Morni träumte. Die Art und Weise, wie sie ihren Körper dehnte, wie sie sich in den Weichen hob und senkte, das wonnige Behagen, mit dem sie ihre Achseln zurücksinken ließ, die süßliche Trägheit ihrer schlaffen Glieder, die Geschmeidigkeit ihres Leibes, die Lust, mit der sie selbst sich ihres Körpers bewußt zu werden schien und die in jeder leisen Bewegung wieder zum Ausdruck gelangte, alles das berauschte, betörte, übermannte mich derart, daß ich zwei Tage wie im Halbschlummer umherging und, wohin ich sehen mochte, nur ihr Bild vor mir hatte.

Und dann das Kostüm. Das sehe ich heute noch und kann es nicht fassen, daß ich das wirklich mit Augen gesehen habe. Und das mit sieben Jahren, wo die Welt noch so gut wie unbemerkt an einem vorübergeht. Wie war das möglich. Uebrigens habe ich derartige Wunderwerke von Schönheit und Sinnenreiz aus meinen reiferen Lebensjahren nicht mehr zu notieren. Sie hören auf in meiner Erinnerung mit dem Augenblick, wo ich aufhörte, Kind zu sein. Hatte ich die Augen dafür verloren, oder waren es die Aufregungen, Not und Leidenschaft, die mir die zu derartigem Genuß notwendige Ruhe raubten; oder habe ich mir schließlich die menschliche Schönheit in so hohem Maße zum Genuß werden lassen, daß sie aufhörte, mir noch als etwas

besonders Begehrtes aufzufallen? Ich weiß es nicht.

Ihr üppiges, welliges, rabenschwarzes Haar trug Simba tief über die Schläfen herab und im Nacken in einen dichten Knoten geknüpft. Sie hatte langgezogene, schlangenförmige Brauen, eine feine, feine Nase und das schmerzlichste und zugleich süßeste Lächeln auf den Lippen, das ich je gesehen habe. Dann erinnere ich mich auch noch ihrer Zungenspitze, die manchmal wie ein Feuersalamander herauszuckte.

Um die schmale, schlanke Brust und die feinen Schultern trug sie ein enganliegendes Netzwerk aus dicken dunkelgrünen Glasperlen, in der Art eines Mieders, das aber ihre zarten Brüste vollkommen frei ließ, indem es beide mit großen Ringen einfaßte, deren Perlen um einiges dicker waren als die des übrigen Netzes. An den Beinen trug sie weißseidene Trikots und darüber ein Beinkleid, nur von den Hüften bis zur Mitte der Schenkel reichend, aus buntem türkischen Seidenstoff in hellen Farben; gelbe, rote und weiße senkrechte Streifen nebeneinander, oben zu einem bauchigen, schräggestreiften Gürtel umgelegt, um den Leib anschließend, aber nach unten gerade geschnitten und reichlich weit, so daß die schlanken, weißen Beine frei heraustraten. Ihre Füße steckten in weichen, niedrigen, weitausgeschnittenen schwarzen Schuhen. Und über alles das trug sie einen Mantel aus hellgelbem Wollstoff, rot verbrämt, vorn von oben bis unten offen, nur in der Taille, die er eng umschloß, von einer Agraffe zusammengehalten, im Nacken ein schmaler spitzer Ausschnitt bis auf den Gürtel hinab, die Ärmel bis über die Achseln hinauf geschlitzt, schmal und nach unten

spitz zugeschnitten, rot ausgeschlagen, als Hintergrund für die brünetten, feinen Arme. Nicht wenig überrascht war ich, unter ihren Achseln, als sie die Arme hob, zwei dichte Büschel braunschwarzer Haare zu sehen. Es war mir das weder bei Naema noch bei Gertrud jemals aufgefallen.

Simba erteilte Tanzunterricht. Alle vierzehn Tage mußten wir uns im Weißen Hause dazu zusammenfinden, immer nur die jüngsten aus dem ganzen Park, ein Mädchen aus jedem der drei Häuser. Unsere Begleiterinnen kamen nur das erstemal mit. Der Unterricht begann mit den pathetischen Tänzen, bei denen wir die Glieder nicht langsam genug bewegen konnten. Erst im zweiten Jahre kamen die rascheren Tänze daran, für die wir schwere Holzschuhe trugen, in deren Sohlen noch Blei eingelegt war. Das löste die Gelenke so rasch, daß bald jede von uns die Füße mit Leichtigkeit der andern über den Kopf schwingen konnte. Unten waren die Sohlen mit Filz belegt, um den Lärm auf den bunten Steinfliesen zu dämpfen. Zu Hause, während der Morgenstunden, übte dann Blanka immer mit mir, was ich neues bei Simba gelernt hatte. Ebenso machte sie es mit den fünf übrigen Mädchen, die der Reihe nach an den anderen Nachmittagen hingingen und bei Simba mit ihren Altersgenossinnen aus dem ganzen Park zusammentrafen. Ebenso wie im Tanz war es dann auch in der Musik. Am siebenten Tag nach der Tanzübung hatte ich immer einen Nachmittag Musikübung im Weißen Haus. Dann kamen die übrigen Mädchen, Filissa, Melusine, Wera, Irene, Pamela, Blanka, in der Musik daran, bis die vierzehn Tage um waren und ich wieder zum Tanzen hinging. So ging es während all der sieben Jahre, die ich im Park ver-

lebte, ohne daß ein einziges Mal eine Unterhaltung stattgefunden hätte.

Den Musikunterricht erteilte Kairula. Sie spielte alle Instrumente meisterhaft. Auch bei ihr kam ich immer mit meinen neunundzwanzig Altersgenossinnen aus dem ganzen Park zusammen. Unsere Geigen brauchten wir nicht mitzubringen, da im Weißen Haus alle Instrumente in reicher Auswahl vorhanden waren. Weil kein Mädchen denselben Weg hatte wie das andere, trennten wir uns nach Schluß des Unterrichts immer sofort, höchstens, daß zwei ein paar Schritte zusammengehen konnten. Lora wohnte am entgegengesetzten Ende des Parkes, so daß wir, wiewohl wir uns jeden siebenten Tag trafen, doch nur selten mehr dazu kamen, miteinander zu sprechen. Ueberhaupt blieben die Altersgenossinnen einander fast völlig fremd. Sein Heim und seine Freundinnen hatte jedes im eigenen Hause; ich die kleine Wera, die ich abgöttisch liebte. Ob Lora auch eine derartige Schwärmerei zu Hause gehabt, weiß ich nicht. Ich glaube es kaum, da sie mehr dazu gemacht war, sich selber anschwärmen zu lassen. Simba war ihr vom ersten Tage an sehr gewogen. Lora war tadellos gebaut, groß für ihr Alter, sehr gelenkig und ernster, gemessener in ihrem Wesen als wir übrigen. Sie lernte leicht. Auf den Händen ging sie wie keine von uns. Im Weißen Haus war eine große Kugel, ähnlich derjenigen, die wir zu Hause in der hölzernen Halle gehabt. Wir waren noch kein halbes Jahr im Park, als Lora auf dieser Kugel schon auf den Händen ging, die Beine nach vorn gestreckt, den Kopf erhoben, und einen womöglich ganz munter zwischen ihren eigenen Fußspitzen hindurch anlächelte. Auf ihrer

Geige hingegen leistete sie nichts Besonderes. Da war ich ihr weit überlegen.

Es war noch in der ersten Zeit, als ich einmal mitten in der Nacht jäh emporschreckte. Ich hatte etwas gehört. Draußen begann es schon hell zu werden. Der Mond schien nicht und eine kühle Luft wehte zum offenen Fenster herein. Am anderen Ende des Schlafzimmers bewegte sich eine weiße Gestalt. Es war Blanka, die sich entkleidete. Sie mochte mein Erwachen beobachtet haben; sie kam an den übrigen Betten vorbei zu dem meinigen, küßte mich und sagte, ich solle ruhig weiterschlafen, sie sei eben nach Hause gekommen. Sie richtete sich empor und seufzte dabei, als wenn sie sehr ermüdet wäre. Auf meinem Bettchen sitzend, flocht sie sich das Haar in Zöpfe. Sie hatte nur noch Schuhe und Strümpfe an. Im Halbdunkel der Morgendämmerung betrachtete ich ihren rundlichen Leib, der noch fast ohne Taille, so fleischig war, daß es einen tiefen Einschnitt über den Hüften gab, wenn sie sich nur ein wenig zur Seite beugte.

„Wo warst du so lange?“ fragte ich.

„Ich habe getanzt.“

„Bis jetzt?“

„Ja.“

„Wo hast du getanzt?“

„Im Theater.“ Sie küßte mich wieder, schlich zu ihrem Bett zurück, schlupfte unter die Decke und schlief ein. Ich konnte noch lange nicht schlafen.

Am Morgen war es immer Blanka, die uns anderen fünf weckte. Uebrigens hatte sie, ganz wie wir, auch ihre Nachmittage, an denen sie ins Weiße Haus ging. Es war immer der Tag vor dem, an welchem ich gehen mußte. Wenn Simba oder Kairula etwas über eins

von uns zu klagen hatten, so erfuhr sie es dort und richtete sich dann zu Hause darnach, wenn wir mit ihr übten. An meinem Geigenspiel hatte sie große Freude. Schon während des Sommers spielten wir oft den ganzen Nachmittag Duette, bis Wera, oder wer gerade ausgewesen, nach Hause kam, und es Zeit war, zum Baden zu gehen. Während der Abende vermißten wir sie sehr. Sie war streng mit uns und ließ keine Ungezogenheiten durchgehen. Und doch fühlten sich alle wohler, wenn sie da war.

Kairula hatte viel für mich übrig, aber ich mochte sie nicht. Weit lieber hätte ich Simba gefallen, aber im Tanzen waren mir beinahe alle überlegen. Kairula war plump und dick und benahm sich unnatürlich, indem sie jedes Wort dreimal stärker betonte als nötig gewesen wäre. Sie hatte ein dickes rotes Gesicht und kurzgeschnittenes schwarzes Lockenhaar, kleine überaus liebenswürdige Augen, statt der Nase eine Kirsche im Gesicht und ein breites Maul ohne Lippen. Ihr Körper war wie ein Sack. Glücklicherweise trug sie immer einen weiten Schlafrock, in Grell kariert, der alles gnädig bedeckte. Sie trug Filzpantoffeln, damit ihr während der Uebungen kein Ton entging. Strümpfe trug sie prinzipiell nicht, aber dafür ein Augenglas auf ihre Kirsche geklemmt. Ihre Hände waren gemein. Ein Hals existierte nicht, was sie jedoch nicht hinderte, eine goldene Kette darum zu tragen. An dieser Kette hing ihre Stimmgabel, die sie sich gegen den Kopf schlug, um sie tönen zu lassen, und dann an die Zähne setzte, um den Ton besser hören zu können. Kairula war mir widerwärtig, unangenehm. Ich konnte sie nicht ansehen, ohne schon halb und halb den tödlichen Schrecken zu empfinden, den ich gewiß emp-



funden hätte, wenn es ihr einmal eingefallen wäre, sich zu entkleiden. Aber häßlicher als Kairula, das Häßlichste entschieden, was ich während jener sieben Jahre überhaupt zu Gesicht bekommen, waren die beiden alten Weiber, die im Souterrain unseres Hauses lebten und uns bedienten. Freilich muß ich dabei bemerken, daß es die ersten alten Frauen waren, die ich in meinem Leben sah. Diese beiden Weiber machten des Morgens unsere Betten, hielten das Haus rein, kochten und wuschen für uns, und die jüngere und weniger Häßliche bediente bei Tisch. Niemand von uns sprach ein Wort mit ihnen, aber sie wußten recht gut, weshalb sie pünktlich ihre Pflicht taten und sich nicht das Geringste zuschulden kommen ließen. Ich bin sicher, wenn sich jemals jemand über sie zu beklagen gehabt hätte, man hätte sie ohne weiteres erwürgt. Einmal ging ich mit Wera abends nach dem Nachessen noch ums Haus herum spazieren. Wir schwärmten einander gegenseitig von Simba vor. „Möchtest du, wenn du groß bist, nicht auch Tanzlehrerin sein?“ fragte ich sie.

Wera schüttelte leise den Kopf und ein kaum merkliches Lächeln überflog für einen Moment ihre Lippen, gleich als dächte oder ahnte sie etwas, das sie sich scheute auszusprechen.

„Wera,“ sagte ich, „bitte sag mir, weißt du, was dann kommt, wenn wir hier fort sind?“

„Wie sollte ich das wissen?“ entgegnete sie ruhig.

Ich sann ein wenig nach. „Hast du Blanka nicht gefragt?“

„Nein. Wie sollte Blanka das wissen?“

„Sie ist jeden Abend fort.“

„Sie ist nicht fort. Sie ist nur im Theater und tanzt.

Das müssen wir auch, wenn wir so alt sind. Dazu lernen wir es ja.“

„Wera,“ sagte ich, „bist du nicht auch mit Knaben zusammen gewesen?“

„Doch.“

„Wo sind sie.“

„Ich weiß es nicht.“

Sie sagte das so ruhig, als lebte sie in einer andern Welt. Der Mond schien ihr ins Gesicht und ließ ihre feine Haut noch durchsichtiger, ihre zarten Lippen noch schwellender erscheinen. Ich stand neben ihr und sah an ihrem Hals die Blutwellen. Mir wurde, ich weiß nicht wie.

„Wera,“ sagte ich leise, „aber du darfst nicht böse sein . . .“

„Nun? Was?“

„Diese Nacht, wenn Blanka nach Hause gekommen, willst du dann nicht zu mir herüberkommen . . .“

„Hidallal!“ Jetzt war Wera erregt. Sie sah mir entsetzt in die Augen. Ich wußte nicht, was ich begangen hatte.

In demselben Moment starrte Margareta, die ältere und häßlichere der beiden Ungeheuer, durchs Kellerfenster nach uns herauf.

„Siehst du die da?“ sagte Wera. „Siehst du die?“

„Ja. Was?“

„Die ist zu einem andern Mädchen gegangen, als sie als Kind hier war. Deshalb ist sie noch hier.“

Das Scheusal hatte sich zurückgezogen.

„Ist denn das nicht erlaubt?“ fragte ich bebend.

„Wo denkst du hin! Wenn man mich bei dir träfe, würde man mich von euch trennen. Dann müßte ich



arbeiten mein ganzes Leben lang und käme mein ganzes Leben lang nicht aus dem Park hinaus.“

Wir gingen schweigend dreimal ums Haus herum.

„Und die andere?“ fragt' ich endlich beklommen.

„Die andere? die hat fliehen wollen. Sie habe über die Mauer klettern wollen, um hinauszukommen. Bestimmt weiß ich es nicht. So viel ist gewiß, daß weder Irma noch Margareta jemals in ihrem Leben aus dem Park hinausgekommen sind und daß sie auch niemals hinauskommen werden. Das ist auch der Grund, warum sie so häßlich sind.“

Die Nacht nach diesem Gespräch konnte ich nicht schlafen. Als Blanka nach Hause kam, schloß ich die Augen und rührte mich nicht. Aber ich mußte ununterbrochen an Irma und Margareta denken. Während der folgenden Tage drängte es mich, eine von beiden im geheimen anzusprechen. Das dauerte aber nur kurze Zeit, dann waren sie mir wieder ebenso grauenhaft wie vorher. Sie boten auch in der Tat einen fürchterlichen Anblick; Gesichter wie Eichenrinde, aus der man die Aeste losgebrochen. Man kam nicht mehr dazu, sie für Menschen zu nehmen. Wenn ich mir bei Kairula noch vorstellen konnte, daß sie sich vielleicht mal entkleidete, so schnürte mir hier der bloße Gedanke schon die Kehle zu und ich glaubte vor Ekel vergehen zu müssen. In jedem der dreißig Häuser waren zwei Exemplare dieser Art. Alle fristeten das gleiche trostlose verachtete Sklavendasein. Keine von ihnen hatte je die Welt gekannt. Alle hatten sich während ihrer Kinderjahre im Park in dieser oder jener Weise vergangen.

Gegen den Herbst hin verfiel ich eine Zeitlang des Nachts in ganz eigentümliche Zustände. Plötzlich er-

wachte ich über einem entsetzlichen Getöse und dann hörte ich nichts als Brausen und Donnern um mich her. Die ersten Male schrie ich laut auf vor Angst. Die Mädchen fuhren alle sechs von ihren Betten auf und waren dann natürlich böse über mich, die ich sie für nichts und wieder nichts gestört hatte. Es waren die leisesten Geräusche, eine Mücke im Zimmer oder das Plätschern des Brunnens vor dem Haus, die mir immer lauter und lauter in den Ohren klangen, bis es mich wie ein Sturm umtoste. Dazwischen vernahm ich die Melodien, die ich auf der Geige spielen gelernt hatte, aber so gellend und schrill, als hätte man mir den Resonanzboden gegen das Ohr gehalten. Wenn ich nur den Kopf auf den Kissen bewegte, so tönte es wie fernes Donnergerollen.

Blanka und Pamela waren damals sehr lieb gegen mich. Sie wechselten an meinem Bette ab und unterhielten sich im Flüsterton mit mir, bis ich ruhig geworden war. Dabei schlief Blanka, die die ganze Nacht getanzt hatte, einmal selber an meinem Bette ein. Als ich sie am Morgen so dasitzen sah, nahm ich mir vor, nichts mehr zu sagen. Die Anfälle wiederholten sich noch oft, aber ich ertrug sie so gut es ging.

Auf einem Spaziergang durch den Park hatte mir Pamela indessen auch einmal das Theater gezeigt. „Nächstens muß ich dort tanzen, wenn Blanka nicht mehr tanzt,“ sagte sie. Das Theater lag etwa hundert Schritte vom Weißen Haus entfernt. Es war aus gelben Backsteinen gebaut. Eine dreistockhohe kreisrunde Mauer mit einem Dach darüber, aber ohne Fenster und Türen. Das fiel mir aber damals gar nicht auf. Ich dachte, es werde wohl auf irgendeiner Seite einen Eingang haben.

Der wilde Wein wurde dunkelrot. Unser Haus funkelte in der Abendsonne wie ein Rubin. Unter den hohen Baumgruppen im Park war die Wiese mit gelben Blättern bedeckt und abends legte sich dichter, weißer Nebel darüber, der manchmal bis an unser Haus reichte. Auf dem Badeplatz beeilten sich alle so sehr als möglich. Ich hatte nun auch Schwimmen gelernt. Wir sprangen nur rasch ins Wasser, schwammen eine Strecke den Bach hinauf und kleideten uns wieder an. Wenn wir dann Arm in Arm nach Hause gingen, glänzte der Himmel rings um uns her in den zartesten Farben. Zwanzig Jahre später, wenn ich ein Kleid zu erfinden hatte, das zu arbeiten mir Freude machte, dann vergegenwärtigte ich mir immer die Himmelsbilder von damals. Die schönsten Harmonien von Grün, Rosa und Blauschwarz habe ich auf diese Weise zuwegegebracht. Eine blendend weiße Haut gehört freilich dazu, um ein solches Kleid tragen zu können. Aber ich wußte niemanden von meinen Klientinnen, die die nicht gehabt hätte. Allmählich wurde das Wasser dann wirklich zu kalt und der Badeplatz blieb leer und verlassen. Auf der hölzernen Galerie vor unserem Schlafzimmer war ein Eimer mit einer Brause aufgehängt. Morgens, wenn wir aufstanden, trat eine um die andere durch die Glastür hinaus und ließ sich das Wasser über den Kopf rieseln. Nur wenn es draußen fror, brachte man uns einen Kübel mit Wasser ins Schlafzimmer herein, wo es immer sehr warm war, da wir unserer sieben zusammenschliefen.

Eines Abends ging ich allein durch den Park. Es war kurz vor dem Nachtesen. Viele Bäume um mich waren schon kahl. Mein Auge hing am Horizont, der sich stetig veränderte. Alle drei Schritte drehte ich mich

um, um mir nichts entgehen zu lassen. Dabei erinnere ich mich, daß mich ein tiefer Schmerz überkam, etwas wie Sehnsucht, wie ich sie noch nie empfunden, hinauszukommen, weit fort, in die große Welt hinaus. Wie ich so weiterging, stand ich unversehens vor dem Weißen Haus und sah etwas, das mich wie gebannt hielt und woran ich mich lange nicht satt sehen konnte.

Es war ein leichter eleganter vierrädriger Wagen mit einem Pferde davor. Ich hatte schon mehrere Pferde gesehen an den Lastwagen, die durch den Park fahren und vor jedem Hause hielten, um es zu verproviantieren. Sie wurden von älteren Mädchen in kurzem Wams, Pluderhosen und Stulpstiefeln geführt; aber nie hatte mich eines jener Tiere im geringsten zu interessieren vermocht. Hier wurde mir ganz seltsam. Ich sah die Augen und fühlte, daß ich ein menschliches Wesen vor mir hatte. Mein nächster Gedanke war Gertrud. Diese Stellung der Füße war Gertrud. Diese stolze Haltung hatte ich nur an Gertrud gesehen. Dieses sprühende Feuer in den Blicken, die Art, den Kopf zu schütteln, alles rief mir Gertrud vor Augen.

Auf dem Bock saß ein sehr hübsches Mädchen. Wie sie mich so versteinert dastehen sah, schnalzte sie leise mit der Zunge und das Pferd ging vorwärts. Sie führte es vor der Säulenhalle langsam im Kreis herum. Ich lief nebenher. Der Anblick verwirrte mich. Wie kam dieses Vorderteil mit dem Hinterteil zusammen. Das waren zwei verschiedene Geschöpfe, die nicht zueinander paßten. Oder vielleicht doch, gerade. Das Hinterteil schien mir häßlicher als das Vorderteil. Das Vorderteil zog mich mehr an, infolge seiner Eleganz; der schmale Ansatz der Beine; das hatte niemand von

uns. Aber das Hinterteil des Pferdes war so riesenhaft, so übermenschlich, ich fühlte mich ganz bekloommen. Und doch, abgesehen von den Augen und der ganzen Haltung, war es das Hinterteil, was am meisten an Gertrud erinnerte. Sie hatte die nämliche einfache, ruhige Bewegung in den Hüften, diese ruhige sichere Kraft, und auch die Art und Weise, wie sich die Schenkel aneinander rieben. Unwillkürlich dachte ich mir Gertruds schlanken Oberkörper über der mächtigen Kruppe, aber dann gehörten auch ihre Füße dazu. Und plötzlich sah ich in dem Vorderteil die Knaben wieder, mit denen wir bei Gertrud zusammen Springen und Laufen gelernt. Die Sinne vergingen mir. Ich schlich müde nach Hause.

Beim Nachtessen erzählte Irene, daß vier von ihren Altersgenossinnen auserwählt worden seien. Irene war den gleichen Nachmittag im Weißen Haus gewesen. Sie hätten eben Musikunterricht bei Kairula gehabt, da seien zwei Damen in langen weißseidenen Kleidern in den Saal getreten. Simba sei mit ihnen hereingekommen. Sie hätten sich dann eine um die andere vor den Damen entkleiden müssen, und hätten eine nach der andern langsam vor ihnen durch den Saal gehen müssen. Nachher hätte jede noch tanzen und dann musizieren müssen. Wie sie alle dreißig Kinder in einer Reihe gestanden, hätten die Damen Olesia, Thekla und noch zwei andere zu sich gerufen. Sie hätten die vier Mädchen von oben bis unten untersucht. Dann seien sie mit ihnen und Simba wieder fortgegangen.

Pamela erzählte dann vom vorigen Jahr, wo die Auswahl bei ihnen stattgefunden. Sie hätten alle schon im voraus gewußt, daß es Isabella treffen werde. Blanka, die uns eben das Fleisch vorlegte, sagte, sie wisse

auch schon, wen es im nächsten Jahre treffen werde. Pamela, Irene, Melusine und Filissa sahen auf Wera. Wera wurde dunkelrot bis unter die Haare. Sie warf Blanka einen Blick aus ihren schönen Augen zu, sah aber gleich wieder auf ihren Teller nieder. Ein feines Lächeln lag auf ihren geschlossenen Lippen.

Ich weiß, daß ich niemanden mehr gefragt habe, wozu man Olesia und Isabella auserwählt und was mit Wera nächstes Jahr werden würde. Aber ich weiß nicht, ob ich es aus Furcht nicht tat, oder ob ich nachgerade wie die andern fühlen lernte. Blanka war die älteste von uns, sie hatte ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt, und sie wußte geradesowenig wie ich. Das sagte ich mir, wenn mir ein Gedanke kam. Ich erinnere mich auch nicht, in den späteren Jahren noch irgendwie von Neugierde geplagt worden zu sein. Während des letzten Jahres, das ich im Park verlebte, sah ich mindestens ebenso gleichmütig und ruhig meinem Austritt entgegen, wie es Blanka jetzt tat.

Der Winter war hereingebrochen. Es regnete jeden Tag. Wenn wir ausgingen nach dem Weißen Haus, nahmen wir schwere Mäntel über aus dunkelbraunem Tuch. Auf dem Kopf trugen wir Mützen aus Schwanenpelz. Im übrigen war unsere Kleidung die gleiche wie im Sommer. Des Abends saßen wir um den Kamin, in dem dicke Holzklötze brannten. Wir rückten auf unseren niederen Taburets dem Feuer so nahe wie möglich; meistens hockten wir innerhalb der Kamineinfassung. Wera tanzte gewöhnlich mitten im Zimmer und Filissa schlug das Cymbal dazu. Draußen hörten wir die Raben krächzen, den Sturm heulen und die Bäume knarren. Schnee fiel nur wenig und wenn es einmal schneite, blieb er nicht lange liegen.



Um so ärger war der Morast draußen im Park. Man sank auf den Wegen ein und kam oft ohne Schuhe in die Tanzstunde. Dabei gewahrte ich jetzt erst, daß der Park außer uns Mädchen noch andere Bewohner in seinen Mauern hegte. Alle hundert Schritt sprang ein Hase über den Weg und die Rehe kamen in der Abenddämmerung ans Haus heran und fraßen uns aus der Hand. Eines Abends, es mochte schon mitten im Winter sein, da sagte Blanka, die am Nachmittag im Weißen Haus gewesen, als wir uns zu Tisch setzten, zu Pamela, sie könne nicht mehr tanzen. Pamela bat sie, sie diesen Abend noch ins Theater zu begleiten. Nach dem Nachtessen nahmen beide ihre Mäntel über und gingen zusammen fort in die dunkle Nacht hinaus. Am anderen Tag hatte Pamela viel zu schwatzen, von dem Kostüm, das man ihr angezogen, von dem taghellen Licht, von Simba, von der dröhnenden Musik und von den Kostümen der anderen Mädchen. Am Abend ging sie allein fort und Blanka blieb mit uns zusammen. Als wir oben im Zimmer vor dem Kamin saßen, schnitt sie sich auf ihren Knien ein Stück Leinen zurecht, das sie dann selbst zusammennähte. Ein Muster hatte sie mitgebracht. Es lag vor ihr auf dem Fußboden. Ueber dem Leib war ein Durchzug darin zum Zubinden und unter dem Leib um jedes Bein eine handbreite Spitze. Sie war blaß und schläfrig und ging früh zu Bett.

Pamela war, während der Winter zu Ende ging, täglich übervoll von ihren neuen Erlebnissen im Theater. Bei Tisch gab es keine andere Unterhaltung. Sie sprach meistens mit Blanka und wir übrigen hörten aufmerksam zu. Sie war infolge des allnächtlichen Tanzens von früh bis spät in ununterbrochener Aufregung. Einmal

fielen ihr bei Tisch Messer und Gabel aus der Hand und sie sank hintenüber. Des Morgens fuhr sie aufgeschreckt vom Bett auf, vollkommen wach, als hätte sie sich eben erst niedergelegt. Manchmal sah sie uns scheu von der Seite an, als konnte sie uns nicht mehr recht.

Blanka übte nach wie vor tagsüber mit uns, was jede gerade im Weißen Haus lernte. Sehr eifrig tanzte sie mit Wera zusammen. Beide wetteiferten in Grazie und Gewandtheit. Wera bot, wie sie sich zeigen mochte, einen entzückenden Anblick. Aber Blanka konnte mehr. Manchmal tanzten sie um die Wette, wer sich länger auf den Füßen halten konnte. Bald gewann die eine, bald die andere. Nachher sanken sie um wie die Fliegen. Natürlich ging Blanka immer noch jeden siebenten Tag ins Weiße Haus zu ihren eigenen Uebungen mit ihren Altersgenossinnen, von denen, wie Pamela erzählte, gleichfalls eine um die andere aufhörte, abends im Theater mitzutanzten. Pamela gewöhnte sich allmählich daran. Sie wurde munterer und blickte wieder frei um sich her.

Im Park keimten die ersten Schneeglöckchen. Viele Tage und Nächte lang brauste ein schwerer feuchter Wind durch die nackten Bäume. Wir sperrten die Fenster auf, ließen unsere Mäntel zu Hause und kehrten oft barfuß von unseren Spaziergängen heim. Die ersten Sonnenstrahlen blendeten so furchtbar, daß wir mit geschlossenen Augen gingen, bis alsgemach ein Baum nach dem andern grün wurde und schließlich alles wie neuerschaffen aussah. Und eines Nachmittags, als Blanka ins Weiße Haus gegangen war, kam sie nicht wieder zurück.



Acht oder vierzehn Tage lang waren wir nur unserer sechs. Im Schlafzimmer rückte jedes um ein Bett hinauf und bei Tisch präsierte Pamela. Einmal hatten wir uns gerade zum Abendessen gesetzt, als vor dem Haus eine Kiste abgeladen wurde. Wir eilten ins Schlafzimmer, wo man die Kiste aufstellte. Auf dem Deckel stand die Nummer unseres Hauses und der Name Betty. Pamela nahm den Schlüssel und schloß auf. Es trat ein nacktes Mädchen heraus.

---

### III

Ich habe das erste Jahr meines Aufenthalts im Park etwas ausführlich behandelt, und kann jetzt um so rascher über die folgenden hinweggehen. Manchmal habe ich der Erinnerung ein wenig Zwang angetan, indem ich der Vollständigkeit wegen Dinge eingefügt, deren ich mich in der Tat erst aus der späteren Zeit entsinne. Von nun an werde ich mich möglichst auf die nackten Tatsachen beschränken. Erlebt habe ich ja so wie so nicht viel während all der Jahre. Alles sind nur Bilder und Eindrücke. Damals, das weiß ich noch sehr gut, schlich mir die Zeit wie eine Schnecke dahin. Ich hatte das Gefühl, als müsse es so bleiben das ganze Leben lang und könne niemals aufhören. Wir waren glücklich, eine wie die andere, aber das war auch alles. Und da uns nichts aus der Eintönigkeit aufschreckte, wurden wir groß und dick. Wir hatten nichts anderes zu tun, als zu wachsen. Der Tanz begünstigte unsere Körperentwicklung und die Musik nahm nicht viel Lebenskraft in Anspruch. Aber wenn ich heute an jene sieben Jahre zurückdenke, erscheinen sie mir ganz ohne Zeitausdehnung, wie ein Augenblick, beinahe wie der Traum einer einzigen Nacht. Infolge der gänzlichen Unwissenheit, in der wir

lebten, war unser Verkehr auf die einfachsten Elemente beschränkt. So erinnere ich mich auch nicht, daß mir all die Mädchen im Park jemals als geistig voneinander verschieden erschienen wären. Eine dachte und fühlte wie die andere, und wenn eine den Mund aufthat, wußten immer alle übrigen schon, was sie sagen wollte. So kam es, daß wir sehr wenig sprachen. Bei den Mahlzeiten sagte oft keine ein Wort. Alle aßen schweigend in sich hinein. Nur an den körperlichen Unterschieden kannte man sich gegenseitig aus- einander. Wenn eine „Ich“ sagte, so meinte sie sich immer ganz damit, vom Scheitel bis zur Fußspitze. Wir fühlten unser Selbst in den Beinen und Füßen beinahe noch mehr als in den Augen und Fingern. Von keinem der Mädchen ist mir im Gedächtnis ge- blieben, wie sie sprach. Ich weiß von jeder nur noch, wie sie ging.

Pamela ging fein, ohne Ernst und Größe in ihrer Bewegung. Ihre Knie machten sich sehr geltend; man sah sie die Knie heben. Dabei hatte sie einen Mund, dessen Winkel leicht emporgezogen waren, dessen Unterlippe ein klein wenig vorstand, wie man es sieht, wenn jemand an einer Blume riecht. Die Schultern bildeten eine gerade Linie, und von Hüften war wenig zu sehen. Dazu ein Stumpfnäschen und große helle Augen mit feinen geraden Brauen darüber. Alles an ihr war schlank, vornehm, dezidiert und diskret. Wir verlebten ein glückliches Jahr unter ihrer Führung und sprachen oft über Blanka, die sie ebenso zurück- sehnte wie wir anderen. Den Mittelpunkt des Hauses bildete übrigens während des Sommers noch Wera, an der wir mit Anbetung emporsahen. Ich wurde für die übrigen zum Gegenstand ihres Neides, weil Wera

einmal einen langen Spaziergang mit mir unternommen, auf dem wir kaum ein Wort gewechselt. Wir kamen bis an das Ende des Parkes hinunter, wo er sich in Gestrüpp, Schilf und Morast verlor. Auf einmal standen wir vor der hohen Mauer, über die von außen ein Vogelbeerbaum herübersah. Da standen wir lange still und gingen umeinander herum. Auf dem Heimweg sahen wir ein Reh im Gebüsch. Es kehrte uns gerade seinen weißen Hintern zu. Als es uns hörte, sprang es davon. Ich erinnere mich, daß ich gerne Freundschaft mit ihm geschlossen hätte. Mir war so feierlich an Weras Seite, daß ich mich nach einem lieben guten Kameraden sehnte. Im Herbst kam es dann, wie Blanka vorausgesagt. Wera wurde ausgewählt und den ganzen Winter waren wir nur unserer sechs. Ihr herzberückender Tanz blieb uns noch lange lebhaft vor Augen. Ihre schmalen Gelenke, ihre schönen Glieder, ihre würdevollen Bewegungen hatte niemand von uns. Von der kleinen Betty weiß ich nichts aus jener Zeit, als daß Pamela sie Mandoline spielen lehrte. Pamela ging bis in den Frühling hinein jede Nacht ins Theater. Dann meldete sich bei ihr die Reife und sie wurde von Irene abgelöst. Vierzehn Tage später verließ sie uns.

Während meines dritten Jahres war Irene unser Oberhaupt. Nach Pamelas Austritt hatten wir zwei neue Kinder bekommen, Amalie und Moilena, so daß wir jetzt wieder sieben waren. Amalie spielte mit Irene zusammen Gitarre. Moilena lernte die Harfe. Aber welch ein Unterschied zwischen ihren Stümpereien und Weras vollendetem Spiel.

In diesem Sommer war es, als eines Abends beim Ba-

den ein etwa zehnjähriges Mädchen ertrank. Sie wurde mit vereinten Kräften herausgeholt und ans Ufer gelegt, rührte aber kein Glied mehr. Ihr Kopf war geschwollen und die Wange blutig gerissen. Nachdem man sie mehrmals beim Namen gerufen, hielten sich alle von ihr fern. Jedes Mädchen, auch die jüngsten, machten einen großen Bogen um sie herum und sahen nach der anderen Seite. Die älteste aus ihrem Hause meldete den Vorfall, als sie abends zum Tanzen ins Theater ging, im Weißen Hause. Als wir am nächsten Abend wieder auf den Badeplatz kamen, war sie verschwunden.

Als Irene dann im nächsten Winter nicht mehr tanzen durfte, kam Melusine an die Reihe. Sie war erst elf Jahre alt, ein Jahr jünger als alle übrigen im Theater. Sie blieb während zweier Jahre unser Oberhaupt. Nach Irenens Austritt hatte man uns ein Mädchen namens Barbara ins Haus gebracht. Wir waren jetzt, von oben an gezählt: Melusine, Filissa, ich, Betty, Amalie, Moilena und Barbara. Melusine unterrichtete Barbara auf der Schalmel. Filissa, Betty und ich hielten sehr zusammen. Wir tanzten des Abends zu dritt und erzählten uns nachts, bevor Melusine aus dem Theater kam, unsere Erlebnisse bei Simba und Kairula. Einmal, an einem hellen Winterabend, gelangten wir durch tiefen Schnee an den Ausgang des Parkes. Es war ein hohes eisernes Gitter, oben herum vergoldet. Durch das Gitter sah man die Straße zwischen zwei hohen Mauern durch, bis sie umbog. Dort saß ein Rabe auf der Mauer und krächzte. Betty wollte das Tor öffnen, aber es war zugeschlossen. Ein schwerer Riegel lag davor.

Im zweiten Jahre von Melusines Oberhoheit kam dann

im Herbst für mich und meine Altersgenossinnen im Weißen Hause der große Moment der Auswahl. Ich gab mich von vornherein keinen Hoffnungen hin, das ist sicher. Dagegen aspirierte Lora sichtlich und entschieden auf die Ehre. Wenn sie schon von Natur alle Vorzüge besaß, volle, feste Formen, eine makellose, weiße Haut, ausdrucksvolle Gesichtszüge, feine Extremitäten, so tat sie überdies noch alles, was in ihrer Macht stand, um ihren Wert zu erhöhen. Es gab keinen Moment, wo sie sich selber außer acht ließ, mochte man sie von vorne oder von hinten sehen. Im Laufe der vier Jahre hatte sie ihrem Körper eine solche Gelenkigkeit abgerungen, daß ihr keine Stellung, die sich denken ließ, unmöglich war. Dabei blieb sie heiter, gleichmütig und bescheiden gegenüber einem jeden von uns. Es waren dann allerdings noch wenigstens drei Mädchen da, Iris, Diotima und Selma, die in allem mit ihr wetteiferten.

Wir hatten bei Simba Unterricht, als die beiden Damen, gefolgt von Kairula, hereintraten. Kairula wollte vor Freundlichkeit und Unterwürfigkeit aus den Fugen gehen, während Simba ganz ruhig blieb. Wir mußten uns entkleiden; welch ein sonderbares Gefühl! So sehr wir es unter uns gewohnt waren, einander nackt zu sehen, so hatte sich doch keine, seitdem sie im Park war, je vor Erwachsenen ohne Kleidung gezeigt. Viel machte es ja nicht aus, da beim Tanzen immer die Röcke in die Höhe flogen, und wir, ohne uns zu genieren, auf den Händen gingen. Aber das sah man selber nicht, und es blieb immer das Empfinden der Kleidung zurück. Jetzt sah ich bei einer wie der anderen, während wir uns mitten im Saal entkleideten, wie sie rot im Gesicht wurde, mit den Augen zwinkerte und



sich auf die Lippen biß. Auch der Schuhe und Strümpfe mußten wir uns so entledigen und jedes seine Habe dann auf den Diwan tragen.

Dann wurde eine nach der anderen bei Namen aufgerufen. Als die Reihe an mich kam, sauste es mir vor den Ohren und vor den Augen sah ich rote Flammen. Nachdem ich, die Hände eingestützt, die Ellbogen nach hinten, mit langsamen Schritten durch den Saal gegangen, mußte ich einen Augenblick tanzen, nur solange, bis ich recht ins Feuer gekommen, und dann etwas Beliebiges spielen. Ich hatte kaum den Bogen abgesetzt, als ich schon nicht mehr wußte, was ich gespielt hatte. Nachdem wir alle Revue passiert, riefen die Damen Diotima, Fanny, Olympia und Selma vor sich. Sie besahen die Mädchen noch einmal von vorne, von hinten, von beiden Seiten, betasteten die Muskeln, die Weichen, prüften Hände und Füße, untersuchten die Zähne, die Haare, die Augen, die Fingernägel, und als das alles geschehen war, schickten sie Selma an ihren Platz zurück und ließen Iris vortreten. Iris wurde ebenso sorgfältig untersucht und dann mit Olympia verglichen. Olympia, das sah ich jetzt erst, war wirklich ein schönes Mädchen. Ueberdies war sie die Jüngste und eine der größten von uns. Aber auch Iris wurde wieder zurückgeschickt und die Damen riefen Lora vor. Lora hatte keinen Tropfen Blut im Gesicht, aber sie hielt sich heldenmütig aufrecht und bot ihren Körper mit wahrer Lust der Untersuchung dar. Als sie die Zähne zeigen mußte, zog sie die Lippen zurück, zugleich mit einem flammenden Blick aus ihren tiefblauen Augen, die sie bis dahin gesenkt gehalten, so zwar, daß die Dame, die sie dazu aufgefordert, den Blick nicht auszuhalten vermochte und sich mit einer

Bemerkung an ihre Begleiterin wandte. Loras Körper erschien mir so stotzend in diesem Augenblick, gleichsam als bäume er sich in verletztem Stolz, und wolle sich in seiner ganzen Herrlichkeit präsentieren.

Die Damen nahmen Diotima, Olympia, Fanny und Lora, wie sie waren, mit sich; wir übrigen kleideten uns wieder an und tanzten unsere alltäglichen Sprünge weiter. In der folgenden Nacht träumte ich von Lora. Sie kam in einem weiten roten Mantel daher. Wir Mädchen, hunderte und hunderte, bildeten Spalier, zwei endlose Reihen, zwischen denen sie durchschritt. Sie war vollkommen ausgewachsen, sehr groß und noch um vieles schöner. Ihr Haar war mit weißen Blumen bekränzt, und an ihrer Seite hatte sie einen kleinen Knaben, den sie herzlich an sich drückte. Als sie bei mir vorbeikam, verneigte ich mich und sah dem Knaben unter die Augen. Es war Morni. Wie ich dann wieder nach Lora sah, war sie fort und Morni allein blieb zurück. Aber wir vertrugen uns schlecht. Wir stritten lange miteinander über irgend etwas und gingen traurig auseinander.

Es war mitten im Winter, als Melusine endlich, nachdem sie zwei Jahre jeden Abend im Theater gewesen, mit der Nachricht nach Hause kam, sie dürfe nicht mehr tanzen. Filissa löste sie ab. Filissa war ein sehr gemütliches, munteres, elastisches Geschöpf. Schade, daß sie blond war. Das war das einzige, was mir an ihr mißfiel. In der dritten Nacht kam sie mit Striemen um die Beine heim. Sie erzählte, Simba habe ihr die beigebracht. Sie führten ein Stück auf, in dem Simba jeden Abend eine durchprügele, und da sie die Jüngste sei, habe man ihr die Rolle zuerteilt. Das Stück werde noch bis zum Frühling gegeben, aber es mache ihr



nichts. Man tanze nachher nur um so besser. Das Theater sei jeden Abend bis auf den letzten Platz besetzt, und wenn die betreffende Stelle komme, höre man die Leute immer schon im voraus jauchzen. Nachher werde sie dann zur Königin gekrönt, und in den kostbarsten Gewändern auf einem goldenen Throne herumgetragen.

Im Frühjahr kam Melusine fort und Lydia wurde ins Haus gebracht. Filissa hatte die Oberherrschaft. Alles ging behaglich unter ihrem Regiment. Vom ersten Tag an studierte sie der kleinen Lydia das Cymbal ein, und die beiden vollführten manchmal einen Lärm, daß man es auf eine halbe Meile weit im Park draußen hörte. Sie war heftig und grob gegen die Kleine, aber immer so, daß sich das Mädchen dabei amüsierte. Da Filissa ihre Gunst und Aufmerksamkeit jetzt auf alle verteilen mußte, hielt ich mich speziell an Betty, die ihrerseits jemanden brauchte, dem sie alles erzählen konnte. Sie hatte Erlebnisse mit Kairula, die sie einer anderen hintansetzte, die die Mandoline schlechter spielte als sie. Ferner hatte sie sich in eine ihrer Altersgenossinnen vergafft, die die Füße hinter dem Kopf zusammenlegen, mit den Armen ihre Schenkel umfassen und mit den Händen vor dem Leib Mandoline spielen konnte. Außerdem konnte jenes Mädchen noch mit hinter dem Kopf zusammengelegten Füßen auf den Händen gehen, so daß das Ganze aussah wie ein wandelnder Stern. Im Herbst kam Betty eines Abends von der Auswahl nach Hause, wütend, da man sie nicht ausgewählt, auch nicht einmal den wandelnden Stern, sondern ein hochnasiges unverschämtes Geschöpf, einen Fleischklumpen mit Bollaugen, an dem nichts menschlich war, als die Füße.

Dann kam der Winter mit sehr viel Schnee und bodenlosen Wegen, und eines Abends beim Nachtessen sagte mir Filissa, ich müßte heute mit ihr gehen.

Mir schlug das Herz. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und verließen das Haus. Da es stockfinster war, nahm mich Filissa bei der Hand und zog mich hinter sich her. Sie wußte bei jedem Schritt, wo den Fuß hinsetzen, und half mir über die Pfützen hinüber. Trotzdem war ich bis an die Knie von Schmutz bedeckt, als wir im Weißen Haus anlangten. Das Vestibül war hell erleuchtet. Wir stiegen rechts die Treppe hinunter und gelangten in die Garderobe. Dort zog ich mir Schuhe und Strümpfe aus, und ein altes Weib reinigte mir die Füße. Ringsumher saßen Mädchen, die Filissa begrüßten und beglückwünschten. Mir warfen sie Seitenblicke zu und sprachen über meine Beine. Filissa hatte mir gesagt, ich müsse als Bäuerin tanzen. Sie führte mich zu den Mädchen, die die nämliche Rolle hatten wie ich, und überließ mich meinem Schicksal. Wir waren unserer fünf Bäuerinnen, darunter eine Solistin, die als solche auf dem Programm aufgeführt war. Nachdem wir uns entkleidet, nahmen wir aus einem Schrank an der Wand unsere Kostüme, die sehr einfach waren, ein Röckchen, blau oder rot, das von der Taille bis auf die Knie reichte. Dazu schwere Holzschuhe, mit denen wir auf dem Boden klapperten. Das Haar flochten wir uns gegenseitig in Zöpfe.

Das Stück, welches an jenem Abend aufgeführt wurde, hieß „Der Mückenprinz“. Es war von Ademar, den ich zehn Jahre später, mit zweiundzwanzig Jahren, persönlich kennenlernte und dem ich, was meinen Lebensberuf betrifft, viel Anregung und Unterstützung zu verdanken habe. Die Personen waren folgende:

Hächi-Bümbüm, ein alter Zauberer.

Ada, seine Tochter.

Prinz Leonor.

Tremor, dessen Leibarzt.

Kammerherr von Heidebod.

Winnyfred, eine Hofdame.

Lina, eine Bäuerin.

Tutos, eine männliche Mücke.

Aretusa, eine weibliche Mücke.

Kammerherren, Hofdamen, Bäuerinnen und Mücken.

Allmählich füllte sich die ganze Garderobe mit Mädchen, die sich kostümierten. Simba stand mitten unter uns und beaufsichtigte alles, was vorging. Ich hätte sie kaum wiedererkannt. Sie spielte den alten Zauberer. Sie steckte in einem langen faltigen, weiß und gelben Gewand, über und über mit Hieroglyphen bedeckt. Auf dem Kopf trug sie einen spitzen, hohen, weißen Hut, ihre Augenbrauen waren weiß geschminkt, und vom Kinn herab wallte ihr ein langer weißer Bart. Sie rauchte eine dunkle Habana und hielt in der Hand einen Zauberstab.

Nachdem wir Bäuerinnen alle in unseren Röckchen und Holzschuhen steckten, versammelten wir uns am äußersten Ende der Garderobe um ein altes verschmitztes Weib, die einer nach der anderen von uns knallrote Backen schminkte. Während wir noch bei ihr standen, kamen die Hofdamen, unter ihnen Heidi, die schon seit dem Herbst mittanzte. Die Hofdamen trugen weiße Atlasschuhe und weiße Musselinröckchen von der Taille bis auf die Füße, mit zwei breiten Trägern aus Musselin über die Schultern weg, im Haar einen weißen Federbusch. Die Mücken und die Kammerherren waren

schon fix und fertig. Zwischen dem Gewühl von Tänzerinnen stolzierten mit erhobenem Kopf die Solisten einher; Franziska, die größte der Mädchen, die den Prinzen Leonor spielte, ganz in rotem Trikot, mit einem weiten weißen Mantel und einem blauen Barett auf den Locken; dann seine zukünftige Gemahlin, die Tochter des alten Zauberers, ein Mädchen namens Rosalwa, in langem weißseidenen Gewand mit Goldstickerei. Während wir uns schminken ließen, ertönte ununterbrochen ein dumpfes Rollen aus der Richtung vom Theater her. Eines der Mädchen erklärte mir, das sei die unterirdische elektrische Bahn, mit der das Publikum abends aus der Stadt her ins Theater fahre. Wir befanden uns gleichfalls unter der Erde. Die Garderobe reichte mit dem einen Ende unter das Weiße Haus, und mit dem anderen bis dicht an das Theater. Dann kam ein kurzer enger Gang, der zur Bühne führte.

Nachdem alle kostümiert und geschminkt waren, hielt Simba Revue. Wir standen in einer Reihe, die die ganze Länge der Garderobe einnahm, zu oberst die neun Solisten, dann die Kammerherren, die Hofdamen, die Mücken und ich zu unterst als letzte Bäuerin. Simba ging vor und hinter uns durch. Darauf bewegte sich der Zug durch den langen dunklen Gang ins Theater.

Noch heute erinnere ich mich, wie beängstigend plötzlich das fürchterliche Getrappel über uns und das Getöse der vielen hundert Stimmen auf mich einwirkte, das zu uns herunter tönte. Wir befanden uns in dem dunklen Korridor, der unten rings um die Bühne herumführte. Die einzelnen Gruppen standen beieinander. Niemand sprach ein Wort. Filissa hatte mir gesagt, ich solle nur acht geben, was die übrigen Bäuerinnen tun, und alles genau nachmachen. Sehen konnte man von

unserem Platz aus noch nichts als die weißen Stufen, die ringsum zur Bühne hinführten. Auf einmal wurde das Getöse von einer ohrzerreißenden Musik übertönt. Es dauerte aber trotzdem fort und wurde, als die Musik aufhörte, nur noch lauter. Dann erklang eine Glocke, alles ward grabesstill, die Musik setzte von neuem ein, und von allen Seiten stiegen wir die Stufen hinan und lagerten uns um die Rampe.

Dann kam zuerst der Mückentanz, von dem ich wenig sah an jenem Abend, da ich anfangs die Augen nicht öffnen konnte. Wir waren, wie wir so dalagen, von allen Seiten aufs grellste beleuchtet, von oben durch den großen Reflektor, der von der Mitte des Daches herunterhing, von unten durch den dichten Kranz von Lampen an der untersten Sitzreihe. Die Musik erdröhnte von der obersten Galerie herunter. Die Sitzreihen, die auf allen Seiten amphitheatralisch anstiegen, waren bis hinauf nach vorne hin vergittert und im Innern dunkel, so daß wir nicht einmal unterscheiden konnten, ob sie besetzt waren oder nicht. Nie hat eine von uns Mädchen auch nur eine einzige Physiognomie aus dem Publikum erkennen können. Um so deutlicher vernahmen wir bei den entsprechenden Stellen das Beifallsgeheul bis unters Dach hinauf, in den Zwischenakten das Schwadronieren und Schreien, und hin und wieder Gläsergeklirr.

Die Mücken waren von der Bühne verschwunden, bis auf zwei, die sich zu haschen suchten und voreinander flohen. Es waren Tutos und Aretusa. Mit den eingestützten Ellenbogen bewegten sie ihre schmalen langen Flügel aus durchsichtigem Papier. Ebenso durchsichtig wie die Flügel war ihr Kostüm aus schwarzem Tüll,

aus dem unten nur die nackten Füße hervorsahen. Es war eine Art Sack, um die Knöchel geschlossen, so daß sie nur ganz kleine Schritte machen konnten. Um Kopf und Stirn trugen sie einen goldenen Ring mit einem langen, biegsamen, blutroten Stachel. Die ganze Bühne war mit grünem Plüsch bedeckt, aus dem ein magerer Apfelbaum emporwuchs. Um diesen Baum herum tanzten die beiden Mücken, bis sie sich schließlich gefangen hatten und sich, aufrecht stehend, mit niedergehaltenen Flügeln innig umschlangen. Das Haus erdröhnte von Händeklatschen und Bravogebrüll.

Im selben Moment erhoben wir Bäuerinnen uns von den Treppenstufen und stampften mit unseren Holzschuhen über die blitzende Rampe auf den Plüschteppich, während von der anderen Seite Prinz Leonor, mit einem Schmetterlingsnetz in der Hand, die Bühne betrat. Erst jagte er die beiden Mücken auseinander. Dann begrüßte er uns, schüttelte uns die Hände und küßte eine nach der anderen ab. Die Mücken hatten sich inzwischen wieder gefunden, der Prinz scheuchte sie von neuem auf und machte Jagd auf sie. Wir Bäuerinnen halfen ihm. Zuerst fing er Tutos, das Mückenmännchen, hielt es an den Flügeln fest und schickte zwei von uns aus, um einen Käfig zu holen. Die beiden brachten einen großen hölzernen Käfig mit goldenen Stäben aus dem Korridor herauf, und Prinz Leonor sperrte die Mücke hinein. Dann fing er Aretusa und schickte eine von uns, eine Stecknadel zu holen. Die Betreffende kam mit einer Stecknadel von Armlänge zurück. Der Prinz steckte dem Mädchen, das die Aretusa spielte, die Stecknadel von vorne durch den Musselin unter dem Leib durch und spießte sie so vor den Augen ihres eingekerkerten Geliebten an den Apfel-



baum. Aretusa schlug eine Weile mit den Flügeln, zappelte mit den Beinen, dann verdrehte sie die Augen und starb. Nun schlang Prinz Leonor Lina, der Solistin unter uns Bäuerinnen, den Arm um den Leib und zog sie gewaltsam vor den Käfig unter den Apfelbaum. Dort legte er sich mit ihr ins Gras und breitete seinen weißen Mantel über sich und das Mädchen aus. Wir übrigen reichten uns die Hände zu einem Reigen und tanzten um das Paar herum. Das Mückenmännchen kehrte sich im Käfig um. Wieder erbebt das Haus unter dem Trampeln, Klatschen und Bravorufen der Zuschauer.

Jetzt kam Hächi-Bümbüm, der alte Zauberer, mit seiner Tochter Ada des Weges daher. Der Prinz schickte uns Bäuerinnen samt seiner Geliebten fort, schüttelte dem Zauberer die Hand, sank vor seiner Tochter auf die Knie und erklärte ihr seine Liebe, indem er ihr als Brautgeschenk die im Käfig eingekerkerte Mücke bot. Ada beschwor ihren Vater um seine Zustimmung, sank ebenfalls in die Knie, und der Zauberer erteilte dem Paar seinen Segen. Damit war der erste Akt zu Ende. Wir Bäuerinnen hatten während dieser letzten Szene wieder außerhalb der Rampe, auf den obersten Stufen der rings zur Bühne hinaufführenden Treppe gelegen. Das Publikum im ersten Rang sah uns da direkt vor sich. Zwei tiefe, rauhe Stimmen, die ersten Männerstimmen, die ich in meinem Leben gehört, und die mir heute, nach einundfünfzig Jahren, noch im Ohr klingen, kritisierten meine Waden. Auf einmal durchfuhr mich ein tödlicher Schreck. Einer meiner Holzschuhe war mir vom Fuß gefallen und über die Stufen hinuntergepoltert. Ich wagte mich bis zum Schluß des Aktes nicht zu rühren. Als die Musik verstummte, zog

sich das ganze Personal wieder in den Korridor unter dem Zuschauerraum zurück.

Erst drei Jahre später, als ich mit meinem damaligen Freund und Beschützer Fabian zum erstenmal als Zuschauerin im Theater war, sollte ich erfahren, was es eigentlich für eine Bewandnis mit den allabendlichen Vorstellungen hatte, daß nämlich aus dem Ertrag derselben die Betriebskosten für den ganzen Park bestritten wurden. Wir saßen damals im nämlichen Rang, in dem sich jetzt die beiden Herren über meine Waden unterhielten. Der Platz kostete dreißig Kronen. Wie gerne wäre ich mit Fabian öfter hingegangen, aber das erlaubten uns unsere Verhältnisse nicht. Ich mußte mich gedulden, bis ich mir eine Stellung in der Welt errungen.

Die kreisrunde Scheibe, welche die Bühne bildete, wurde während des Zwischenaktes hinuntergelassen und für den folgenden Akt hergerichtet. Als die Glocke ertönte, die Musik erscholl und wir uns wieder um die Rampe lagerten, stand mitten auf der Bühne ein goldenes Bett, davor eine lange gedeckte Tafel und dahinter ein Tisch mit dem Käfig darauf, in welchem Tutos, das Mückenmännchen, gefangen saß. Den Boden bedeckte ein türkischer Teppich.

Darauf betrat der Hochzeitszug die Bühne, voran Prinz Leonor mit der schönen Ada; hinter ihnen der Zauberer Hächi-Bümbüm. Dann kam der Kammerherr von Heidebod mit der Hofdame Winnyfred am Arm. Den Schluß bildeten die übrigen Kammerherren, deren jeder eine Hofdame führte. Die Mädchen, die die Kammerherren spielten, trugen Rosasocken und schwarze Schnallenschuhe, außerdem einen schwarzen Frack, der in der Taille zugeknöpft war, und eine weiße Weste



mit Hemdeinsatz, Stehkragen und weißer Krawatte sehen ließ. Die Hofdamen erschienen vorn und hinten bis auf die Taille ausgeschnitten, was nicht hinderte, daß durch den weißen Musselin der ganze Körper sichtbar wurde. Weiße Glacéhandschuhe fehlten keinem der Hochzeitsgäste.

Die Gesellschaft setzte sich zu Tisch. Der alte Zauberer wies sämtliche Speisen zurück und rauchte statt zu essen eine Habana. Nach beendigter Tafel erhoben sich die Kammerherren und Hofdamen und tanzten einen Reigen. Darauf verabschiedete sich der Zauberer ebenso wie die übrigen Gäste, und es blieb nur das Hochzeitspaar mit zwei Hofdamen, die zuerst die Braut entkleideten und zum Bett geleiteten und dann ebenso mit dem Prinzen verfahren. Der Prinz sowohl wie seine junge Gemahlin trugen ein weißes Spitzenhemd, das ihre Blößen deckte.

Die Hofdamen hatten sich zurückgezogen, die Musik flötete eine süße Melodie und das Publikum brach ein über das andere Mal in Bravogeheul aus. Das Hochzeitspaar lag unter einer rotseidenen Decke. Nachdem sich das Publikum beruhigt, sprang der Prinz auf, zog die schöne Ada an den Haaren aus dem Bett heraus, schleppte sie zu dem goldenen Käfig, ließ die Mücke heraus und sperrte seine Gemahlin hinein. Darauf verließ er die Bühne, kam mit einer der Hofdamen zurück, zog ihr die weißen Atlasschuhe ab und ging, ohne sie erst noch weiter zu entkleiden, mit ihr zu Bett. Die junge Gemahlin, die im Hemd im Käfig saß, schlug wie wahnsinnig gegen das Gitter. Der Prinz zog die rotseidene Decke über sich und die Hofdame, und das Publikum jauchzte vor Wonne.

Derweil war aber die Mücke mit ihren langen Flügeln

herangeschwirrt und hüpfte aufs Bett. Prinz Leonor verscheuchte sie mit dem Taschentuch. Nun summte sie auf der Bühne umher und wartete, bis die beiden eingeschlafen waren. Dann schwebte sie leise zum Bett, kniete über der Hofdame nieder und bohrte ihren Stachel durch die seidene Decke. Die Hofdame fuhr mit einem Schrei empor, und die Mücke entfloh. Der Prinz, der darüber erwacht war, wollte seiner Liebe noch einen Kuß geben, stieß aber auf Widerstand. Er zog sie zum Bett heraus, und da zeigte es sich, daß sie einen geschwollenen Bauch hatte. Das Mädchen hatte sich, um die Geschwulst darzustellen, während sie noch unter der Decke war, ein Kissen unter das Kleidchen hinaufgestopft. Der Prinz jagte sie fort, warf ihr ihre weißen Atlaspantoffeln nach und ging, um sich eine andere zu holen.

Er kam mit Lina, der Bäuerin mit langen Zöpfen, blauem Röckchen und Holzschuhen zurück. Lina mußte ihr Röckchen abstreifen, der Prinz hob sie aus ihren Holzschuhen, legte sie ins Bett, streckte sich neben sie und zog die seidene Decke herauf. Erneutes Wonnegebrüll in allen Rängen. Die fürstliche Gemahlin schlug wieder gegen die Gitterstäbe, die Musik säuselte in den höchsten Tönen, und der Prinz und die Bäuerin schliefen, innig aneinander geschmiegt, ein.

Nun kam die Mücke wieder aufs Bett geschwirrt, kauerte über dem Prinzen nieder und stach ihn, durch die seidene Decke durch, in den Bauch. Der Prinz erwachte, fuhr empor, sprang aus dem Bett und fand seinen Bauch unter dem Spitzenhemd ebenso dick geschwollen, wie vorher den der Hofdame. Seine Gemahlin im Käfig klatschte vor Freude in die Hände. Der Prinz ballte die Fäuste, holte sein Schmetterlings-

netz, fing die Mücke und sperrte sie zu seiner Gemahlin in den Käfig ein.

Nach Schluß des zweiten Aktes zogen wir uns wieder in den dunkeln Korridor zurück. Wir Bäuerinnen hatten während des ganzen zweiten Aktes nichts zu tun gehabt, als auf den Stufen zu liegen und unsere nackten Oberkörper und Waden sehen zu lassen. Franziska, das Mädchen, das den Prinzen spielte, war mir derweil zu einem rätselhaften Wunderding geworden. Franziska hatte ebensowenig eine Ahnung von dem, was sie spielte, wie ich. Alles was wir wußten, war, daß das Zubettgehen zu Zweien verboten war. Das erklärte uns das Hallo im Publikum. Franziska gab ihre Rolle aber mit solcher Wärme und Ueberlegenheit, daß mich die Aufregung nicht mehr die Augen aufschlagen ließ. Jetzt kam sie aus der Garderobe. Ich fürchtete mich, sie anzusehen. Sie hatte sich wieder kostümiert, ihren geschwollenen Bauch aber unter dem roten Trikot behalten. Sie besah sich von allen Seiten im Spiegel, dann ging sie mit ihren graziösen Schritten zwischen uns durch und suchte die Hofdame Winnifred, die ihren dicken Bauch gleichfalls noch für den letzten Akt nötig hatte.

Die Musik erdröhnte und wir stiegen wieder die Stufen hinan. Die Szenerie war unverändert. Ada, die Zaubererstochter, saß noch mit der Mücke im Käfig. Prinz Leonor schickte den Kammerherrn Heidebod nach seinem Leibarzt aus. Der Leibarzt war eigentlich nur eine Maske, ein kreidebleicher Kopf mit schwarzem Bart auf einer Querleiste, über die ein langer Talar hing. Unter diesem Talar steckte die kleinste von uns Mädchen, und streckte ihre dünnen Aermchen zu den weiten, schwarzen Aermeln heraus. Der Prinz machte den

Leibarzt auf seinen und der Hofdame dicken Bauch aufmerksam, und verlangte Hilfe von ihm. Der Leibarzt schüttelte seinen bleichen Kopf und zuckte die Achseln. Darauf holte der Prinz seine Gemahlin aus dem Käfig, nahm ihr das Hemd auf und zeigte dem Leibarzt, daß sie keinen dicken Bauch habe, wiewohl sie die ganze Nacht mit der Mücke zusammengesessen. Der Leibarzt entschloß sich schließlich, eine Operation vorzunehmen. Er holte einen Hahnen, schlug ihn dem Prinzen in den Bauch und drehte daran. Es kam aber nichts heraus. Darauf zog der Prinz sein Schwert und schlug dem Leibarzt den Kopf ab. Der Kopf rollte über die Bühne, der Leibarzt fiel um, der Prinz aber sprang dem Kopf nach und schleuderte ihn mit dem Fuß hoch in die Luft hinauf, daß er oben im vierten Rang hinter dem Logengitter zwischen die Leute fiel. Darauf trug der Prinz, immer noch den Hahnen im Bauch, seine Gemahlin auf den Armen ins Bett, winkte den Kammerherrn von Heidebod heran, und gebot ihm, sich zu ihr zu legen.

Jetzt trat Hächi-Bümbüm, der alte Zauberer, mit der brennenden Habana herein. Seine Tochter flog ihm an den Hals und weinte. Der Zauberer stellte den Prinzen zur Rede. Der Prinz aber nahm ihn am Arm, führte ihn zum Käfig und sperrte ihn zu der Mücke ein. Dann zog er seiner Gemahlin das Hemd aus, riß sie vor den Augen ihres Vaters zu Boden und befahl dem Kammerherrn von Heidebod, sich ihr über den Kopf zu setzen, während sich ihr die Hofdame Winnyfred mit dem dicken Bauch auf die Füße setzen mußte. Prinz Leonor rief nun zunächst sämtliche Hofdamen herbei, und ließ sie, eine nach der anderen, über die Prinzessin wegschreiten. Dann kamen die Kammer-

herren in ihren Rosasocken und schwarzen Schnallenschuhen an die Reihe, und zuletzt holte er uns Bäuerinnen. Lina hatte mir gesagt, ich müsse acht geben, daß ich das Mädchen nicht wirklich trete, sondern ihr nur den einen Fuß auf den Leib setze, während ich mit dem anderen über sie wegspringe. Um so lauter mußten wir vor- und nachher mit den Holzschuhen klappern.

Der alte Zauberer hatte jedoch derweil mit seinem Zauberstabe die Gitterstäbe durchfeilt und trat heraus. Er berührte uns allen, den Prinzen inbegriffen, die Füße, so daß sich niemand mehr vom Platz rühren konnte. Dann half er seiner Tochter auf, winkte das Mückenmännchen aus dem Käfig her, schnitt ihm die Flügel ab, blies ihm Tabakrauch ein und machte auf diese Weise einen Menschen aus ihm. Dem Prinzen riß er den Mantel und die Trikots vom Leibe und machte ein Zeichen in der Luft, worauf sämtliche Mücken angeschwirrt kamen, über den Prinzen herfielen und ihn blutig stachen, bis er tot war. Den Hofdamen, den Kammerherren und uns Bäuerinnen, die wir immer noch regungslos dastanden, berührte der Zauberer mit seinem Stab die Hände. Darauf stürzten wir vornüber und gingen im ganzen Umkreis der Bühne, der Rampe entlang, auf den Händen einher. Den Hofdamen fielen ihre Musselinröckchen dabei über die Taille bis auf den Boden, und sie streckten nur noch ihre Atlasschuhe in die Luft. Den Mädchen, die die Kammerherren spielten, baumelten die Frackschöße vor dem Kopf. Uns Bäuerinnen fielen die Holzschuhe von den Füßen, während unsere Zöpfe auf dem Boden schleiften. Inmitten dieses Reigens schickte der

alte Zauberer seine Tochter mit dem neuen Menschenkinde zu Bett.

Der Schnee fiel dicht, die Wege leuchteten und ich hörte meine eigenen Schritte nicht, als ich spät in der Nacht allein nach Hause ging. Ich trat ins Schlafzimmer und machte Licht. Ein sonderbarer Anblick, die sechs Mädchen so ruhig schlafen zu sehen. Ich fror und schlupfte rasch ins Bett. Kaum hatte ich jedoch die Augen geschlossen, als sich das Stück weiterspann. Der Prinz schlug der Prinzessin den Kopf ab, die Mücken flatterten hoch oben zwischen den Rängen unter dem Plafond umher, und am anderen Morgen war mir schlecht und elend wie nie zuvor.

Der „Mückenprinz“ wurde zweihundertmal gegeben. In den letzten dreißig Vorstellungen spielte ich den Kammerherrn von Heidebod. Als ich eines Abends in meinem Frack aufrecht auf den Stufen vor dem ersten Rang stand, sagte hinter dem Gitter eine Stimme, bei deren Klang ich plötzlich mein Herz schlagen hörte: „Dir fehlt das Beste.“ Im Zwischenakt erzählte ich das den übrigen Kammerherren, unter denen jetzt auch Iris und Selma mittanzten; aber wiewohl wir unsere ersten Jahre alle mit Knaben verlebt, kam doch keine von uns darauf, was die Stimme gemeint hatte, so blindlings tanzten wir allabendlich unsere Rollen durch, so wenig ließen wir uns träumen von dem, was wir spielten.

Als der „Mückenprinz“ aufhörte, das Haus zu füllen, nahm Simba das ständige Repertoire wieder auf, bestehend aus etwa zehn Stücken, alle im nämlichen Genre, die der Reihe nach abwechselten. Während dieser Zeit gab es viel zu lernen. Simba verwendete unsere Nachmittage im Weißen Hause darauf. Während



eines Nachmittags studierte sie uns manchmal zwei Stücke ein. Erst im Herbst kam dann wieder eine Novität: „Der Sumpflöwe“, von einem gewissen Donald, die, solange ich tanzte, ihre Zugkraft behielt.

Filissa war im Frühling eines schönen Tages nicht wiedergekommen. Wir hatten in der letzten Zeit wenig zueinander gesagt. Mir schien, als blickte sie mit Neid auf mich, als empfinde sie, daß sie ihre schönste Zeit hinter sich habe. Sie war apathisch, ließ sich tagsüber von den anderen vortanzen, rührte selbst aber kaum mehr die Füße.

Am ersten Nachmittag im Weißen Haus, nachdem Filissa fort war, hielt Simba mir und meinen Altersgenossinnen, ehe sie mit dem Tanz begann, eine förmliche Rede. Sie sprach so feierlich, wie sie noch niemand hatte sprechen hören, mit erhobenem Kopf, die Augen in die Ferne gerichtet, ohne eine von uns eines Blickes zu würdigen.

„In diesem Jahre“, sagte sie, „hat jede von euch die heiligste Aufgabe zu erfüllen, die ihr jemals zu erfüllen haben werdet. Ihr habt sechs Mädchen zu Hause unter eurer Obhut. Daß diese Mädchen schön und groß und stark werden, wie ihr es seid, dafür seid ihr mir verantwortlich. Daß diese Mädchen tanzen und ihre Glieder gebrauchen lernen, wie ihr es gelernt habt, dafür seid ihr mir verantwortlich. Ich werde euch sagen, was an den Mädchen zu tadeln ist, und wenn es nicht besser wird, so seid ihr mir dafür verantwortlich. Daß die sechs Mädchen glücklich unter eurer Obhut sind, daß sie euch alle gleich gern haben, daß es ihnen wohl ist in eurem Hause und daß sie Sommer und Winter gesund und fröhlich sind, dafür seid ihr mir verantwortlich.“

„In diesem Jahre“, sagte sie weiter, ohne uns anzusehen, „werdet ihr eine große Veränderung erleben. Der Kopf wird euch brummen, ihr werdet müde und traurig sein. Wenn ihr die Veränderung wahrnehmt, sagt es mir.“

Jede von uns ging, als die Uebung aus war, so rasch wie möglich ihrer Wege, nur um allein zu sein. Simbas Worte lagen so drückend auf mir, daß ich hätte in die Luft hinauf schreien mögen. Nach dem Nachtessen lief ich, was ich konnte, ins Theater, um Farben zu sehen und Musik zu hören.

Sieben Tage nachher sagte uns Kairula etwas Aehnliches. Aber ihre alberne und plumpe Ausdrucksweise trug nur dazu bei, den Eindruck, den uns Simbas Rede hinterlassen, abzuschwächen und uns mit allem auszusöhnen. Sie kam auch auf die betreffende Veränderung zu sprechen, tat aber so geheimnisvoll und brauchte so gesuchte, rätselhafte Ausdrücke, daß wir Mühe hatten, das Lachen zu verbeißen. Nachdem Kairula zu uns geredet, sahen wir Mädchen einander wieder ganz offen an.

Und dann verflossen noch einige lange Tage, während deren ich es von früh bis spät vor Ungeduld kaum aushielt, bis eines Abends richtig wieder eine Kiste in unser Schlafzimmer transportiert wurde. Mir zitterten die Arme, als ich aufschloß. Auf dem Deckel stand „Arabella“. Als das Kind aber heraustrat, wurde mir eiskalt. Starr und leblos glotzte es uns an. Die ganze Nacht durch bebte ich vor dem folgenden Morgen, wo ich anfangen mußte, ihm Unterricht zu erteilen.

Der folgende Tag war der glücklichste, den ich im Park erlebt habe. Das süßeste, reizendste, schwarz-



lockige, blauäugige Geschöpfchen setzte sich am Morgen mit uns zum Frühstück. Den ganzen Tag waren wir zusammen mit der Geige beschäftigt, die Blanka dagelassen, und als man abends zum Baden ging, hatte Arabella schon ein kleines Lied spielen gelernt. Beim Baden hielt ich sie mit den Händen über Wasser; und als ich zum erstenmal mit ihr ins Weiße Haus ging, war ich den anderen Mädchen und Simba gegenüber so stolz, wie ich es nie auf mich selbst gewesen war. Ich sagte mir voll Entzücken, daß Simba oder Kairula, was dieses Mädchen betrifft, jedenfalls keine Ursache haben sollen, unzufrieden mit mir zu sein. Ich mochte nicht daran denken, daß ich nur ein Jahr lang mit ihr zusammenleben würde.

Mit Betty, Amalie, Moilena, Barbara und Lydia war ich sehr streng. Ich ließ ihnen nicht einen Augenblick freie Zeit. Betty war mir dabei am unbequemsten. Barbara, die noch nicht gelernt hatte, ihren Rücken zu biegen, brachte ich während des Sommers dahin, daß sie, wenn sie auf den Händen ging, die Füße geradeaus streckte. Während der sechs Jahre hatte ich alle Instrumente spielen gelernt, die im Haus waren. Mit der kleinen Lydia spielte ich jetzt vierhändig Cymbal. Die anderen mußten danach tanzen.

Der Herbst war wunderschön. Lange nachdem Amalie von ihrer Auswahl zurückgekommen, war es noch so warm, daß ich abends ohne Mantel ins Theater ging. Als der erste Schnee fiel, stand ich mit Arabella auf der Galerie vor dem Eßzimmer. Es war stille Dämmerung im Park. Arabella erzählte mir von Leona, einem großen Mädchen in langem weißen Kleid, das immer eine Rute in der Hand gehabt und sie damit an die Beine geschlagen hätte. Wunderbar genug, daß

ich den Namen behalten habe. Arabellas Lippen gingen dabei so langsam auf und zu und ihre Augen sahen mich so hilflos an. Ich hob sie neben mich auf das Geländer und dachte daran, daß ich auch mal so klein gewesen.

Mitten in der Nacht, auf dem Heimweg aus dem Theater, glaubte ich einmal, es schliche jemand hinter mir. Ich brachte es nicht mehr dazu, mich umzusehen. Es war die Musik, der Lärm, die ungewöhnlichen Kostüme, alles was ich gesehen und gehört hatte, was mich in den sonderbaren Zustand versetzte. Im „Sumpflöwen“ spielte Iris einen wüsten Räuber, der die Königin gefangen hatte und zu Hause in seiner Höhle an die Kette legte. Die Königin war ich. Wenn die Räuber heimkehrten, wurde ich losgekettet und mußte tanzen. Das brachte mich so um die Besinnung, daß ich mich eines Nachts, als ich in unser Schlafzimmer trat, nach Arabellas Bett hingezogen fühlte. Ihre schwächlichen Beine zeichneten sich unter der Decke ab. Ich hatte mich schon entkleidet und stand vielleicht eine Stunde so da. Den Rand ihrer Bettdecke hielt ich in der Hand. Plötzlich klopfte es von außen dreimal gegen die Scheiben, und ich schlich, so rasch ich konnte, in meine Ecke. Aber den ganzen folgenden Tag mußte ich an Arabella denken und als mich die Räuber am Abend der Reihe nach abküßten, sah ich nur Arabella und Arabella. Zu Hause zog ich mich hastig aus, um nur schnell in mein Bett zu kommen, und stand auf einmal neben ihr, und rieb die Knie gegeneinander. „Komm was will!“ dachte ich und hob die Decke auf. Im selben Augenblick öffnete das Mädchen die Augen und sah mich an. Ich beugte mich über sie und küßte sie. „Ich wollte dir nur gute Nacht sagen,“ sagte ich.

„Schlaf nur ruhig weiter!“ und ging zurück und legte mich nieder.

Am anderen Morgen beim Aufstehen fühlte ich mich furchtbar schwer in den Hüften und in den Beinen. Es zog mich etwas zur Erde hinunter. Ich sagte mir natürlich, das käme von der Kälte. Sonst fühlte ich mich gar nicht unwohl. Aber gegen Abend, als ich mit Amalie tanzte, wurde es mir klar. Ich lief ins Weiße Haus. Im Vestibül stand Selma. Das war ein sonderbares Zusammentreffen. Simba fragte uns gar nicht erst lange, sie sah uns nur prüfend unter die Augen. Dann nahm sie ein Licht und ging vorauf in ein kleines Stübchen unter dem Dach. Dort gab sie uns jeder ein zusammengelegtes Stück Zeug. „Hier habt ihr jede ein Muster, aber probiert es vorher an, damit ihr euch danach richten könnt. Du, Hidalla, bringst heute abend Betty ins Theater; und du,“ wandte sie sich an Selma, „du bringst Dosia mit.“

Als Selma und ich unten aus der Säulenhalle traten, stand der Himmel voll Sterne. Da fragte mich Selma, nachdem sie die Sterne betrachtet hatte:

„Glaubst du, Hidalla, daß es draußen auch Sterne gibt?“

„Ich glaube es fast,“ antwortete ich. „Sie reichen so weit.“

„Nun, wir werden ja sehen,“ meinte sie. Und nach einer Weile: „Die Menschen im Theater sind so munter und lachen so viel, ich glaube fast, es ist draußen noch schöner als hier im Park.“

„Wie sie wohl gekleidet sind?“ fragte ich.

„Ich glaube,“ sagte Selma, „sie sind so wie wir auf der Bühne. — — Schuhe haben sie jedenfalls an, wenn sie ausgehen.“

„Ja,“ bemerkte ich, „sonst könnten sie nicht so trampeln.“

So sprachen wir noch lange Zeit. Dann trennten wir uns, nachdem wir uns gegenseitig das Versprechen abgenommen, wir wollten uns, wenn wir draußen seien, recht oft besuchen.

Am nächsten Abend saß ich seit einem Jahr zum erstenmal wieder mit den anderen vor dem Kaminfeuer. Amalie und Moilena tanzten mitten im Zimmer. Arabella fragte mich, als sie das weiße Leinen sah, was ich da mache. Da dachte ich an Blanka. All die Abende war es mir, als säße Blanka mit bei uns. Ich hob manchmal den Kopf, um sie anzusprechen. Arabella fand ich immer noch hübsch und entzückend, aber ich hatte nicht die Kraft, ihr in die Augen zu sehen. Jetzt hätte ich nicht mehr vermocht, an ihr Bett zu schleichen. Ich schämte mich jetzt auch, am Tag mit den anderen zu tanzen. Dazu kam noch etwas anderes. Ich war auf einmal so dick geworden in der Taille und an den Beinen, und meine Brüste schwellen. Ich war mir zum Abscheu. Ueberall war ich mir im Wege. Ich war keiner Bewegung mehr sicher. Beim Auskleiden betastete ich mich voll Ingrimms und konnte den Gedanken nicht fassen, daß ich das alles sein solle. Am liebsten hätte ich das dicke Fleisch genommen und in die Ecke geworfen. Nachts im Bett schlug ich mich vor Wut, wenn ich mich mit meinen dicken Gliedern nicht zurechtfinden konnte; und am Morgen war ich mir womöglich noch fremder als vorher. Der Bauch, die Waden, die Schenkel, die Brüste, die Lippen, alles strotzte an mir.

Ich sehnte eine Veränderung herbei, so glücklich wir im Park waren; aber ich gehörte nicht mehr her. Mit

meinen Altersgenossinnen wurde ich jeden Tag vertrauter, je fremder mir die Mädchen in meinem eigenen Heim wurden. Wenn ich auch in Wirklichkeit die Aelteste war, die ganze Aufmerksamkeit der anderen konzentrierte sich doch auf Betty, die jeden Abend zum Tanzen ins Theater ging. Ich fühlte, wenn ich eintrat, daß ich lästig war, und mir selber war ich es am meisten. Ich dachte, als die Tage länger und das Wetter sonniger wurden, auf meinen einsamen Spaziergängen oft mit Wehmut der Zeiten, da sich Blanka und Pamela meiner so treu und sorgsam angenommen. Jetzt hatte ich nicht einmal mehr jemand, dessen ich mich annehmen konnte. Mit Arabella hatte ich es verdorben. Ich begann nach und nach, sie zu verabscheuen um ihrer hübschen Augen und ihrer zarten und schlanken Glieder willen. Ich sah sie nicht mehr, wenn sie vor mir stand. Und ich wußte, daß ich ihr unrecht tat, aber ich brachte es nicht über mich, aufrichtig gegen mich zu sein. So wurde denn mein Abschied aus dem Park so ganz anders, als ich es mir vorher oft gedacht hatte. Als ich ging, ließ ich nichts zurück, ich hatte nichts zu verlieren. Mir war trocken in der Kehle. Keine Gefühle. Jedesmal, wenn ich, um zu tanzen, ins Weiße Haus ging, hoffte ich, daß es das letztemal sein würde. Und als das letztemal endlich kam, hatte ich die Hoffnung schon beinahe aufgegeben, daß es jemals kommen würde.

Es war ein düsterer Frühlingstag mit warmem, erquickendem Regen. Die meisten von uns waren im Mantel gekommen. Was uns sofort über den Moment ins klare setzte, war das, daß Simba, statt in ihrem gewöhnlichen Perlenkostüm, in einem schlanken, eleganten schwarzen Seidenkleid in den Saal trat. Als

wir alle sechsundzwanzig beisammen waren, führte sie uns in die Garderobe hinunter und durch den unterirdischen Gang ins Theater. Dort öffnete sie in dem Korridor eine Tür, die keine von uns jemals bemerkt hatte, und dann ging es noch eine Treppe tiefer. Zur Rechten und Linken waren die Billettschalter; wir kamen an den weiten Wendeltreppen vorbei; überall brannten die elektrischen Glühlampen, und schließlich standen wir neben den Wagen, in denen wir reichlich Platz fanden. Nachdem Simba eingestiegen war, ertönte eine Klingel und wir rollten in die Dunkelheit davon.



---

#### IV

Ich weiß noch, wie es heller wurde, wie die Wände schimmerten und wir ins Freie fuhren. Wir hatten alle das beunruhigende Gefühl, daß uns etwas Außerordentliches bevorstehe. Wir waren ernst und blickten zu den Fenstern hinaus. Jede dachte im stillen darüber nach, was da kommen könne. Man kann sich leicht vorstellen, daß nicht eine einzige mit ihren Vermutungen auch nur im entferntesten an die ungeheuerlichen Ueberraschungen heranreichte, die unser harrten. Später vergißt man solche Empfindungen leicht und nimmt alles, was einem widerfahren, als selbstverständlich an. Keine von uns Frauen wird, wenn sie an jene Tage ihres Lebens zurückdenkt, heute noch etwas Absonderliches in der Art und Weise finden, wie man uns durch die gewaltigsten Prüfungen hindurch in eine völlig unbekannte Welt hinaus gelangen läßt, wie man uns in des Wortes grausamster Bedeutung hilflos aussetzt. Aber darin liegt eben für mich der Hauptgrund, diese Erinnerungen niederzuschreiben. Ich möchte den Mitlebenden die bangen Schauer ins Gedächtnis zurückrufen, die wir zur Belustigung einer besinnungslosen, wollusttrunkenen, rohen Menschenwelt alle einmal durchgekostet, wenn uns auch



die gewaltigen nie geahnten Schicksale des Lebens sehr bald nur mit spöttischem Lächeln an jene Schrecknisse zurückdenken lassen. Vielleicht tut die menschliche Gesellschaft nicht unrecht daran, wenn sie durch ihre Erziehung die praktische Betätigung aller Kräfte in uns zurückhält, um uns dann durch ein tobendes Volksfest in wenigen Tagen zu völlig andern Geschöpfen umzugestalten; vielleicht begehe ich ein Verbrechen, wenn ich ein Wort zugunsten der uns allen von Natur aus angeborenen zarteren Empfindungen einzulegen wage. Aber je älter und ruhiger ich werde, um so weniger kann ich mich dem Glauben verschließen, daß die Welt in der Tat weniger brutal eingerichtet sein könnte, als sie es in Wirklichkeit ist. Ich will hier keine Vorschläge zur Besserung machen; dafür möchte mein bißchen Verstand schwerlich ausreichen, und was würde es helfen! Die Dinge gingen darum doch von Generation zu Generation ihren unabänderlichen Gang, und mich träfe nur Schimpf und Spott von seiten aller derer, die nie in ihrem Leben über das, was sie selber erlebt, einen Augenblick nachdenken. Am Ende wäre ich ja auch nicht einmal davor sicher, daß man mich, um sich jede vernünftige Erwiderung zu ersparen, auf meine alten Tage noch für verrückt erklärte und in ein Irrenhaus steckte. Eine willkommene Handhabe dazu böte meinen Richtern schon die eine Tatsache, daß sich in reiferen Jahren meine Schicksale so gänzlich verschieden gestalteten von denen aller anderen mit mir erzogenen und herangewachsenen Frauen. Es wird mir vielleicht auch schwer fallen, wenn ich zur Schilderung jener Epoche meines Lebens gelangt bin, den Leser davon zu überzeugen, daß die von mir durchkämpften Konflikte in unserer Gesellschaftsordnung,

unter der Herrschaft unserer straffbemessenen sozialen Gesetze, für eine Frau überhaupt nur entstehen konnten. Indessen bin ich vielleicht gerade durch jene unglaublichen Lebenslagen zu der überlegenen Weltanschauung gelangt, von der aus mir heute unsere gesamte menschliche Kultur als eine ziemlich fragwürdige Errungenschaft erscheint.

Auf dem Perron im Bahnhof stand der Stationsvorsteher mit seiner roten Mütze. Er grüßte Simba ehrfurchtsvoll und lächelte, als er uns eine nach der anderen in unseren weißen Kleidchen aus dem Wagen springen sah. Simba führte uns in den Wartesaal, der nach außen abgeschlossen war und ordnete uns dort rasch der Größe nach. Vor den Glastüren drängten sich die Menschen in dichten Haufen; eine Unmenge Augen waren auf uns gerichtet; vor der Mitteltür gab es ununterbrochen Streit, so daß es den Polizisten schwer fiel, den Zugang freizuhalten. Simba ging sinnend hinter uns auf und nieder und rauschte mit ihrem Seidenkleid. Wir starrten die bunten Plakate an den Wänden an, deren riesengroße Buchstaben uns damals noch nicht einmal ihrem Zweck nach bekannt waren. Melanie stand der Türe zunächst. Sie war die größte, aber auch die magerste von uns. Immerhin hatte ihr Körper damals noch ganz respektable Formen. Als ich sie später einmal in einem Handschuhladen wiedertraf, war nichts mehr als Haut und Knochen an ihr. Heidi, mit der ich mich als kleines Kind schon unter dem Springbrunnen gewälzt, war eine der kleinsten, dabei aber mindestens ebenso dick und rund wie ich selber. Von ihren Augen sah man nur zwei dicke pechschwarze Einschnitte. Schon im Theater war immer alles in schallendes Gelächter ausgebrochen, wenn sie

nur einen Fuß über die Rampe setzte. Simba hatte sie denn auch immer nur in Rollen verwandt, in denen ihre unmäßige Korpulenz recht drastisch zur Geltung kam.

Plötzlich erschollen Rufe draußen unter der Halle; die Flügeltüren wurden aufgerissen, und in langem Zuge, wie wir der Größe nach geordnet, kamen die Knaben herein. Ich wollte darauf schwören, daß keine von uns sich denjenigen, der sich vor ihr verneigte und dem sie die Hand gab, bis zum nächsten Morgen überhaupt genauer angesehen hat. Simba wechselte einige Worte mit dem Herrn in schwarzem Gehrock, der die Schar hereingeführt hatte; darauf kehrte sie auf den Perron zurück, ohne sich noch einmal nach uns umzuwenden. Ich habe sie ein einziges Mal wiedergesehen, an jenem Abend, als ich mit Fabian im Parktheater war. Der Leser wird sich über die kuriosen Gefühle wundern, die ihr Anblick damals in mir, der angehenden Lebenskünstlerin, hervorrief. Sie erschien bis auf die Füße in schwarzen Perlen. Wenige Jahre später muß sie gestorben sein; wenigstens habe ich nie mehr etwas von ihr gehört.

Die Knaben führten uns an der Hand durch die Menschenmengen, die sich zu beiden Seiten auf dem Trottoir hindrängten. Wir gingen nach dem Takt der Musik; anfangs hielt ich den Kopf gesenkt und vermied es ängstlich, auf die Blumen zu treten, die den Weg bedeckten. Erst als ich aus den Fenstern herab mehrmals mit Blumen überschüttet worden war, wagte ich hinaufzublicken, aber das endlose Meer von Fahnen und Wimpeln erschreckte mich förmlich. So oft wir an einer Straßenkreuzung unter einem Triumphbogen

durchkamen, suchte mein Begleiter wieder eine Unterhaltung anzuknüpfen. Natürlich verstand ich kein Wort; mir schien es ganz so, als spräche er eine andere Sprache als wir. Vor allem aber hinderte uns das tosende Bravogetöse auf dem Trottoir, auf den Dächern und unter den tausend Fenstern an jeder Verständigung. Da es in der Frühe stark geregnet hatte, war das Holzpflaster noch glitschig; jedenfalls wäre ich mehrmals gefallen, wenn mich mein Begleiter nicht rasch gestützt hätte. Vor mir ging Iris, das schöne stattliche Geschöpf, das vor zwei Jahren mit Lora um die Ehre gestritten hatte, auserlesen zu werden. Sie hielt das Gesicht während des ganzen Weges scheu von ihrem Begleiter abgewandt und sah den Leuten, die auf dem Trottoir standen, über die Köpfe weg. Meine Blicke hafteten an ihren weißen Strümpfen, die schon bis in die Kniekehlen von Kot bespritzt waren, und irrten nur momentweise zu den weißen Pluderhosen, nackten Waden und glatten hohen Schnürstiefeln des Knaben hinüber, der sie an der Hand führte. Plötzlich zeichnete sich vor uns das gewaltige Frontispice des Kapitols vom grauen Himmel ab. Die Menschen drängten sich jetzt so dicht, daß wir kaum weiter konnten; wir drückten uns zwischen den Gardesoldaten durch, indem uns die Knaben hinter sich herzogen. Dabei erstickten wir beinahe unter den Blumen, die vom ganzen Platz auf uns hereinregneten und uns oft empfindlich ins Gesicht trafen. Alles atmete auf, als wir endlich das Gittertor hinter uns hatten. Während wir wieder in geordnetem Zuge die hohe Säulenhalle durchschritten, drückte mein Begleiter mehrmals meine Hand; ich sah ihn an, senkte vor seinen Blicken aber sofort die Augen. Himmelangst wurde mir ange-

sichts des dichten Menschengewimmels, das den hinteren Hof bis zum äußersten Winkel füllte; aber wir gelangten jetzt ungehindert zwischen den steinernen Tribünen hindurch zum Bassin . . .

### Nachschrift

Mit diesen Worten schließt das Manuskript, das mir die alte Dame an jenem Abende einhändigte. Trotz eifrigsten Suchens war in ihrem schriftlichen Nachlaß, dessen Durchsicht mir von einer hohen Behörde auf das lebenswürdigste gestattet wurde, keine Zeile zu finden, die auf vorerzählte Dinge Bezug gehabt hätte. Uebrigens hat mir inzwischen ein junger Amerikaner die Bedeutung des Titels „Mine-Haha“ erklärt. Er ist indianisch und heißt:

Lachendes Wasser.



# FRÜHLINGS ERWACHEN

EINE KINDERTRAGÖDIE

*GESCHRIEBEN HERBST 1890 BIS OSTERN 1891*





*DEM VERMUMMTEN HERRN*

*DER VERFASSEN*



---

PERSONEN

Herr Gabor  
Frau Gabor  
Melchior Gabor, *ihr Sohn*  
Rentier Stiefel  
Moritz Stiefel, *sein Sohn*  
Frau Bergmann  
Wendla Bergmann, Ina Müller, *ihre Töchter*  
Pastor Kahlbauch  
Dr. von Brausepulver, *Medizinalrat*  
Ziegenmelker  
Onkel Probst  
Rektor Sonnenstich  
Affenschmalz, Knüppeldick, Hungergurt,  
Knochenbruch, Zungenschlag, Fliegentod,  
*Professoren*  
Habebald, *Pedell*  
Ernst Röbel  
Hänschen Rilow  
Lämmermeier, Georg, Otto, Robert,  
*Gymnasiasten*  
Martha, Thea, *Wendlas Freundinnen*  
Dr. Prokrustes

Diethelm, Reinhold, Ruprecht, Helmuth, Gaston,  
*Zöglinge der Korrekptionsanstalt*  
Der Schlossermeister  
Ilse  
Der vermummte Herr  
Winzer und Winzerinnen

---

## ERSTER AKT

### ERSTE SZENE

#### *Wohnzimmer.*

*Wendla.* Warum hast du mir das Kleid so lang gemacht, Mutter?

*Frau Bergmann.* Du wirst vierzehn Jahr heute!

*Wendla.* Hätt' ich gewußt, daß du mir das Kleid so lang machen werdest, ich wäre lieber nicht vierzehn geworden.

*Frau Bergmann.* Das Kleid ist nicht zu lang, Wendla. Was willst du denn! Kann ich dafür, daß mein Kind mit jedem Frühjahr wieder zwei Zoll größer ist. Du darfst doch als ausgewachsenes Mädchen nicht in Prinzeßkleidchen einhergehen.

*Wendla.* Jedenfalls steht mir mein Prinzeßkleidchen besser als diese Nachtschlumpe. — Laß mich's noch einmal tragen, Mutter! Nur noch den Sommer lang. Ob ich nun vierzehn zähle oder fünfzehn, dies Bußgewand wird mir immer noch recht sein. — Heben wir's auf bis zu meinem nächsten Geburtstag; jetzt würd ich doch nur die Litze heruntertreten.

*Frau Bergmann.* Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich würde dich ja gerne so behalten, Kind, wie du gerade bist. Andere Mädchen sind stakig und plump

in deinem Alter. Du bist das Gegenteil. — Wer weiß, wie du sein wirst, wenn sich die andern entwickelt haben.

*Wendla.* Wer weiß, — vielleicht werde ich nicht mehr sein.

*Frau Bergmann.* Kind, Kind, wie kommst du auf die Gedanken!

*Wendla.* Nicht, liebe Mutter; nicht traurig sein!

*Frau Bergmann sie küssend.* Mein einziges Herzblatt!

*Wendla.* Sie kommen mir so des Abends, wenn ich nicht einschlafe. Mir ist gar nicht traurig dabei, und ich weiß, daß ich dann um so besser schlafe. — Ist es sündhaft, Mutter, über derlei zu sinnem?

*Frau Bergmann.* Geh' denn und häng' das Bußgewand in den Schrank! Zieh' in Gottes Namen dein Prinzesskleidchen wieder an! — Ich werde dir gelegentlich eine Handbreit Volants unten ansetzen.

*Wendla das Kleid in den Schrank hängend.* Nein, da möcht' ich schon lieber gleich vollends zwanzig sein . . . !

*Frau Bergmann.* Wenn du nur nicht zu kalt hast! — Das Kleidchen war dir ja seinerzeit reichlich lang; aber . . .

*Wendla.* Jetzt, wo der Sommer kommt? — O Mutter, in den Kniekehlen bekommt man auch als Kind keine Diphtheritis! Wer wird so kleinmütig sein. In meinen Jahren friert man noch nicht — am wenigsten an die Beine. Wär's etwa besser, wenn ich zu heiß hätte, Mutter? — Dank' es dem lieben Gott, wenn sich dein Herzblatt nicht eines Morgens die Aermel wegstutzt und dir so zwischen Licht abends ohne Schuhe und Strümpfe entgegentritt! — Wenn ich mein Buß-



gewand trage, kleide ich mich darunter wie eine Elfenkönigin . . . Nicht schelten, Mütterchen! Es sieht's dann ja niemand mehr.

---

## ZWEITE SZENE

*Sonntag abend.*

*Melchior.* Das ist mir zu langweilig. Ich mache nicht mehr mit.

*Otto.* Dann können wir andern nur auch aufhören! — Hast du die Arbeiten, Melchior?

*Melchior.* Spielt ihr nur weiter!

*Moritz.* Wohin gehst du?

*Melchior.* Spazieren.

*Georg.* Es wird ja dunkel!

*Robert.* Hast du die Arbeiten schon?

*Melchior.* Warum soll ich denn nicht im Dunkeln spazieren gehn?

*Ernst.* Zentralamerika! — Ludwig der Fünfzehnte! — Sechzig Verse Homer! — Sieben Gleichungen!

*Melchior.* Verdammte Arbeiten!

*Georg.* Wenn nur wenigstens der lateinische Aufsatz nicht auf morgen wäre!

*Moritz.* An nichts kann man denken, ohne daß einem Arbeiten dazwischen kommen!

*Otto.* Ich gehe nach Hause.

*Georg.* Ich auch, Arbeiten machen.

*Ernst.* Ich auch, ich auch.

*Robert.* Gute Nacht, Melchior.

*Melchior.* Schlaft wohl! *Alle entfernen sich bis auf Moritz und Melchior.*

*Melchior.* Möchte doch wissen, wozu wir eigentlich auf der Welt sind!

*Moritz.* Lieber wollt ich ein Droschkengaul sein um der Schule willen! — Wozu gehen wir in die Schule? — Wir gehen in die Schule, damit man uns examinieren kann! — Und wozu examiniert man uns? — Damit wir durchfallen. — Sieben müssen ja durchfallen, schon weil das Klassenzimmer oben nur sechzig faßt. — Mir ist so eigentümlich seit Weihnachten . . . hol mich der Teufel, wäre Papa nicht, heut noch schnürt ich mein Bündel und ginge nach Altona!

*Melchior.* Reden wir von etwas anderem. — *Sie gehen spazieren.*

*Moritz.* Siehst du die schwarze Katze dort mit dem emporgereckten Schweif?

*Melchior.* Glaubst du an Vorbedeutungen?

*Moritz.* Ich weiß nicht recht. — — Sie kam von drüben her. Es hat nichts zu sagen.

*Melchior.* Ich glaube, das ist eine Charybdis, in die jeder stürzt, der sich aus der Skylla religiösen Irrwahns emporgerungen. — — Laß uns hier unter der Buche Platz nehmen. Der Tauwind fegt über die Berge. Jetzt möchte ich droben im Wald eine junge Dryade sein, die sich die ganze lange Nacht in den höchsten Wipfeln wiegen und schaukeln läßt . . .

*Moritz.* Knöpf dir die Weste auf, Melchior!

*Melchior.* Ha — wie das einem die Kleider bläht!

*Moritz.* Es wird weiß Gott so stockfinster, daß man die Hand nicht vor den Augen sieht. Wo bist du eigentlich? — — Glaubst du nicht auch, Melchior,

daß das Schamgefühl im Menschen nur ein Produkt seiner Erziehung ist?

*Melchior.* Darüber habe ich erst vorgestern noch nachgedacht. Es scheint mir immerhin tief eingewurzelt in der menschlichen Natur. Denke dir, du sollst dich vollständig entkleiden vor deinem besten Freund. Du wirst es nicht tun, wenn er es nicht zugleich auch tut. — Es ist eben auch mehr oder weniger Modesache.

*Moritz.* Ich habe mir schon gedacht, wenn ich Kinder habe, Knaben und Mädchen, so lasse ich sie von früh auf im nämlichen Gemach, wenn möglich auf ein und demselben Lager, zusammenschlafen, lasse ich sie morgens und abends beim An- und Auskleiden einander behilflich sein und in der heißen Jahreszeit, die Knaben sowohl wie die Mädchen, tagsüber nichts als eine kurze, mit einem Lederriemen gegürtete Tunika aus weißem Wollstoff tragen. — Mir ist, sie müßten, wenn sie so heranwachsen, später ruhiger sein, als wir es in der Regel sind.

*Melchior.* Das glaube ich entschieden, Moritz! — Die Frage ist nur, wenn die Mädchen Kinder bekommen, was dann?

*Moritz.* Wieso Kinder bekommen?

*Melchior.* Ich glaube in dieser Hinsicht nämlich an einen gewissen Instinkt. Ich glaube, wenn man einen Kater zum Beispiel mit einer Katze von Jugend auf zusammensperrt und beide von jedem Verkehr mit der Außenwelt fernhält, d. h. sie ganz nur ihren eigenen Trieben überläßt — daß die Katze früher oder später doch einmal trächtig wird, obgleich sie sowohl wie der Kater niemand hatten, dessen Beispiel ihnen hätte die Augen öffnen können.

*Moritz.* Bei Tieren muß sich das ja schließlich von selbst ergeben.

*Melchior.* Bei Menschen glaube ich erst recht! Ich bitte dich, Moritz, wenn deine Knaben mit den Mädchen auf ein und demselben Lager schlafen und es kommen ihnen nun unversehens die ersten männlichen Regungen — ich möchte mit jedermann eine Wette eingehen . . .

*Moritz.* Darin magst du ja recht haben. — Aber immerhin . . .

*Melchior.* Und bei deinen Mädchen wäre es im entsprechenden Alter vollkommen das nämliche! Nicht, daß das Mädchen gerade . . . man kann das ja freilich so genau nicht beurteilen . . . jedenfalls wäre vorauszusetzen . . . und die Neugierde würde das Ihrige zu tun auch nicht verabsäumen!

*Moritz.* Eine Frage beiläufig —

*Melchior.* Nun?

*Moritz.* Aber du antwortest?

*Melchior.* Natürlich!

*Moritz.* Wahr?!

*Melchior.* Meine Hand darauf. — — Nun, Moritz?

*Moritz.* Hast du den Aufsatz schon??

*Melchior.* So sprich doch frisch von der Leber weg! — Hier hört und sieht uns ja niemand.

*Moritz.* Selbstverständlich müßten meine Kinder nämlich tagsüber arbeiten, in Hof und Garten, oder sich durch Spiele zerstreuen, die mit körperlicher Anstrengung verbunden sind. Sie müßten reiten, turnen, klettern und vor allen Dingen nachts nicht so weich schlafen wie wir. Wir sind schrecklich verweichlicht. — Ich glaube, man träumt gar nicht, wenn man hart schläft.

*Melchior.* Ich schlafe von jetzt bis nach der Weinlese überhaupt nur in meiner Hängematte. Ich habe mein Bett hinter den Ofen gestellt. Es ist zum Zusammenklappen. — Vergangenen Winter träumte mir einmal, ich hätte unsern Lolo so lange gepeitscht, bis er kein Glied mehr rührte. Das war das Grauenhafteste, was ich je geträumt habe. — Was siehst du mich so sonderbar an?

*Moritz.* Hast du sie schon empfunden?

*Melchior.* Was?

*Moritz.* Wie sagtest du?

*Melchior.* Männliche Regungen?

*Moritz.* M—hm.

*Melchior.* — Allerdings!

*Moritz.* Ich auch. — — — — —

*Melchior.* Ich kenne das nämlich schon lange! — schon bald ein Jahr!

*Moritz.* Ich war wie vom Blitz gerührt.

*Melchior.* Du hattest geträumt?

*Moritz.* Aber nur ganz kurz . . . von Beinen im himmelblauen Trikot, die über das Katheder steigen — um aufrichtig zu sein, ich dachte, sie wollten hinüber. — Ich habe sie nur flüchtig gesehen.

*Melchior.* Georg Zirschnitz träumte von seiner Mutter.

*Moritz.* Hat er dir das erzählt?

*Melchior.* Draußen am Galgensteg!

*Moritz.* Wenn du wüßtest, was ich ausgestanden seit jener Nacht!

*Melchior.* Gewissensbisse?

*Moritz.* Gewissensbisse?? — — — Todesangst!

*Melchior.* Herrgott . . .

*Moritz.* Ich hielt mich für unheilbar. Ich glaubte, ich litte an einem inneren Schaden. — Schließlich wurde ich nur dadurch wieder ruhiger, daß ich meine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen begann. Ja, ja, lieber Melchior, die letzten drei Wochen waren ein Gethemane für mich.

*Melchior.* Ich war seinerzeit mehr oder weniger darauf gefaßt gewesen. Ich schämte mich ein wenig. — Das war aber auch alles.

*Moritz.* Und dabei bist du noch fast um ein ganzes Jahr jünger als ich!

*Melchior.* Darüber, Moritz, würd' ich mir keine Gedanken machen. All meinen Erfahrungen nach besteht für das erste Auftauchen dieser Phantome keine bestimmte Altersstufe. Kennst du den großen Lämmermeier mit dem strohgelben Haar und der Adlernase? Drei Jahre ist der älter als ich. Hänschen Rilow sagt, der träume noch bis heute von nichts als Sandtorten und Aprikosengelee.

*Moritz.* Ich bitte dich, wie kann Hänschen Rilow darüber urteilen!

*Melchior.* Er hat ihn gefragt.

*Moritz.* Er hat ihn gefragt? — Ich hätte mich nicht getraut, jemanden zu fragen.

*Melchior.* Du hast mich doch auch gefragt.

*Moritz.* Weiß Gott ja! — Möglicherweise hatte Hänschen auch schon sein Testament gemacht. — Wahrlich ein sonderbares Spiel, das man mit uns treibt. Und dafür sollen wir uns dankbar erweisen! Ich erinnere mich nicht, je eine Sehnsucht nach dieser Art Aufregungen verspürt zu haben. Warum hat man mich nicht ruhig schlafen lassen, bis alles wieder still gewesen wäre. Meine lieben Eltern hätten hundert bessere

Kinder haben können. So bin ich nun hergekommen, ich weiß nicht wie, und soll mich dafür verantworten, daß ich nicht weggeblieben bin. — Hast du nicht auch schon darüber nachgedacht, Melchior, auf welche Art und Weise wir eigentlich in diesen Sprudel hineingeraten?

*Melchior.* Du weißt das also noch nicht, Moritz?

*Moritz.* Wie sollt' ich es wissen? — Ich sehe, wie die Hühner Eier legen, und höre, daß mich Mama unter dem Herzen getragen haben will. Aber genügt denn das? — Ich erinnere mich auch, als fünfjähriges Kind schon befangen worden zu sein, wenn einer die dekolletierte Coeurdame aufschlug. Dieses Gefühl hat sich verloren. Indessen kann ich heute kaum mehr mit irgendeinem Mädchen sprechen, ohne etwas Verabscheuungswürdiges dabei zu denken, und — ich schwöre dir, Melchior — ich weiß nicht was.

*Melchior.* Ich sage dir alles. — Ich habe es theils aus Büchern, theils aus Illustrationen, theils aus Beobachtungen in der Natur. Du wirst überrascht sein; ich wurde seinerzeit Atheist. Ich habe es auch Georg Zirschnitz gesagt! Georg Zirschnitz wollte es Hänschen Rilow sagen, aber Hänschen Rilow hatte als Kind schon alles von seiner Gouvernante erfahren.

*Moritz.* Ich habe den Kleinen Meyer von A bis Z durchgenommen. Worte — nichts als Worte und Worte! Nicht eine einzige schlichte Erklärung. O dieses Schamgefühl! — Was soll mir ein Konversationslexikon, das auf die nächstliegende Lebensfrage nicht antwortet.

*Melchior.* Hast du schon einmal zwei Hunde über die Straße laufen sehen?

*Moritz.* Nein! — — Sag mir heute lieber noch nichts,



Melchior. Ich habe noch Mittelamerika und Ludwig den Fünfzehnten vor mir. Dazu die sechzig Verse Homer, die sieben Gleichungen, der lateinische Aufsatz — ich würde morgen wieder überall abblitzen. Um mit Erfolg büffeln zu können, muß ich stumpfsinnig wie ein Ochse sein.

*Melchior.* Komm doch mit auf mein Zimmer. In dreiviertel Stunden habe ich den Homer, die Gleichungen und zwei Aufsätze. Ich korrigiere dir einige harmlose Schnitzer hinein, so ist die Sache im Blei. Mama braut uns wieder eine Limonade, und wir plaudern gemütlich über die Fortpflanzung.

*Moritz.* Ich kann nicht. — Ich kann nicht gemütlich über die Fortpflanzung plaudern! Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann gib mir deine Unterweisungen schriftlich. Schreib mir auf, was du weißt. Schreib es möglichst kurz und klar und steck es mir morgen während der Turnstunde zwischen die Bücher. Ich werde es nach Hause tragen, ohne zu wissen, daß ich es habe. Ich werde es unverhofft einmal wiederfinden. Ich werde nicht umhin können, es müden Auges zu durchfliegen . . . falls es unumgänglich notwendig ist, magst du ja auch einzelne Randzeichnungen anbringen.

*Melchior.* Du bist wie ein Mädchen. — Uebrigens wie du willst! Es ist mir das eine ganz interessante Arbeit. — — Eine Frage, Moritz.

*Moritz.* Hm?

*Melchior.* — Hast du schon einmal ein Mädchen gesehen?

*Moritz.* Ja!

*Melchior.* Aber ganz?!

*Moritz.* Vollständig!



*Melchior.* Ich nämlich auch! — Dann werden keine Illustrationen nötig sein.

*Moritz.* Während des Schützenfestes, in Leilichs anatomischem Museum! Wenn es aufgekommen wäre, hätte man mich aus der Schule gejagt. — Schön wie der lichte Tag, und — o so naturgetreu!

*Melchior.* Ich war letzten Sommer mit Mama in Frankfurt — — Du willst schon gehen, Moritz?

*Moritz.* Arbeiten machen. — Gute Nacht.

*Melchior.* Auf Wiedersehen.

---

### DRITTE SZENE

*Thea, Wendla und Martha kommen Arm in Arm die Straße herauf.*

*Martha.* Wie einem das Wasser ins Schuhwerk dringt!

*Wendla.* Wie einem der Wind um die Wangen saust!

*Thea.* Wie einem das Herz hämmert!

*Wendla.* Gehn wir zur Brücke hinaus! Ilse sagte, der Fluß führe Sträucher und Bäume. Die Jungens haben ein Floß auf dem Wasser. Melchi Gabor soll gestern abend beinah ertrunken sein.

*Thea.* O der kann schwimmen!

*Martha.* Das will ich meinen, Kind!

*Wendla.* Wenn der nicht hätte schwimmen können, wäre er wohl sicher ertrunken!

*Thea.* Dein Zopf geht auf, Martha; dein Zopf geht auf!

*Martha.* Puh — laß ihn aufgehn! Er ärgert mich so Tag und Nacht. Kurze Haare tragen wie du darf ich

nicht, das Haar offen tragen wie Wendla darf ich nicht, Ponyhaare tragen darf ich nicht, und zu Hause muß ich mir gar die Frisur machen — alles der Tanten wegen!

*Wendla.* Ich bringe morgen eine Schere mit in die Religionsstunde. Während du „Wohl dem, der nicht wandelt“ rezitierst, werd' ich ihn abschneiden.

*Martha.* Um Gottes willen, Wendla! Papa schlägt mich krumm, und Mama sperrt mich drei Nächte ins Kohlenloch.

*Wendla.* Womit schlägt er dich, Martha?

*Martha.* Manchmal ist es mir, es müßte ihnen doch etwas abgehen, wenn sie keinen so schlecht gearteten Balg hätten wie ich.

*Thea.* Aber, Mädchen!

*Martha.* Hast du dir nicht auch ein himmelblaues Band durch die Hemdpasse ziehen dürfen?

*Thea.* Rosa Atlas! Mama behauptet, Rosa stehe mir bei meinen pechschwarzen Augen.

*Martha.* Mir stand Blau reizend! — Mama riß mich am Zopf zum Bett heraus. So — fiel ich mit den Händen vorauf auf die Diele. — Mama betet nämlich Abend für Abend mit uns . . .

*Wendla.* Ich an deiner Stelle wäre ihnen längst in die Welt hinausgelaufen.

*Martha . . .* Da habe man's, worauf ich ausgehe! — Da habe man's ja! — Aber sie wolle schon sehen — o sie wolle noch sehen! — Meiner Mutter wenigstens solle ich einmal keine Vorwürfe machen können . . .

*Thea.* Hu — Hu —

*Martha.* Kannst du dir denken, Thea, was Mama damit meinte?

*Thea.* Ich nicht. — Du, Wendla?

*Wendla.* Ich hätte sie einfach gefragt.

*Martha.* Ich lag auf der Erde und schrie und heulte. Da kommt Papa. Ritsch — das Hemd herunter. Ich zur Türe hinaus. Da habe man's! Ich wolle nun wohl so auf die Straße hinunter . . .

*Wendla.* Das ist doch gar nicht wahr, Martha.

*Martha.* Ich fror. Ich schloß auf. Ich habe die ganze Nacht im Sack schlafen müssen.

*Thea.* Ich könnte meiner Lebtage in keinem Sack schlafen!

*Wendla.* Ich möchte ganz gern mal für dich in deinem Sack schlafen.

*Martha.* Wenn man nur nicht geschlagen wird.

*Thea.* Aber man erstickt doch darin!

*Martha.* Der Kopf bleibt frei. Unter dem Kinn wird zugebunden.

*Thea.* Und dann schlagen sie dich?

*Martha.* Nein. Nur wenn etwas Besonderes vorliegt.

*Wendla.* Womit schlägt man dich, Martha?

*Martha.* Ach was — mit allerhand. — Hält es deine Mutter auch für unanständig, im Bett ein Stück Brot zu essen?

*Wendla.* Nein, nein.

*Martha.* Ich glaube immer, sie haben doch ihre Freude — wenn sie auch nichts davon sagen. — Wenn ich einmal Kinder habe, ich lasse sie aufwachsen wie das Unkraut in unserem Blumengarten. Um das kümmern sich niemand, und es steht so hoch, so dicht — während die Rosen in den Beeten an ihren Stöcken mit jedem Sommer kümmerlicher blühen.

*Thea.* Wenn ich Kinder habe, kleid' ich sie ganz in Rosa. Rosahüte, Rosakleidchen, Rosaschuhe. Nur die Strümpfe — die Strümpfe schwarz wie die Nacht!

Wenn ich dann spazieren gehe, laß ich sie vor mir hermarschieren. — Und du, Wendla?

*Wendla.* Wißt ihr denn, ob ihr welche bekommt?

*Thea.* Warum sollten wir keine bekommen?

*Martha.* Tante Euphemia hat allerdings auch keine.

*Thea.* Gänschen! — weil sie nicht verheiratet ist.

*Wendla.* Tante Bauer war dreimal verheiratet und hat nicht ein einziges.

*Martha.* Wenn du welche bekommst, Wendla, was möchtest du lieber, Knaben oder Mädchen?

*Wendla.* Jungens! Jungens!

*Thea.* Ich auch Jungens!

*Martha.* Ich auch. Lieber zwanzig Jungens als drei Mädchen.

*Thea.* Mädchen sind langweilig!

*Martha.* Wenn ich nicht schon ein Mädchen geworden wäre, ich würde es heute gewiß nicht mehr.

*Wendla.* Das ist, glaube ich, Geschmacksache, Martha! Ich freue mich jeden Tag, daß ich Mädchen bin. Glaub' mir, ich wollte mit keinem Königssohn tauschen. — Darum möchte ich aber doch nur Buben!

*Thea.* Das ist doch Unsinn, lauter Unsinn, Wendla!

*Wendla.* Aber ich bitte dich, Kind, es muß doch tausendmal erhebender sein, von einem Manne geliebt zu werden, als von einem Mädchen!

*Thea.* Du wirst doch nicht behaupten wollen, Forstreferendar Pfälle liebe Melitta mehr als sie ihn!

*Wendla.* Das will ich wohl, Thea! — Pfälle ist stolz. Pfälle ist stolz darauf, daß er Forstreferendar ist — denn Pfälle hat nichts. — Melitta ist selig, weil sie zehntausendmal mehr bekommt, als sie ist.

*Martha.* Bist du nicht stolz auf dich, Wendla?

*Wendla.* Das wäre doch einfältig.

*Martha.* Wie wollt' ich stolz sein an deiner Stelle.

*Thea.* Sieh' doch nur, wie sie die Füße setzt — wie sie geradeaus schaut — wie sie sich hält, Martha! — Wenn das nicht Stolz ist!

*Wendla.* Wozu nur?! Ich bin so glücklich, Mädchen zu sein; wenn ich kein Mädchen wär', brächt' ich mich um, um das nächste Mal . . .

*Melchior geht vorüber und grüßt.*

*Thea.* Er hat einen wundervollen Kopf.

*Martha.* So denke ich mir den jungen Alexander, als er zu Aristoteles in die Schule ging.

*Thea.* Du lieber Gott, die griechische Geschichte! Ich weiß nur noch, wie Sokrates in der Tonne lag, als ihm Alexander den Eselsschatten verkaufte.

*Wendla.* Er soll der Drittbeste in seiner Klasse sein.

*Thea.* Professor Knochenbruch sagt, wenn er wollte, könnte er Primus sein.

*Martha.* Er hat eine schöne Stirne, aber sein Freund hat einen seelenvolleren Blick.

*Thea.* Moritz Stiefel? — Ist das eine Schlafmütze!

*Martha.* Ich habe mich immer ganz gut mit ihm unterhalten.

*Thea.* Er blamiert einen, wo man ihn trifft. Auf dem Kinderball bei Rilows bot er mir Pralinés an. Denke dir, Wendla, die waren weich und warm. Ist das nicht . . .? — Er sagte, er habe sie zu lange in der Hosentasche gehabt.

*Wendla.* Denke dir, Melchi Gabor sagte mir damals, er glaube an nichts — nicht an Gott, nicht an ein Jenseits — an gar nichts mehr in dieser Welt.

## VIERTE SZENE

*Parkanlagen vor dem Gymnasium. — Melchior, Otto, Georg, Robert, Hänschen Rilow, Lämmermeier.*

*Melchior.* Kann mir einer von euch sagen, wo Moritz Stiefel steckt?

*Georg.* Dem kann's schlecht gehn! O dem kann's schlecht gehn!

*Otto.* Der treibt's so lange, bis er noch mal ganz gehörig reinfliegt!

*Lämmermeier.* Weiß der Kuckuck, ich möchte in diesem Moment nicht in seiner Haut stecken!

*Robert.* Eine Frechheit! — Eine Unverschämtheit!

*Melchior.* Wa — wa — was wißt ihr denn!

*Georg.* Was wir wissen? — Na, ich sage dir . . .!

*Lämmermeier.* Ich möchte nichts gesagt haben!

*Otto.* Ich auch nicht — weiß Gott nicht!

*Melchior.* Wenn ihr jetzt nicht sofort . . .

*Robert.* Kurz und gut, Moritz Stiefel ist ins Konferenzzimmer gedrungen.

*Melchior.* Ins Konferenzzimmer . . .?

*Otto.* Ins Konferenzzimmer! — Gleich nach Schluß der Lateinstunde.

*Georg.* Er war der letzte; er blieb absichtlich zurück.

*Lämmermeier.* Als ich um die Korridorecke bog, sah ich ihn die Tür öffnen.

*Melchior.* Hol dich der . . .!

*Lämmermeier.* Wenn nur ihn nicht der Teufel holt!

*Georg.* Vermutlich hatte das Rektorat den Schlüssel nicht abgezogen.

*Robert.* Oder Moritz Stiefel führt einen Dietrich.

*Otto.* Ihm wäre das zuzutrauen.

*Lämmermeier.* Wenn's gut geht, bekommt er einen Sonntagnachmittag.

*Robert.* Nebst einer Bemerkung ins Zeugnis!

*Otto.* Wenn er bei dieser Zensur nicht ohnehin an die Luft fliegt.

*Hänschen Rilow.* Da ist er!

*Melchior.* Blaß wie ein Handtuch.

*Moritz kommt in äußerster Aufregung.*

*Lämmermeier.* Moritz, Moritz, was du getan hast!

*Moritz.* — — Nichts — — nichts — —

*Robert.* Du fieberst!

*Moritz.* — Vor Glück — vor Seligkeit — vor Herzensjubiläum —

*Otto.* Du bist erwischt worden?!

*Moritz.* Ich bin promoviert! — Melchior, ich bin promoviert! — O jetzt kann die Welt untergehn! — Ich bin promoviert! — Wer hätte geglaubt, daß ich promoviert werde! — Ich faß es noch nicht! — Zwanzigmal hab ich's gelesen! — Ich kann's nicht glauben — du großer Gott, es blieb! Es blieb! Ich bin promoviert! — *Lächelnd.* Ich weiß nicht — so sonderbar ist mir — der Boden dreht sich . . . Melchior, Melchior, wüßtest du, was ich durchgemacht!

*Hänschen Rilow.* Ich gratuliere, Moritz. — Sei nur froh, daß du so weggekommen!

*Moritz.* Du weißt nicht, Hänschen, du ahnst nicht, was auf dem Spiel stand. Seit drei Wochen schleiche ich an der Tür vorbei wie am Höllenschlund. Da sehe ich heute, sie ist angelehnt. Ich glaube, wenn man mir eine Million geboten hätte — nichts, o nichts hätte mich zu halten vermocht! — Ich stehe mitten im Zimmer — ich schlage das Protokoll auf — blättere —



finde — — und während all der Zeit . . . Mir schaudert —

*Melchior.* . . . während all der Zeit?

*Moritz.* Während all der Zeit steht die Tür hinter mir sperrangelweit offen. — Wie ich heraus . . . wie ich die Treppe heruntergekommen, weiß ich nicht.

*Hänschen Rilow.* — Wird Ernst Röbel auch promoviert?

*Moritz.* O gewiß, Hänschen, gewiß! — Ernst Röbel wird gleichfalls promoviert.

*Robert.* Dann mußt du schon nicht richtig gelesen haben. Die Eselsbank abgerechnet zählen wir mit dir und Röbel zusammen einundsechzig, während oben das Klassenzimmer mehr als sechzig nicht fassen kann.

*Moritz.* Ich habe vollkommen richtig gelesen. Ernst Röbel wird so gut versetzt wie ich — beide allerdings vorläufig nur provisorisch. Während des ersten Quartals soll es sich dann herausstellen, wer dem andern Platz zu machen hat. — Armer Röbel! — Weiß der Himmel, mir ist um mich nicht mehr bange. Dazu habe ich diesmal zu tief hinuntergeblickt.

*Otto.* Ich wette fünf Mark, daß du Platz machst.

*Moritz.* Du hast ja nichts. Ich will dich nicht ausrauben. — Herrgott, werd' ich büffeln von heute an! — Jetzt kann ich's ja sagen — mögt ihr daran glauben oder nicht — jetzt ist ja alles gleichgültig — ich — ich weiß, wie wahr es ist: Wenn ich nicht promoviert worden wäre, hätte ich mich erschossen.

*Robert.* Prahlhans!

*Georg.* Der Hasenfuß!

*Otto.* Dich hätte ich schießen sehen mögen!

*Lämmermeier.* Eine Mauschelle drauf!



*Melchior* gibt ihm eine. — — Komm, Moritz. Gehn wir zum Försterhaus!

*Georg*. Glaubst du vielleicht an den Schnack?

*Melchior*. Schert dich das? — — Laß sie schwatzen, Moritz! Fort, nur fort, zur Stadt hinaus!

*Die Professoren Hungergurt und Knochenbruch gehen vorüber.*

*Knochenbruch*. Mir unbegreiflich, verehrter Herr Kollega, wie sich der beste meiner Schüler gerade zum allerschlechtesten so hingezogen fühlen kann.

*Hungergurt*. Mir auch, verehrter Herr Kollega.

---

#### F U E N F T E S Z E N E

*Sonniger Nachmittag. — Melchior und Wendla begegnen einander im Wald.*

*Melchior*. Bist du's wirklich, Wendla? — Was tust denn du so allein hier oben? — Seit drei Stunden durchstreife ich den Wald die Kreuz und Quer, ohne daß mir eine Seele begegnet, und nun plötzlich trittst du mir aus dem dichtesten Dickicht entgegen!

*Wendla*. Ja, ich bin's.

*Melchior*. Wenn ich dich nicht als Wendla Bergmann kannte, ich hielte dich für eine Dryade, die aus den Zweigen gefallen.

*Wendla*. Nein, nein, ich bin Wendla Bergmann. — Wo kommst denn du her?

*Melchior*. Ich gehe meinen Gedanken nach.

*Wendla*. Ich suche Waldmeister. Mama will Maitrank bereiten. Anfangs wollte sie selbst mitgehn, aber im letzten Augenblick kam Tante Bauer noch, und die

steigt nicht gern. — So bin ich denn allein heraufgekommen.

*Melchior.* Hast du deinen Waldmeister schon?

*Wendla.* Den ganzen Korb voll. Drüben unter den Buchen steht er dicht wie Mattenkee. — Jetzt sehe ich mich nämlich nach einem Ausweg um. Ich scheine mich verirrt zu haben. Kannst du mir vielleicht sagen, wieviel Uhr es ist?

*Melchior.* Eben halb vier vorbei. — Wann erwartet man dich?

*Wendla.* Ich glaubte, es wäre später. Ich lag eine ganze Weile am Goldbach im Moose und habe geträumt. Die Zeit verging mir so rasch; ich fürchtete, es wolle schon Abend werden.

*Melchior.* Wenn man dich noch nicht erwartet, dann laß uns hier noch ein wenig lagern. Unter der Eiche dort ist mein Lieblingsplätzchen. Wenn man den Kopf an den Stamm zurücklehnt und durch die Aeste in den Himmel starrt, wird man hypnotisiert. Der Boden ist noch warm von der Morgensonne. — Schon seit Wochen wollte ich dich etwas fragen, Wendla.

*Wendla.* Aber vor fünf muß ich zu Hause sein.

*Melchior.* Wir gehen dann zusammen. Ich nehme den Korb und wir schlagen den Weg durch die Runse ein, so sind wir in zehn Minuten schon auf der Brücke! — Wenn man so daliegt, die Stirn in die Hand gestützt, kommen einem die sonderbarsten Gedanken...

*Beide lagern sich unter der Eiche.*

*Wendla.* Was wolltest du mich fragen, Melchior?

*Melchior.* Ich habe gehört, Wendla, du gehest häufig zu armen Leuten. Du brächtest ihnen Essen, auch Kleider und Geld. Tust du das aus eigenem Antriebe oder schickt deine Mutter dich?

*Wendla.* Meistens schickt mich die Mutter. Es sind arme Tagelöhnerfamilien, die eine Unmenge Kinder haben. Oft findet der Mann keine Arbeit, dann frieren und hungern sie. Bei uns liegt aus früherer Zeit noch so mancherlei in Schränken und Kommoden, das nicht mehr gebraucht wird. Aber wie kommst du darauf?

*Melchior.* Gehst du gern oder ungern, wenn deine Mutter dich so wohin schickt?

*Wendla.* O für mein Leben gern! Wie kannst du fragen!

*Melchior.* Aber die Kinder sind schmutzig, die Frauen sind krank, die Wohnungen strotzen von Unrat, die Männer hassen dich, weil du nicht arbeitest...

*Wendla.* Das ist nicht wahr, Melchior. Und wenn es wahr wäre, ich würde erst recht gehen!

*Melchior.* Wieso erst recht, Wendla?

*Wendla.* Ich würde erst recht hingehen. — Es würde mir noch viel mehr Freude bereiten, ihnen helfen zu können.

*Melchior.* Du gehst also um deiner Freude willen zu den armen Leuten?

*Wendla.* Ich gehe zu ihnen, weil sie arm sind.

*Melchior.* Aber wenn es dir keine Freude wäre, würdest du nicht gehen?

*Wendla.* Kann ich denn dafür, daß es mir Freude macht?

*Melchior.* Und doch sollst du dafür in den Himmel kommen! — So ist es also richtig, was mir nun seit einem Monat keine Ruhe mehr läßt! — Kann der Geizige dafür, daß es ihm keine Freude macht, zu schmutzigen kranken Kindern zu gehen?

*Wendla.* O dir würde es sicher die größte Freude sein!

*Melchior.* Und doch soll er dafür des ewigen Todes sterben! — Ich werde eine Abhandlung schreiben und sie Herrn Pastor Kahlbauch einschicken. Er ist die Veranlassung. Was faselt er uns von Opferfreudigkeit! — Wenn er mir nicht antworten kann, gehe ich nicht mehr in die Kinderlehre und lasse mich nicht confirmieren.

*Wendla.* Warum willst du deinen lieben Eltern den Kummer bereiten! Laß dich doch confirmieren; den Kopf kostet's doch nicht. Wenn unsere schrecklichen weißen Kleider und eure Schlepphosen nicht wären, würde man sich vielleicht noch dafür begeistern können.

*Melchior.* Es gibt keine Aufopferung! Es gibt keine Selbstlosigkeit! — Ich sehe die Guten sich ihres Herzens freun, sehe die Schlechten beben und stöhnen — ich sehe dich, Wendla Bergmann, deine Locken schütteln und lachen, und mir wird so ernst dabei wie einem Geächteten. — — Was hast du vorhin geträumt, Wendla, als du am Goldbach im Grase lagst?

*Wendla.* — — Dummheiten — Narreteien —

*Melchior.* Mit offenen Augen?!

*Wendla.* Mir träumte, ich wäre ein armes, armes Bettelkind, ich würde früh fünf schon auf die Straße geschickt, ich müßte betteln den ganzen langen Tag in Sturm und Wetter, unter hartherzigen, rohen Menschen. Und käm' ich abends nach Hause, zitternd vor Hunger und Kälte, und hätte so viel Geld nicht, wie mein Vater verlangt, dann würd' ich geschlagen — geschlagen —

*Melchior.* Das kenne ich, Wendla. Das hast du den albernsten Kindergeschichten zu danken. Glaub' mir, so brutale Menschen existieren nicht mehr.

*Wendla.* O doch, Melchior, du irrst. — Martha Bessel wird Abend für Abend geschlagen, daß man andern Tags Striemen sieht. O was die leiden muß! Siedend-heiß wird es einem, wenn sie erzählt. Ich bedaure sie so furchtbar, ich muß oft mitten in der Nacht in die Kissen weinen. Seit Monaten denke ich darüber nach, wie man ihr helfen kann. — Ich wollte mit Freuden einmal acht Tage an ihrer Stelle sein.

*Melchior.* Man sollte den Vater kurzweg verklagen. Dann würde ihm das Kind weggenommen.

*Wendla.* Ich, Melchior, bin in meinem Leben nie geschlagen worden — nicht ein einziges Mal. Ich kann mir kaum denken, wie das tut, geschlagen zu werden. Ich habe mich schon selber geschlagen, um zu erfahren, wie einem dabei ums Herz wird. — Es muß ein grauenvolles Gefühl sein.

*Melchior.* Ich glaube nicht, daß je ein Kind dadurch besser wird.

*Wendla.* Wodurch besser wird?

*Melchior.* Daß man es schlägt.

*Wendla.* — Mit dieser Gerte zum Beispiel! — Hu, ist die zäh und dünn.

*Melchior.* Die zieht Blut!

*Wendla.* Würdest du mich nicht einmal damit schlagen?

*Melchior.* Wen?

*Wendla.* Mich.

*Melchior.* Was fällt dir ein, Wendla!

*Wendla.* Was ist denn dabei?

*Melchior.* O sei ruhig! — Ich schlage dich nicht.

*Wendla.* Wenn ich dir's doch erlaube!

*Melchior.* Nie, Mädchen!

*Wendla.* Aber wenn ich dich darum bitte, Melchior!

*Melchior.* Bist du nicht bei Verstand?

*Wendla.* Ich bin in meinem Leben nie geschlagen worden!

*Melchior.* Wenn du um so etwas bitten kannst . . . !

*Wendla.* — Bitte — bitte —

*Melchior.* Ich will dich bitten lehren! — *Er schlägt sie.*

*Wendla.* Ach Gott — ich spüre nicht das Geringste!

*Melchior.* Das glaub ich dir — — durch all deine Röcke durch . . .

*Wendla.* So schlag mich doch an die Beine!

*Melchior.* Wendla! — *Er schlägt sie stärker.*

*Wendla.* Du streichelst mich ja! — Du streichelst mich!

*Melchior.* Wart Hexe, ich will dir den Satan austreiben!

*Er wirft den Stock beiseite und schlägt derart mit den Fäusten drein, daß sie in ein fürchterliches Geschrei ausbricht. Er kehrt sich nicht daran, sondern drischt wie wütend auf sie los, während ihm die dicken Tränen über die Wangen rinnen. Plötzlich springt er empor, faßt sich mit beiden Händen an die Schläfen und stürzt, aus tiefster Seele jammervoll aufschluchzend, in den Wald hinein.*

---

## ZWEITER AKT

### ERSTE SZENE

*Abend auf Melchiors Studierzimmer. Das Fenster steht offen, die Lampe brennt auf dem Tisch. — Melchior und Moritz auf dem Kanapee.*

*Moritz.* Jetzt bin ich wieder ganz munter, nur etwas aufgereg't. — Aber in der Griechischstunde habe ich doch geschlafen wie der besoffene Polyphem. Nimmt mich wunder, daß mich der alte Zungenschlag nicht in die Ohren gezwickt. — Heut früh wäre ich um ein Haar noch zu spät gekommen. — Mein erster Gedanke beim Erwachen waren die Verba auf  $\mu$ . — Himmel-Herrgott-Teufel-Donnerwetter, während des Frühstücks und den Weg entlang habe ich konjugiert, daß mir grün vor den Augen wurde. — Kurz nach drei muß ich abgeschnappt sein. Die Feder hat mir noch einen Klecks ins Buch gemacht. Die Lampe qualmte, als Mathilde mich weckte, in den Fliederbüschen unter dem Fenster zwitscherten die Amseln so lebensfroh — mir ward gleich wieder unsagbar melancholisch zumute. Ich band mir den Kragen um und fuhr mit der Bürste durchs Haar. — — Aber man fühlt sich, wenn man seiner Natur etwas abgerungen!

*Melchior.* Darf ich dir eine Zigarette drehen?



*Moritz.* Danke, ich rauche nicht. — Wenn es nun nur so weiter geht! Ich will arbeiten und arbeiten, bis mir die Augen zum Kopf herausplatzen. — Ernst Röbel hat seit den Ferien schon sechsmal nichts gekonnt; dreimal im Griechischen, zweimal bei Knochenbruch; das letztemal in der Literaturgeschichte. Ich war erst fünfmal in der bedauernswerten Lage; und von heute ab kommt es überhaupt nicht mehr vor! — Röbel erschießt sich nicht. Röbel hat keine Eltern, die ihm ihr Alles opfern. Er kann, wann er will, Söldner, Cowboy oder Matrose werden. Wenn ich durchfalle, rührt meinen Vater der Schlag, und Mama kommt ins Irrenhaus. So was erlebt man nicht! — Vor dem Examen habe ich zu Gott gefleht, er möge mich schwindsüchtig werden lassen, auf daß der Kelch ungenossen vorübergehe. Er ging vorüber — wünniglich mir auch heute noch seine Aureole aus der Ferne entgegenleuchtet, daß ich Tag und Nacht den Blick nicht zu heben wage. — Aber nun ich die Stange erfaßt, werde ich mich auch hinaufschwingen. Dafür bürgt mir die unabänderliche Konsequenz, daß ich nicht stürze, ohne das Genick zu brechen.

*Melchior.* Das Leben ist von einer ungeahnten Gemeinheit. Ich hätte nicht übel Lust, mich in die Zweige zu hängen. — Wo Mama mit dem Tee nur bleibt!

*Moritz.* Dein Tee wird mir gut tun, Melchior! Ich zittre nämlich. Ich fühle mich so eigentümlich vergeistert. Betaste mich bitte mal. Ich sehe — ich höre — ich fühle viel deutlicher — und doch alles so traumhaft — oh, so stimmungsvoll. — Wie sich dort im Mondschein der Garten dehnt, so still, so tief, als ging er ins Unendliche. — Unter den Büschen treten umflorte Gestalten hervor, huschen in atemloser Geschäf-

tigkeit über die Lichtungen und verschwinden im Halbdunkel. Mir scheint, unter dem Kastanienbaum soll eine Ratsversammlung gehalten werden. — Wollen wir nicht hinunter, Melchior?

*Melchior.* Warten wir, bis wir Tee getrunken.

*Moritz.* Die Blätter flüstern so emsig. — Es ist, als hörte ich Großmutter selig die Geschichte von der „Königin ohne Kopf“ erzählen. — Das war eine wunderschöne Königin, schön wie die Sonne, schöner als alle Mädchen im Land. Nur war sie leider ohne Kopf auf die Welt gekommen. Sie konnte nicht essen, nicht trinken, konnte nicht sehen, nicht lachen und auch nicht küssen. Sie vermochte sich mit ihrem Hofstaat nur durch ihre kleine weiche Hand zu verständigen. Mit den zierlichen Füßen strampelte sie Kriegserklärungen und Todesurteile. Da wurde sie eines Tages von einem Könige besiegt, der zufällig zwei Köpfe hatte, die sich das ganze Jahr in den Haaren lagen und dabei so aufgeregte disputierten, daß keiner den andern zu Wort kommen ließ. Der Oberhofzauberer nahm nun den kleineren der beiden und setzte ihn der Königin auf. Und siehe, er stand ihr vortrefflich. Darauf heiratete der König die Königin, und die beiden lagen einander nun nicht mehr in den Haaren, sondern küßten einander auf Stirn, auf Wangen und Mund und lebten noch lange Jahre glücklich und in Freuden . . . Verwünschter Unsinn! Seit den Ferien kommt mir die kopflose Königin nicht aus dem Kopf. Wenn ich ein schönes Mädchen sehe, seh ich es ohne Kopf — und erscheine mir dann plötzlich selber als kopflose Königin . . . Möglich, daß mir nochmal einer aufgesetzt wird.

*Frau Gabor kommt mit dem dampfenden Tee, den sie vor Moritz und Melchior auf den Tisch setzt.*

*Frau Gabor.* Hier Kinder, laßt es euch munden. Guten Abend, Herr Stiefel; wie geht es Ihnen?

*Moritz.* Danke, Frau Gabor. — Ich belausche den Reigen dort unten.

*Frau Gabor.* Sie sehen aber gar nicht gut aus. — Fühlen Sie sich nicht wohl?

*Moritz.* Es hat nichts zu sagen. Ich bin die letzten Abende etwas spät zu Bett gekommen.

*Melchior.* Denke dir, er hat die ganze Nacht durchgearbeitet.

*Frau Gabor.* Sie sollten so etwas nicht tun, Herr Stiefel. Sie sollten sich schonen. Bedenken Sie Ihre Gesundheit. Die Schule ersetzt Ihnen die Gesundheit nicht. — Fleißig spazieren gehn in der frischen Luft! Das ist in Ihren Jahren mehr wert als ein korrektes Mittelhochdeutsch.

*Moritz.* Ich werde fleißig spazieren gehn. Sie haben recht. Man kann auch während des Spazierengehens fleißig sein. Daß ich noch selbst nicht auf den Gedanken gekommen! — Die schriftlichen Arbeiten müßte ich immerhin zu Hause machen.

*Melchior.* Das Schriftliche machst du bei mir; so wird es uns beiden leichter. — Du weißt ja, Mama, daß Max von Trenk am Nervenfieber darniederlag! — Heute mittag kommt Hänschen Rilow von Trenks Totenbett zu Rektor Sonnenstich, um anzuzeigen, daß Trenk soeben in seiner Gegenwart gestorben sei. — „So?“ sagt Sonnenstich, „hast du von letzter Woche her nicht noch zwei Stunden nachzusitzen? — Hier ist der Zettel an den Pedell. Mach, daß die Sache endlich ins reine kommt! Die ganze Klasse soll an der Beerdigung teilnehmen.“ — Hänschen war wie gelähmt.

*Frau Gabor.* Was hast du da für ein Buch, Melchior?

*Melchior.* „Faust“.

*Frau Gabor.* Hast du es schon gelesen?

*Melchior.* Noch nicht zu Ende.

*Moritz.* Wir sind gerade in der Walpurgisnacht.

*Frau Gabor.* Ich hätte an deiner Stelle noch ein, zwei Jahre damit gewartet.

*Melchior.* Ich kenne kein Buch, Mama, in dem ich so viel Schönes gefunden. Warum hätte ich es nicht lesen sollen.

*Frau Gabor.* Weil du es nicht verstehst.

*Melchior.* Das kannst du nicht wissen, Mama. Ich fühle sehr wohl, daß ich das Werk in seiner ganzen Erhabenheit zu erfassen noch nicht imstande bin . . .

*Moritz.* Wir lesen immer zu zweit; das erleichtert das Verständnis außerordentlich!

*Frau Gabor.* Du bist alt genug, Melchior, um wissen zu können, was dir zuträglich und was dir schädlich ist. Tu, was du vor dir verantworten kannst. Ich werde die erste sein, die es dankbar anerkennt, wenn du mir niemals Grund gibst, dir etwas vorenthalten zu müssen. — Ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen, daß auch das Beste nachteilig wirken kann, wenn man noch die Reife nicht besitzt, um es richtig aufzunehmen. — Ich werde mein Vertrauen immer lieber in dich als in irgendbeliebige erzieherische Maßregeln setzen. — Wenn ihr noch etwas braucht, Kinder, dann komm herüber, Melchior, und rufe mich. Ich bin auf meinem Schlafzimmer. *Ab.*

*Moritz.* Deine Mama meinte die Geschichte mit Gretchen.

*Melchior.* Haben wir uns auch nur einen Moment dabei aufgehalten!

*Moritz.* Faust selber kann sich nicht kaltblütiger darüber hinweggesetzt haben!

*Melchior.* Das Kunstwerk gipfelt doch schließlich nicht in dieser Schändlichkeit! — Faust könnte dem Mädchen die Heirat versprochen, könnte es daraufhin verlassen haben, er wäre in meinen Augen um kein Haar weniger strafbar. Gretchen könnte ja meinethalben an gebrochenem Herzen sterben. — Sieht man, wie jeder darauf immer gleich krampfhaft die Blicke richtet, man möchte glauben, die ganze Welt drehe sich um P . . . . und V . . . . !

*Moritz.* Wenn ich aufrichtig sein soll, Melchior, so habe ich nämlich tatsächlich das Gefühl, seit ich deinen Aufsatz gelesen. — In den ersten Ferientagen fiel er mir vor die Füße. Ich hatte den Ploetz in der Hand. — Ich verriegelte die Thür und durchflog die flimmernden Zeilen, wie eine aufgeschreckte Eule einen brennenden Wald durchfliegt — ich glaube, ich habe das meiste mit geschlossenen Augen gelesen. Wie eine Reihe dunkler Erinnerungen klangen mir deine Auseinandersetzungen ins Ohr, wie ein Lied, das einer als Kind einst fröhlich vor sich hingesummt und das ihm, wie er eben im Sterben liegt, herzerschütternd aus dem Mund eines andern entgegentönt. — Am heftigsten zog mich in Mitleidenschaft, was du vom Mädchen schreibst. Ich werde die Eindrücke nicht mehr los. Glaub mir, Melchior, Unrecht leiden zu müssen ist süßer, denn Unrecht tun! Unverschuldet ein so süßes Unrecht über sich ergehen lassen zu müssen, scheint mir der Inbegriff aller irdischen Seligkeit.

*Melchior.* — Ich will meine Seligkeit nicht als Almosen!

*Moritz.* Aber warum denn nicht?

*Melchior.* Ich will nichts, was ich mir nicht habe erkämpfen müssen!

*Moritz.* Ist dann das noch Genuß, Melchior?! — Das Mädchen, Melchior, genießt wie die seligen Götter. Das Mädchen wehrt sich dank seiner Veranlagung. Es hält sich bis zum letzten Augenblick von jeder Bitternis frei, um mit einem Male alle Himmel über sich hereinbrechen zu sehen. Das Mädchen fürchtet die Hölle noch in dem Moment, da es ein erblühendes Paradies wahrnimmt. Sein Empfinden ist so frisch wie der Quell, der dem Fels entspringt. Das Mädchen ergreift einen Pokal, über den noch kein irdischer Hauch geweht, einen Nektarkelch, dessen Inhalt es, wie er flammt und flackert, hinunterschlingt . . . Die Befriedigung, die der Mann dabei findet, denke ich mir schal und abgestanden.

*Melchior.* Denke sie dir, wie du magst, aber behalte sie für dich. — Ich denke sie mir nicht gern . . .

---

## ZWEITE SZENE

*Wohnzimmer.*

*Frau Bergmann, den Hut auf, die Mantille um, einen Korb am Arm, mit strahlendem Gesicht durch die Mitteltür eintretend.* Wendla! — Wendla!

*Wendla erscheint in Unterröckchen und Korsett in der Seitenthüre rechts.* Was gibt's, Mutter?



*Frau Bergmann.* Du bist schon auf, Kind? — Sieh, das ist schön von dir!

*Wendla.* Du warst schon ausgegangen?

*Frau Bergmann.* Zieh dich nun nur flink an! — Du mußt gleich zu Ina hinunter, du mußt ihr den Korb da bringen!

*Wendla sich während des folgenden vollends ankleidend.* Du warst bei Ina? — Wie geht es Ina? — Will's noch immer nicht bessern?

*Frau Bergmann.* Denk dir, Wendla, diese Nacht war der Storch bei ihr und hat ihr einen kleinen Jungen gebracht.

*Wendla.* Einen Jungen? — Einen Jungen! — O das ist herrlich — — Deshalb die langwierige Influenza!

*Frau Bergmann.* Einen prächtigen Jungen!

*Wendla.* Den muß ich sehen, Mutter! — So bin ich nun zum dritten Male Tante geworden — Tante von einem Mädchen und zwei Jungens!

*Frau Bergmann.* Und was für Jungens! — So geht's eben, wenn man so dicht beim Kirchendach wohnt! — Morgen sind's erst zwei Jahr, daß sie in ihrem Mullkleid die Stufen hinanstieg.

*Wendla.* Warst du dabei, als er ihn brachte?

*Frau Bergmann.* Er war eben wieder fortgeflogen. — Willst du dir nicht eine Rose vorstecken?

*Wendla.* Warum kamst du nicht etwas früher hin, Mutter?

*Frau Bergmann.* Ich glaube aber beinahe, er hat dir auch etwas mitgebracht — eine Brosche oder was.

*Wendla.* Es ist wirklich schade!

*Frau Bergmann.* Ich sage dir ja, daß er dir eine Brosche mitgebracht hat!



*Wendla.* Ich habe Broschen genug . . .

*Frau Bergmann.* Dann sei auch zufrieden, Kind. Was willst du denn noch?

*Wendla.* Ich hätte so furchtbar gerne gewußt, ob er durchs Fenster oder durch den Schornstein geflogen kam.

*Frau Bergmann.* Da mußt du Ina fragen. Ha, das mußt du Ina fragen, liebes Herz! Ina sagt dir das ganz genau. Ina hat ja eine ganze halbe Stunde mit ihm gesprochen.

*Wendla.* Ich werde Ina fragen, wenn ich hinunterkomme.

*Frau Bergmann.* Aber ja nicht vergessen, du süßes Engelsgeschöpf! Es interessiert mich wirklich selbst, zu wissen, ob er durchs Fenster oder durch den Schornstein kam.

*Wendla.* Oder soll ich nicht lieber den Schornsteinfeger fragen? — Der Schornsteinfeger muß es doch am besten wissen, ob er durch den Schornstein fliegt oder nicht.

*Frau Bergmann.* Nicht den Schornsteinfeger, Kind; nicht den Schornsteinfeger. Was weiß der Schornsteinfeger vom Storch! — Der schwatzt dir allerhand dummes Zeug vor, an das er selbst nicht glaubt . . . Wa — was glotzt du so auf die Straße hinunter??

*Wendla.* Ein Mann, Mutter — dreimal so groß wie ein Ochse! — mit Füßen wie Dampfschiffe . . .!

*Frau Bergmann ans Fenster stürzend.* Nicht möglich! — Nicht möglich! —

*Wendla zugleich.* Eine Bettlade hält er unterm Kinn, fiedelt die Wacht am Rhein drauf — — eben biegt er um die Ecke . . .

*Frau Bergmann.* Du bist und bleibst doch ein Kindskopf! — Deine alte einfältige Mutter so in Schrecken jagen! — Geh, nimm deinen Hut. Nimmt mich wunder, wann bei dir einmal der Verstand kommt. — Ich habe die Hoffnung aufgegeben.

*Wendla.* Ich auch, Mütterchen, ich auch. — Um meinen Verstand ist es ein traurig Ding. — Hab' ich nun eine Schwester, die ist seit zwei und einem halben Jahre verheiratet, und ich selber bin zum dritten Male Tante geworden, und habe gar keinen Begriff, wie das alles zugeht . . . Nicht böse werden, Mütterchen; nicht böse werden! Wen in der Welt soll ich denn fragen als dich! Bitte, liebe Mutter, sag es mir! Sag's mir, geliebtes Mütterchen! Ich schäme mich vor mir selber. Ich bitte dich, Mutter, sprich! Schilt mich nicht, daß ich so etwas frage. Gib mir Antwort — wie geht es zu? — wie kommt das alles? — Du kannst doch im Ernst nicht verlangen, daß ich mit meinen vierzehn Jahren noch an den Storch glaube.

*Frau Bergmann.* Aber du großer Gott, Kind, wie bist du sonderbar! — Was du für Einfälle hast! — Das kann ich ja doch wahrhaftig nicht!

*Wendla.* Warum denn nicht, Mutter! — Warum denn nicht! — Es kann ja doch nichts Häßliches sein, wenn sich alles darüber freut!

*Frau Bergmann.* O — o Gott behüte mich! — Ich verdiente ja . . . Geh, zieh dich an, Mädchen; zieh dich an!

*Wendla.* Ich gehe . . . Und wenn dein Kind nun hingeht und fragt den Schornsteinfeger?

*Frau Bergmann.* Aber das ist ja zum Närrischwerden! — Komm Kind, komm her, ich sag es dir! Ich sage dir alles . . . O du grundgütige Allmacht!

— nur heute nicht, Wendla! — Morgen, übermorgen, kommende Woche . . . wann du nur immer willst, liebes Herz . . .

*Wendla.* Sag es mir heute, Mutter; sag es mir jetzt! Jetzt gleich! — Nun ich dich so entsetzt gesehen, kann ich erst recht nicht eher wieder ruhig werden.

*Frau Bergmann.* — Ich kann nicht, Wendla.

*Wendla.* Oh, warum kannst du nicht, Mütterchen! — Hier knie ich zu deinen Füßen und lege dir meinen Kopf in den Schoß. Du deckst mir deine Schürze über den Kopf und erzählst und erzählst, als wärest du mutterseelenallein im Zimmer. Ich will nicht zucken; ich will nicht schreien; ich will geduldig ausharren, was immer kommen mag.

*Frau Bergmann.* — Der Himmel weiß, Wendla, daß ich nicht die Schuld trage! Der Himmel kennt mich! — Komm in Gottes Namen! — Ich will dir erzählen, Mädchen, wie du in diese Welt hineingekommen. — So höre mich an, Wendla . . .

*Wendla unter ihrer Schürze.* Ich höre.

*Frau Bergmann ekstatisch.* — Aber es geht ja nicht, Kind! — Ich kann es ja nicht verantworten. — Ich verdiene ja, daß man mich ins Gefängnis setzt — daß man dich von mir nimmt . . .

*Wendla unter ihrer Schürze.* Faß dir ein Herz, Mutter!

*Frau Bergmann.* So höre denn . . .!

*Wendla unter ihrer Schürze, zitternd.* O Gott, o Gott!

*Frau Bergmann.* Um ein Kind zu bekommen — du verstehst mich, Wendla?

*Wendla.* Rasch, Mutter — ich halt's nicht mehr aus.

*Frau Bergmann.* — Um ein Kind zu bekommen — muß man den Mann — mit dem man verheiratet ist . . . lieben — lieben sag' ich dir — wie man nur einen Mann lieben kann! Man muß ihn so sehr von ganzem Herzen lieben, Wendla, wie du in deinen Jahren noch gar nicht lieben kannst . . . Jetzt weißt du's.

*Wendla sich erhebend.* Großer — Gott — im Himmel!

*Frau Bergmann.* Jetzt weißt du, welche Prüfungen dir bevorstehen!

*Wendla.* — Und das ist alles?

*Frau Bergmann.* So wahr mir Gott helfe! — — Nimm nun den Korb da und geh zu Ina hinunter. Du bekommst dort Schokolade und Kuchen dazu. — Komm, laß dich noch einmal betrachten — die Schnürstiefel, die seidenen Handschuhe, die Matrosentaille, die Rosen im Haar . . . dein Röckchen wird dir aber wahrhaftig nachgerade zu kurz, Wendla!

*Wendla.* Hast du für Mittag schon Fleisch gebracht, Mütterchen?

*Frau Bergmann.* Der liebe Gott behüte dich und segne dich! — Ich werde dir gelegentlich eine Handbreit Volants unten ansetzen.

---

### DRITTE SZENE

*Hänschen Rilow, ein Licht in der Hand, verriegelt die Tür hinter sich und öffnet den Deckel. Hast du zu Nacht gebetet, Desdemona? Er zieht eine Reproduktion der Venus von Palma Vecchio aus dem Bu-*

sen. — Du siehst mir nicht nach Vaterunser aus, Holde — kontemplativ des Kommenden gewärtig, wie in dem süßen Augenblick aufkeimender Glückseligkeit, als ich dich bei Jonathan Schlesinger im Schaufenster liegen sah — ebenso berückend noch diese geschmeidigen Glieder, diese sanfte Wölbung der Hüften, diese jugendlich straffen Brüste — o, wie berauscht von Glück muß der große Meister gewesen sein, als das vierzehnjährige Original vor seinen Blicken hingestreckt auf dem Diwan lag!

Wirst du mich auch bisweilen im Traum besuchen? — Mit ausgebreiteten Armen empfang' ich dich und will dich küssen, daß dir der Atem ausgeht. Du ziehst bei mir ein wie die angestammte Herrin in ihr verödetes Schloß. Tor und Türen öffnen sich von unsichtbarer Hand, während der Springquell unten im Parke fröhlich zu plätschern beginnt . . .

Die Sache will's! — Die Sache will's! — Daß ich nicht aus frivoler Regung morde, sagt dir das fürchterliche Pochen in meiner Brust. Die Kehle schnürt sich mir zu im Gedanken an meine einsamen Nächte. Ich schwöre dir bei meiner Seele, Kind, daß nicht Ueberdruß mich beherrscht. Wer wollte sich rühmen, deiner überdrüssig geworden zu sein!

Aber du saugst mir das Mark aus den Knochen, du krümmst mir den Rücken, du raubst meinen jungen Augen den letzten Glanz. — Du bist mir zu anspruchsvoll in deiner unmenschlichen Bescheidenheit, zu aufreibend mit deinen unbeweglichen Gliedmaßen! — Du oder ich! und ich habe den Sieg davongetragen.

Wenn ich sie herzählen wollte — all die Entschlafenen, mit denen ich hier den nämlichen Kampf gekämpft! —: Psyche von Thumann — noch ein Vermächtnis der

spindeldürren Mademoiselle Angelique, dieser Klapperschlange im Paradies meiner Kinderjahre; Jo von Correggio; Galathea von Lossow; dann ein Amor von Bouguereau; Ada von J. van Beers — diese Ada, die ich Papa aus einem Geheimfach seines Sekretärs entführen mußte, um sie meinem Harem einzuverleiben; eine zitternde, zuckende Leda von Makart, die ich zufällig unter den Kollegienheften meines Bruders fand — sieben, du blühende Todeskandidatin, sind dir vorangeeilt auf diesem Pfad in den Tartarus! Laß dir das zum Troste gereichen und suche nicht durch diese flehentlichen Blicke noch meine Qualen ins Ungeheure zu steigern.

Du stirbst nicht um deiner, du stirbst um meiner Sünden willen! — Aus Notwehr gegen mich begehe ich blutenden Herzens den siebenten Gattenmord. Es liegt etwas Tragisches in der Rolle des Blaubart. Ich glaube, seine gemordeten Frauen insgesamt litten nicht so viel wie er beim Erwürgen jeder einzelnen.

Aber mein Gewissen wird ruhiger werden, mein Leib wird sich kräftigen, wenn du Teufelin nicht mehr in den rotseidenen Polstern meines Schmuckkästchens residierst. Statt deiner lasse ich dann die Lurlei von Bodenhausen oder die Verlassene von Linger oder die Loni von Defregger in das üppige Lustgemach einziehen — so werde ich mich um so rascher erholt haben! Noch ein Vierteljährchen vielleicht, und dein entschleiertes Josaphat, süße Seele, hätte an meinem armen Hirn zu zehren begonnen wie die Sonne am Butterkloß. Es war hohe Zeit, die Trennung von Tisch und Bett zu erwirken.

Brr, ich fühle einen Heliogabalus in mir! Moritura me salutat! — Mädchen, Mädchen, warum preßt du deine



Knie zusammen? — warum auch jetzt noch? — —  
angesichts der unerforschlichen Ewigkeit?? — Eine  
Zuckung, und ich gebe dich frei! — Eine weibliche  
Regung, ein Zeichen von Lüsternheit, von Sympathie,  
Mädchen! — ich will dich in Gold rahmen lassen, dich  
über meinem Bett aufhängen! — Ahnst du denn nicht,  
daß nur deine Keuschheit meine Ausschweifungen  
gebiert? — Wehe, wehe über die Unmenschlichen!

. . . Man merkt eben immer, daß sie eine musterhafte  
Erziehung genossen hat. — Mir gehtes ja ebenso.  
Hast du zu Nacht gebetet, Desdemona?

Das Herz krampft sich mir zusammen — — Unsinn!  
— Auch die heilige Agnes starb um ihrer Zurück-  
haltung willen und war nicht halb so nackt wie du! —  
Einen Kuß noch auf deinen blühenden Leib, deine  
kindlich schwellende Brust — deine süßgerundeten —  
deine grausamen Knie . . .

Die Sache will's, die Sache will's, mein Herz!

Laßt sie mich euch nicht nennen, keusche  
Sterne!

Die Sache will's! —

*Das Bild fällt in die Tiefe; er schließt den Deckel.*

---

#### VIERTE SZENE

*Ein Heuboden. — Melchior liegt auf dem Rücken im  
frischen Heu. Wendla kommt die Leiter herauf.*

*Wendla.* Hier hast du dich verkrochen? — Alles  
sucht dich. Der Wagen ist wieder hinaus. Du mußt  
helfen. Es ist ein Gewitter im Anzug.



*Melchior.* Weg von mir! — Weg von mir!

*Wendla.* Was ist dir denn? — Was verbirgst du dein Gesicht?

*Melchior.* Fort, fort! — Ich werfe dich die Tenne hinunter.

*Wendla.* Nun geh ich erst recht nicht. — *Kniet neben ihm nieder.* Warum kommst du nicht mit auf die Matte hinaus, Melchior? — Hier ist es schwül und düster. Werden wir auch naß bis auf die Haut, was macht uns das!

*Melchior.* Das Heu duftet so herrlich. — Der Himmel draußen muß schwarz wie ein Bahrtuch sein. — Ich sehe nur noch den leuchtenden Mohn an deiner Brust — und dein Herz hör ich schlagen —

*Wendla.* — — Nicht küssen, Melchior! — Nicht küssen!

*Melchior.* — Dein Herz — hör ich schlagen —

*Wendla.* — Man liebt sich — wenn man küßt —  
— — — — Nicht, nicht! — —

*Melchior.* O glaub mir, es gibt keine Liebe! — Alles Eigennutz, alles Egoismus! — Ich liebe dich so wenig, wie du mich liebst. —

*Wendla.* — — Nicht! — — — —

Nicht, Melchior! — —

*Melchior.* — — — Wendla!

*Wendla.* O Melchior! — — — — —  
nicht — — nicht — —

---

## F U E N F T E S Z E N E

*Frau Gabor sitzt, schreibt:*

Lieber Herr Stiefel!

Nachdem ich 24 Stunden über alles, was Sie mir schreiben, nachgedacht und wieder nachgedacht, ergreife ich schweren Herzens die Feder. Den Betrag zur Ueberfahrt nach Amerika kann ich Ihnen — ich gebe Ihnen meine heiligste Versicherung — nicht verschaffen. Erstens habe ich so viel nicht zu meiner Verfügung, und zweitens, wenn ich es hätte, wäre es die denkbar größte Sünde, Ihnen die Mittel zur Ausführung einer so folgenschweren Unbedachtsamkeit an die Hand zu geben. Bitter Unrecht würden Sie mir tun, Herr Stiefel, in dieser Weigerung ein Zeichen mangelnder Liebe zu erblicken. Es wäre umgekehrt die grösste Verletzung meiner Pflicht als mütterliche Freundin, wollte ich mich durch Ihre momentane Fassungslosigkeit dazu bestimmen lassen, nun auch meinerseits den Kopf zu verlieren und meinen ersten nächstliegenden Impulsen blindlings nachzugeben. Ich bin gern bereit — falls Sie es wünschen — an Ihre Eltern zu schreiben. Ich werde Ihre Eltern davon zu überzeugen suchen, daß Sie im Laufe dieses Quartals getan haben, was Sie tun konnten, daß Sie Ihre Kräfte erschöpft, derart, daß eine rigorose Beurteilung Ihres Geschickes nicht nur ungerechtfertigt wäre, sondern in erster Linie im höchsten Grade nachteilig auf Ihren geistigen und körperlichen Gesundheitszustand wirken könnte.

Daß Sie mir andeutungsweise drohen, im Fall Ihnen die Flucht nicht ermöglicht wird, sich das Leben nehmen zu wollen, hat mich, offen gesagt, Herr Stiefel, etwas befremdet. Sei ein Unglück noch so unverschul-

det, man sollte sich nie und nimmer zur Wahl unlauterer Mittel hinreißen lassen. Die Art und Weise, wie Sie mich, die ich Ihnen stets nur Gutes erwiesen, für einen eventuellen entsetzlichen Frevel Ihrerseits verantwortlich machen wollen, hat etwas, das in den Augen eines schlecht denkenden Menschen gar zu leicht zum Erpressungsversuch werden könnte. Ich muß gestehen, daß ich mir dieses Vorgehens von Ihnen, der Sie doch sonst so gut wissen, was man sich selber schuldet, zu allerletzt gewärtig gewesen wäre. Indessen hege ich die feste Ueberzeugung, daß Sie noch zu sehr unter dem Eindruck des ersten Schreckens standen, um sich Ihrer Handlungsweise vollkommen bewußt werden zu können.

Und so hoffe ich denn auch zuversichtlich, daß diese meine Worte Sie bereits in gefaßterer Gemütsstimmung antreffen. Nehmen Sie die Sache, wie sie liegt. Es ist meiner Ansicht nach durchaus unzulässig, einen jungen Mann nach seinen Schulzeugnissen zu beurteilen. Wir haben zu viele Beispiele, daß sehr schlechte Schüler vorzügliche Menschen geworden und umgekehrt ausgezeichnete Schüler sich im Leben nicht sonderlich bewährt haben. Auf jeden Fall gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Ihr Mißgeschick, soweit das von mir abhängt, in Ihrem Verkehr mit Melchior nichts ändern soll. Es wird mir stets zur Freude gereichen, meinen Sohn mit einem jungen Manne umgehen zu sehen, der sich, mag ihn nun die Welt beurteilen wie sie will, auch meine vollste Sympathie zu gewinnen vermochte.

Und somit Kopf hoch, Herr Stiefell — Solche Krisen dieser oder jener Art treten an jeden von uns heran, und wollen eben überstanden sein. Wollte da ein

jeder gleich zu Dolch und Gift greifen, es möchte recht bald keine Menschen mehr auf der Welt geben. Lassen Sie bald wieder etwas von sich hören und seien Sie herzlich begrüßt von Ihrer Ihnen unverändert zuge-  
tanen mütterlichen Freundin Fanny G.

---

## SECHSTE SZENE

*Bergmanns Garten im Morgensonnenglanz.*

*Wendla.* Warum hast du dich aus der Stube geschlichen? — Veilchen suchen! — Weil mich Mutter lächeln sieht. — Warum bringst du auch die Lippen nicht mehr zusammen? — Ich weiß nicht. — Ich weiß es ja nicht, ich finde nicht Worte . . .

Der Weg ist wie ein Pelüchet Teppich\* — kein Steinchen, kein Dorn. — Meine Füße berühren den Boden nicht . . . Oh, wie ich die Nacht geschlummert habe!

Hier standen sie. — Mir wird ernsthaft wie einer Nonne beim Abendmahl. — Süße Veilchen! — Ruhig, Mütterchen. Ich will mein Bußgewand anziehen. — Ach Gott, wenn jemand käme, dem ich um den Hals fallen und erzählen könnte.

---

## SIEBENTE SZENE

*Abenddämmerung. Der Himmel ist leicht bewölkt, der Weg schlängelt sich durch niedres Gebüsch und Riedgras. In einiger Entfernung hört man den Fluß rauschen.*

*Moritz.* Besser ist besser. — Ich passe nicht hinein. Mögen sie einander auf die Köpfe steigen. — Ich ziehe

die Thür hinter mir zu und trete ins Freie. — Ich gebe nicht so viel darum, mich herumdrücken zu lassen.

Ich habe mich nicht aufgedrängt. Was soll ich mich jetzt aufdrängen! — Ich habe keinen Vertrag mit dem lieben Gott. Mag man die Sache drehen, wie man sie drehen will. Man hat mich gepreßt. — Meine Eltern mache ich nicht verantwortlich. Immerhin mußten sie auf das Schlimmste gefaßt sein. Sie waren alt genug, um zu wissen, was sie taten. Ich war ein Säugling, als ich zur Welt kam — sonst wär ich wohl auch noch so schlau gewesen, ein anderer zu werden. — Was soll ich dafür büßen, daß alle andern schon da waren!

Ich müßte ja auf den Kopf gefallen sein . . . macht mir jemand einen tollen Hund zum Geschenk, dann gebe ich ihm seinen tollen Hund zurück. Und will er seinen tollen Hund nicht zurücknehmen, dann bin ich menschlich und . . .

Ich müßte ja auf den Kopf gefallen sein!

Man wird ganz per Zufall geboren und sollte nicht nach reiflicher Ueberlegung — — — es ist zum Tot-schießen!

— Das Wetter zeigte sich wenigstens rücksichtsvoll. Den ganzen Tag sah es nach Regen aus und nun hat es sich doch gehalten. — Es herrscht eine seltene Ruhe in der Natur. Nirgends etwas Grelles, Aufreizendes. Himmel und Erde sind wie durchsichtiges Spinngewebe. Und dabei scheint sich alles so wohl zu fühlen. Die Landschaft ist lieblich wie eine Schlummermelodie — „schlafe, mein Prinzchen, schlaf ein“, wie Fräulein Smandulia sang. Schade, daß sie die Ellbogen ungraziös hält! — Am Cäcilienfest habe ich zum letzten Male getanzt. Smandulia tanzt nur mit Partien. Ihre Seidenrobe war hinten und vorn ausgeschnitten. Hinten bis auf den

Taillengürtel und vorne bis zur Bewußtlosigkeit. — Ein Hemd kann sie nicht angehabt haben . . .

---

— Das wäre etwas, was mich noch fesseln könnte. — Mehr der Kuriosität halber. — Es muß ein sonderbares Empfinden sein — — ein Gefühl, als würde man über Stromschnellen gerissen — — — Ich werde es niemandem sagen, daß ich unverrichteter Sache wiederkehre. Ich werde so tun, als hätte ich alles das mitgemacht . . . Es hat etwas Beschämendes, Mensch gewesen zu sein, ohne das Menschlichste kennengelernt zu haben. — Sie kommen aus Aegypten, verehrter Herr, und haben die Pyramiden nicht gesehen?!

Ich will heute nicht wieder weinen. Ich will nicht wieder an mein Begräbnis denken — — Melchior wird mir einen Kranz auf den Sarg legen. Pastor Kahlbach wird meine Eltern trösten. Rektor Sonnenstich wird Beispiele aus der Geschichte zitieren. — Einen Grabstein werd' ich wahrscheinlich nicht bekommen. Ich hätte mir eine schneeweiße Marmorurne auf schwarzem Syenitsockel gewünscht — ich werde sie ja gottlob nicht vermissen. Die Denkmäler sind für die Lebenden, nicht für die Toten.

Ich brauchte wohl ein Jahr, um in Gedanken von allen Abschied zu nehmen. Ich will nicht wieder weinen. Ich bin froh, ohne Bitterkeit zurückblicken zu dürfen. Wie manchen schönen Abend ich mit Melchior verlebt habe! — unter den Uferweiden; beim Forsthaus; am Heerweg draußen, wo die fünf Linden stehen; auf dem Schloßberg, zwischen den lauschigen Trümmern der Runenburg. — — — Wenn die Stunde gekommen, will ich aus Leibeskräften an Schlagsahne denken. Schlagsahne hält nicht auf. Sie stopft und hinterläßt dabei



doch einen angenehmen Nachgeschmack . . . Auch die Menschen hatte ich mir unendlich schlimmer gedacht. Ich habe keinen gefunden, der nicht sein Bestes gewollt hätte. Ich habe manchen bemitleidet um meinetwillen. Ich wandle zum Altar wie der Jüngling im alten Etrurien, dessen letztes Röcheln der Brüder Wohlergehen für das kommende Jahr erkauft. — Ich durchkostete Zug für Zug die geheimnisvollen Schauer der Lösung. Ich schluchzte vor Wehmut über mein Los. — — Das Leben hat mir die kalte Schulter gezeigt. Von drüben her sehe ich ernste freundliche Blicke winken: die kopflose Königin, die kopflose Königin — Mitgefühl, mich mit weichen Armen erwartend . . . Eure Gebote gelten für Unmündige; ich trage mein Freibillett in mir. Sinkt die Schale, dann flattert der Falter davon; das Trugbild geniert nicht mehr. — Ihr solltet kein tolles Spiel mit dem Schwindel treiben! Der Nebel zerrinnt; das Leben ist Geschmacksache.

*Ilse, in abgerissenen Kleidern, ein buntes Tuch um den Kopf, faßt ihn von rückwärts an der Schulter.*  
Was hast du verloren?

*Moritz.* Ilse?!

*Ilse.* Was suchst du hier?

*Moritz.* Was erschreckst du mich so?

*Ilse.* Was suchst du? — Was hast du verloren?

*Moritz.* Was erschreckst du mich denn so entsetzlich?

*Ilse.* Ich komme aus der Stadt. Ich gehe nach Hause.

*Moritz.* Ich weiß nicht, was ich verloren habe.

*Ilse.* Dann hilft auch dein Suchen nichts.

*Moritz.* Sakermant, Sakermant!!

*Ilse.* Seit vier Tagen bin ich nicht zu Hause gewesen.



*Moritz.* — Lautlos wie eine Katze!

*Ilse.* Weil ich meine Ballschuhe anhabe. — Mutter wird Augen machen! — Komm bis an unser Haus mit!

*Moritz.* Wo hast du wieder herumgestrolcht?

*Ilse.* In der Priapial!

*Moritz.* Priapial!

*Ilse.* Bei Nohl, bei Fehrendorf, bei Padinsky, bei Lenz, Rank, Spühler — bei allen möglichen! — Kling, kling — die wird springen!

*Moritz.* Malen sie dich?

*Ilse.* Fehrendorf malt mich als Säulenheilige. Ich stehe auf einem korinthischen Kapitäl. Fehrendorf, sag' ich dir, ist eine verhauene Nudel. Das letzte Mal zertrat ich ihm eine Tube. Er wischt mir die Pinsel ins Haar. Ich versetze ihm eine Ohrfeige. Er wirft mir die Palette an den Kopf. Ich werfe die Staffelei um. Er mit dem Malstock hinter mir drein über Diwan, Tische, Stühle, ringsum durchs Atelier. Hinterm Ofen lag eine Skizze: — Brav sein, oder ich zerreiße sie! — Er schwor Amnestie und hat mich dann schließlich noch schrecklich — schrecklich, sag' ich dir — abgeküßt.

*Moritz.* Wo übernachtetest du, wenn du in der Stadt bleibst?

*Ilse.* Gestern waren wir bei Nohl — vorgestern bei Bojokewitsch — am Sonntag bei Oikonomopulos. Bei Padinsky gab's Sekt. Valabregez hatte seinen Pestkranken verkauft. Adolar trank aus dem Aschenbecher. Lenz sang die Kindesmörderin, und Adolar schlug die Gitarre krumm. Ich war so betrunken, daß sie mich zu Bett bringen mußten. — — Du gehst immer noch zur Schule, Moritz?

*Moritz.* Nein, nein . . . dieses Quartal nehme ich meine Entlassung.

*Ilse.* Du hast recht. Ach, wie die Zeit vergeht, wenn man Geld verdient! — Weißt du noch, wie wir Räuber spielten? — Wendla Bergmann und du und ich und die andern, wenn ihr abends herauskamt und kuhwarme Ziegenmilch bei uns trankt? — Was macht Wendla? Ich sah sie noch bei der Ueberschwemmung. — Was macht Melchi Gabor? — Schaut er noch so tief sinnig drein? — In der Singstunde standen wir einander gegenüber.

*Moritz.* Er philosophiert.

*Ilse.* Wendla war derweil bei uns und hat der Mutter Eingemachtes gebracht. Ich saß den Tag bei Isidor Landauer. Er braucht mich zur heiligen Maria, Mutter Gottes, mit dem Christuskind. Er ist ein Tropf und widerlich. Hu, wie ein Wetterhahn! — Hast du Katzenjammer?

*Moritz.* Von gestern abend! — Wir haben wie Nilpferde gezecht. Um fünf Uhr wankt' ich nach Hause.

*Ilse.* Man braucht dich nur anzusehen. — Waren auch Mädchen dabei?

*Moritz.* Arabella, die Biernymphe, Andalusierin! — Der Wirt ließ uns alle die ganze Nacht durch mit ihr allein.

*Ilse.* Man braucht dich nur anzusehn, Moritz! — Ich kenne keinen Katzenjammer. Vergangenen Karneval kam ich drei Tage und drei Nächte in kein Bett und nicht aus den Kleidern. Von der Redoute ins Café, mittags in Bellavista, abends Tingl-Tangl, nachts zur Redoute. Lena war dabei und die dicke Viola. — In der dritten Nacht fand mich Heinrich.

*Moritz.* Hatte er dich denn gesucht?

*Ilse.* Er war über meinen Arm gestolpert. Ich lag bewußtlos im Straßenschnee. — Darauf kam ich zu ihm hin. Vierzehn Tage verließ ich seine Behausung nicht — eine greuliche Zeit! — Morgens mußte ich seinen persischen Schlafrock überwerfen und abends in schwarzem Pagenkostüm durchs Zimmer gehn; an Hals, an Knien und Aermeln weiße Spitzenaufschläge. Täglich photographierte er mich in anderem Arrangement — einmal auf der Sofalehne als Ariadne, einmal als Leda, einmal als Ganymed, einmal auf allen Vieren als weiblichen Nebuchod-Nosor. Dabei schwärmte er von Umbringen, von Erschießen, Selbstmord und Kohlendampf. Frühmorgens nahm er eine Pistole ins Bett, lud sie voll Spitzkugeln und setzte sie mir auf die Brust: Ein Zwinkern, so drück' ich! — Oh, er hätte gedrückt, Moritz; er hätte gedrückt! — Dann nahm er das Dings in den Mund wie ein Pustrohr. Das wecke den Selbsterhaltungstrieb. Und dann — Brrr — die Kugel wäre mir durchs Rückgrat gegangen.

*Moritz.* Lebt Heinrich noch?

*Ilse.* Was weiß ich! — Ueber dem Bett war ein Deckenspiegel im Plafond eingelassen. Das Kabinett schien turmhoch und hell wie ein Opernhaus. Man sah sich leibhaftig vom Himmel herunterhängen. Grauenvoll habe ich die Nächte geträumt. — Gott, o Gott, wenn es erst wieder Tag würde! — Gute Nacht, Ilse. Wenn du schläfst, bist du zum Morden schön!

*Moritz.* Lebt dieser Heinrich noch?

*Ilse.* So Gott will, nicht! — Wie er eines Tages Absynth holt, werfe ich den Mantel um und schleiche mich auf die Straße. Der Fasching war aus; die Polizei fängt mich ab; was ich in Mannskleidern wolle? — Sie brachten mich zur Hauptwache. Da kamen Nohl,

Fehrendorf, Padinsky, Spühler, Oikonomopulos, die ganze Priapia, und bürgten für mich. Im Fiaker transportierten sie mich auf Adolars Atelier. Seither bin ich der Horde treu. Fehrendorf ist ein Affe, Nohl ist ein Schwein, Bojokewitsch ein Uhu, Loison eine Hyäne, Oikonomopulos ein Kamel — darum lieb' ich sie doch, einen wie den andern, und möchte mich an sonst niemand hängen, und wenn die Welt voll Erzengel und Millionäre wär!

*Moritz.* — Ich muß zurück, Ilse.

*Ilse.* Komm bis an unser Haus mit!

*Moritz.* — Wozu? — Wozu? —

*Ilse.* Kuhwarme Ziegenmilch trinken! — Ich will dir Locken brennen und dir ein Glöcklein um den Hals hängen. — Wir haben auch noch ein Hü-Pferdchen, mit dem du spielen kannst.

*Moritz.* Ich muß zurück. — Ich habe noch die Sasaniden, die Bergpredigt und das Parallelepipedon auf dem Gewissen — Gute Nacht, Ilse!

*Ilse.* Schlummre süß! . . . Geht ihr wohl noch zum Wigwam hinunter, wo Melchi Gabor meinen Tomahawk begrub? — Brrr! Bis es an euch kommt, lieg' ich im Kehrlicht. *Eilt davon.*

*Moritz allein.* — — — Ein Wort hätte es gekostet.

— *Er ruft.* — Ilse! — Ilse! — — Gottlob, sie hört nicht mehr.

— Ich bin in der Stimmung nicht. — Dazu bedarf es eines freien Kopfes und eines fröhlichen Herzens. — Schade, schade um die Gelegenheit!

. . . ich werde sagen, ich hätte mächtige Kristallspiegel über meinen Betten gehabt — hätte mir ein unbändiges Füllen gezogen — hätte es in langen schwarz-

seidenen Strümpfen und schwarzen Lackstiefeln und schwarzen, langen Glacéhandschuhen, schwarzen Samt um den Hals, über den Teppich an mir vorbeistolzieren lassen — hätte es in einem Wahnsinnsanfall in meinem Kissen erwürgt . . . ich werde lächeln, wenn von Wollust die Rede ist . . . ich werde —

Aufschreien! — Aufschreien! — Du sein, Ilse! — Priapial! — Besinnungslosigkeit! — Das nimmt die Kraft mir! — Dieses Glückskind, dieses Sonnenkind — dieses Freudenmädchen auf meinem Jammerweg! — — O! — O!

— — — — —  
— — — — —

### *Im Ufergebüsch.*

Hab ich sie doch unwillkürlich wiedergefunden — die Rasenbank. Die Königskerzen scheinen gewachsen seit gestern. Der Ausblick zwischen den Weiden durch ist derselbe noch. — Der Fluß zieht schwer wie geschmolzenes Blei. — Daß ich nicht vergesse . . . *er zieht Frau Gabors Brief aus der Tasche und verbrennt ihn.* — Wie die Funken irren — hin und her, kreuz und quer — Seelen! — Sternschnuppen! —

Eh ich angezündet, sah man die Gräser noch und einen Streifen am Horizont. — Jetzt ist es dunkel geworden. Jetzt gehe ich nicht mehr nach Hause.

---

## DRITTER AKT

### ERSTE SZENE

*Konferenzzimmer. — An den Wänden die Bildnisse von Pestalozzi und J. J. Rousseau. Um einen grünen Tisch, über dem mehrere Gasflammen brennen, sitzen die Professoren Affenschmalz, Knüppeldick, Hungergurt, Knochenbruch, Zungenschlag und Fliegentod. Am oberen Ende auf erhöhtem Sessel Rektor Sonnenstich. Pedell Habebald kauert neben der Tür.*

*Sonnenstich.* . . . . Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben? — — Meine Herren! — Wenn wir nicht umhin können, bei einem hohen Kultusministerium die Relegation unseres schuldbeladenen Schülers zu beantragen, so können wir das aus den schwerwiegendsten Gründen nicht. Wir können es nicht, um das bereits hereingebrochene Unglück zu sühnen, wir können es ebensowenig, um unsere Anstalt für die Zukunft vor ähnlichen Schlägen sicherzustellen. Wir können es nicht, um unseren schuldbeladenen Schüler für den demoralisierenden Einfluß, den er auf seinen Klassengenossen ausgeübt, zu züchtigen; wir können es zu allerletzt, um ihn zu verhindern, den nämlichen Einfluß auf seine übrigen Klassengenossen auszuüben. Wir können es — und der,

meine Herren, möchte der schwerwiegendste sein — aus dem jeden Einwand niederschlagenden Grunde nicht, weil wir unsere Anstalt vor den Verheerungen einer Selbstmordepidemie zu schützen haben, wie sie bereits an verschiedenen Gymnasien zum Ausbruch gelangt und bis heute allen Mitteln, den Gymnasiasten an seine durch seine Heranbildung zum Gebildeten gebildeten Existenzbedingungen zu fesseln, gespottet hat. — — Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben?

*Knüppeldick.* Ich kann mich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß es endlich an der Zeit wäre, irgendwo ein Fenster zu öffnen.

*Zungenschlag.* Es he-herrscht hier eine A-A-Atmosphäre wie in unterirdischen Kata-Katakomben, wie in den A-Aktensälen des weiland Wetzlarer Ka-Ka-Ka-Kammergerichtes.

*Sonnenstich.* Habebald!

*Habebald.* Befehlen, Herr Rektor!

*Sonnenstich.* Oeffnen Sie ein Fenster! Wir haben Gott sei Dank Atmosphäre genug draußen. — Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben?

*Fliegentod.* Wenn meine Herren Kollegen ein Fenster öffnen lassen wollen, so habe ich meinerseits nichts dagegen einzuwenden. Nur möchte ich bitten, das Fenster nicht gerade hinter meinem Rücken öffnen lassen zu wollen!

*Sonnenstich.* Habebald!

*Habebald.* Befehlen, Herr Rektor!

*Sonnenstich.* Oeffnen Sie das andere Fenster! — — Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben?



*Hungergurt.* Ohne die Kontroverse meinerseits belasten zu wollen, möchte ich an die Tatsache erinnern, daß das andere Fenster seit den Herbstferien zugemauert ist.

*Sonnenstich.* Habebald!

*Habebald.* Befehlen, Herr Rektor!

*Sonnenstich.* Lassen Sie das andere Fenster geschlossen! — Ich sehe mich genötigt, meine Herren, den Antrag zur Abstimmung zu bringen. Ich ersuche diejenigen Herren Kollegen, die dafür sind, daß das einzig in Frage kommen könnende Fenster geöffnet werde, sich von ihren Sitzen zu erheben. *Er zählt.* — Eins, zwei, drei. — Eins, zwei, drei. — Habebald.

*Habebald.* Befehlen, Herr Rektor!

*Sonnenstich.* Lassen Sie das eine Fenster gleichfalls geschlossen! — Ich meinerseits hege die Ueberzeugung, daß die Atmosphäre nichts zu wünschen übrig läßt! — — Sollte einer der Herren noch etwas zu bemerken haben? — — Meine Herren! — Setzen wir den Fall, daß wir die Relegation unseres schuldbeladenen Schülers bei einem hohen Kultusministerium zu beantragen unterlassen, so wird uns ein hohes Kultusministerium für das hereingebrochene Unglück verantwortlich machen. Von den verschiedenen von der Selbstmordepidemie heimgesuchten Gymnasien sind diejenigen, in denen fünfundzwanzig Prozent den Verheerungen zum Opfer gefallen, von einem hohen Kultusministerium suspendiert worden. Vor diesem erschütterndsten Schlage unsere Anstalt zu wahren, ist unsere Pflicht als Hüter und Bewahrer unserer Anstalt. Es schmerzt uns tief, meine Herren Kollegen, daß wir die sonstige Qualifikation unseres schuldbeladenen Schülers als mildernden Umstand gelten zu las-

sen nicht in der Lage sind. Ein nachsichtiges Verfahren, das sich unserem schuldbeladenen Schüler gegenüber rechtfertigen ließe, ließe sich der zur Zeit in denkbar bedenklichster Weise gefährdeten Existenz unserer Anstalt gegenüber nicht rechtfertigen. Wir sehen uns in die Notwendigkeit versetzt, den Schuldbeladenen zu richten, um nicht als die Schuldlosen gerichtet zu werden. — Habebald!

*Habebald.* Befehlen, Herr Rektor!

*Sonnenstich.* Führen Sie ihn herauf!

*Habebald ab.*

*Zungenschlag.* Wenn die he-herrschende A-A-Atmosphäre maßgebenderseits wenig oder nichts zu wünschen übrig läßt, so möchte ich den Antrag stellen, während der So-Sommerferien auch noch das andere Fenster zu-zu-zu-zu-zu-zu-zu-zu-zuzumauern!

*Fliegentod.* Wenn unserem lieben Kollega Zungenschlag unser Lokal nicht genügend ventiliert erscheint, so möchte ich den Antrag stellen, unserm lieben Herrn Kollega Zungenschlag einen Ventilator in die Stirnhöhle applizieren zu lassen.

*Zungenschlag.* Da-da-das brauche ich mir nicht gefallen zu lassen! — Gro-Grobheiten brauche ich mir nicht gefallen zu lassen! — Ich bin meiner fü-fü-fü-fü-fünf Sinne mächtig . . .!

*Sonnenstich.* Ich muß unsere Herren Kollegen Fliegentod und Zungenschlag um einigen Anstand ersuchen. Unser schuldbeladener Schüler scheint mir bereits auf der Treppe zu sein.

*Habebald öffnet die Türe, worauf Melchior, bleich, aber gefaßt, vor die Versammlung tritt.*

*Sonnenstich.* Treten Sie näher an den Tisch heran! — Nachdem Herr Rentier Stiefel von dem ruch-

losen Frevel seines Sohnes Kenntniss erhalten, durchsuchte der fassungslose Vater, in der Hoffnung, auf diesem Wege möglicherweise dem Anlaß der verabscheuungswürdigen Untat auf die Spur zu kommen, die hinterlassenen Effekten seines Sohnes Moritz und stieß dabei an einem nicht zur Sache gehörigen Orte auf ein Schriftstück, welches uns, ohne noch die verabscheuungswürdige Untat an sich verständlich zu machen, für die dabei maßgebend gewesene moralische Zerrüttung des Untäters eine leider nur allzu ausreichende Erklärung liefert. Es handelt sich um eine in Gesprächsform abgefaßte, „Der Beischlaf“ betitelte, mit lebensgroßen Abbildungen versehene, von den schamlosesten Unflätereien strotzende, zwanzig Seiten lange Abhandlung, die den geschraubtesten Anforderungen, die ein verworfener Lüstling an eine unzünftige Lektüre zu stellen vermöchte, entsprechen dürfte. —

*Melchior.* Ich habe . . .

*Sonnenstich.* Sie haben sich ruhig zu verhalten! — Nachdem Herr Rentier Stiefel uns fragliches Schriftstück ausgehändigt und wir dem fassungslosen Vater das Versprechen erteilt, um jeden Preis den Autor zu ermitteln, wurde die uns vorliegende Handschrift mit den Handschriften sämtlicher Mitschüler des weiland Ruchlosen verglichen und ergab nach dem einstimmigen Urteil der gesamten Lehrerschaft, sowie in vollkommenem Einklang mit dem Spezial-Gutachten unseres geschätzten Herrn Kollegen für Kalligraphie die denkbar bedenklichste Aehnlichkeit mit der Ihrigen. —

*Melchior.* Ich habe . . .

*Sonnenstich.* Sie haben sich ruhig zu verhalten!

— Ungeachtet der erdrückenden Tatsache der von seiten unantastbarer Autoritäten anerkannten Aehnlichkeit glauben wir uns vorderhand noch jeder weiteren Maßnahmen enthalten zu dürfen, um in erster Linie den Schuldigen über das ihm demgemäß zur Last fallende Vergehen wider die Sittlichkeit in Verbindung mit daraus resultierender Veranlassung zur Selbstentleibung ausführlich zu vernehmen. —

*Melchior.* Ich habe . . .

*Sonnenstich.* Sie haben die genau präzisierten Fragen, die ich Ihnen der Reihe nach vorlege, eine um die andere, mit einem schlichten und bescheidenen „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten. — Habebald!

*Habebald.* Befehlen, Herr Rektor!

*Sonnenstich.* Die Akten! — — Ich ersuche unseren Schriftführer, Herrn Kollega Fliegentod, von nun an möglichst wortgetreu zu protokollieren. — Zu *Melchior.* Kennen Sie dieses Schriftstück?

*Melchior.* Ja.

*Sonnenstich.* Wissen Sie, was dieses Schriftstück enthält?

*Melchior.* Ja.

*Sonnenstich.* Ist die Schrift dieses Schriftstückes die Ihrige?

*Melchior.* Ja.

*Sonnenstich.* Verdankt dieses unflätige Schriftstück Ihnen seine Abfassung?

*Melchior.* Ja. — Ich ersuche Sie, Herr Rektor, mir eine Unflätigkeit darin nachzuweisen.

*Sonnenstich.* Sie haben die genau präzisierten Fragen, die ich Ihnen vorlege, mit einem schlichten und bescheidenen „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten!

*Melchior.* Ich habe nicht mehr und nicht weniger

geschrieben, als was eine Ihnen sehr wohlbekannte Tatsache ist!

*Sonnenstich.* Dieser Schandbubel!

*Melchior.* Ich ersuche Sie, mir einen Verstoß gegen die Sittlichkeit in der Schrift zu zeigen!

*Sonnenstich.* Bilden Sie sich ein, ich hätte Lust, zu Ihrem Hanswurst an Ihnen zu werden?! — Habebald . . .!

*Melchior.* Ich habe . . .

*Sonnenstich.* Sie haben so wenig Ehrerbietung vor der Würde Ihrer versammelten Lehrerschaft, wie Sie Anstandsgefühl für das dem Menschen eingewurzelte Empfinden für die Diskretion der Verschämtheit einer sittlichen Weltordnung haben! — Habebald!!

*Habebald.* Befehlen, Herr Rektor!

*Sonnenstich.* Es ist ja der Langenscheidt zur dreistündigen Erlernung des aggluttierenden Volapük!

*Melchior.* Ich habe . . .

*Sonnenstich.* Ich ersuche unseren Schriftführer, Herrn Kollega Fliegendod, das Protokoll zu schließen!

*Melchior.* Ich habe . . .

*Sonnenstich.* Sie haben sich ruhig zu verhalten!! — Habebald!

*Habebald.* Befehlen, Herr Rektor!

*Sonnenstich.* Führen Sie ihn hinunter!

---

## ZWEITE SZENE

*Friedhof in strömendem Regen. — Vor einem offenen Grabe steht Pastor Kahlbauch, den aufgespannten Schirm in der Hand. Zu seiner Rechten Rentier Stiefel,*

*dessen Freund Ziegenmelker und Onkel Probst. Zur Linken Rektor Sonnenstich mit Professor Knochenbruch. Gymnasiasten schließen den Kreis. In einiger Entfernung vor einem halbverfallenen Grabmonument Martha und Ilse.*

*Pastor Kahlbauch.* . . . Denn wer die Gnade, mit der der ewige Vater den in Sünden Geborenen gesegnet, von sich wies, er wird des geistigen Todes sterben! — Wer aber in eigenwilliger fleischlicher Verleugnung der Gott gebührenden Ehre dem Bösen gelebt und gedient, er wird des leiblichen Todes sterben! — Wer jedoch das Kreuz, das der Allerbarmer ihm um der Sünde willen auferlegt, freventlich von sich geworfen, wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der wird des ewigen Todes sterben! — *Er wirft eine Schaufel voll Erde in die Gruft.* — Uns aber, die wir fort und fort wallen den Dornenpfad, lasset den Herrn, den allgütigen, preisen und ihm danken für seine unerforschliche Gnadenwahl. Denn so wahr dieser eines dreifachen Todes starb, so wahr wird Gott der Herr den Gerechten einführen zur Seligkeit und zum ewigen Leben. — Amen.

*Rentier Stiefel, mit tränenerstickter Stimme, wirft eine Schaufel voll Erde in die Gruft.* Der Junge war nicht von mir! — Der Junge war nicht von mir! Der Junge hat mir von kleinauf nicht gefallen!

*Rektor Sonnenstich wirft eine Schaufel voll Erde in die Gruft.* Der Selbstmord als der denkbar bedenklichste Verstoß gegen die sittliche Weltordnung ist der denkbar bedenklichste Beweis für die sittliche Weltordnung, indem der Selbstmörder der sittlichen Weltordnung den Urtheilsspruch zu sprechen erspart und ihr Bestehen bestätigt.



*Professor Knochenbruch wirft eine Schaufel voll Erde in die Gruft.* Verbummelt — versumpft — verhurt — verlumpt — und verludert!

*Onkel Probst wirft eine Schaufel voll Erde in die Gruft.* Meiner eigenen Mutter hätte ich's nicht geglaubt, daß ein Kind so niederträchtig an seinen Eltern zu handeln vermöchte!

*Freund Ziegenmelker wirft eine Schaufel voll Erde in die Gruft.* An einem Vater zu handeln vermöchte, der nun seit zwanzig Jahren von früh bis spät keinen Gedanken mehr hegt, als das Wohl seines Kindes!

*Pastor Kahlbauch Rentier Stiefel die Hand drückend.* Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen. 1. Korinth. 12, 15. — Denken Sie der trostlosen Mutter und suchen Sie ihr das Verlorene durch verdoppelte Liebe zu ersetzen!

*Rektor Sonnenstich Rentier Stiefel die Hand drückend.* Wir hätten ihn ja wahrscheinlich doch nicht promovieren können!

*Professor Knochenbruch Rentier Stiefel die Hand drückend.* Und wenn wir ihn promoviert hätten, im nächsten Frühling wäre er des allerbestimmtesten sitzengeblieben!

*Onkel Probst Rentier Stiefel die Hand drückend.* Jetzt hast du vor allem die Pflicht, an dich zu denken. Du bist Familienvater . . .!

*Freund Ziegenmelker Rentier Stiefel die Hand drückend.* Vertraue dich meiner Führung! — Ein Hundewetter, daß einem die Därme schlottern! — Wer da nicht unverzüglich mit einem Grog eingreift, hat seine Herzklappenaffektion weg!

*Rentier Stiefel sich die Nase schneuzend.* Der



Junge war nicht von mir . . . der Junge war nicht von mir . . .

*Rentier Stiefel, geleitet von Pastor Kahlbauch, Rektor Sonnenstich, Professor Knochenbruch, Onkel Probst und Freund Ziegenmelker ab. — Der Regen läßt nach. Hänschen Rilow wirft eine Schaufel voll Erde in die Gruft. Ruhe in Frieden, du ehrliche Haut! — Grüße mir meine ewigen Bräute, hingeopferten Angedenkens, und empfehl mich ganz ergebenst zu Gnaden dem lieben Gott — armer Tollpatsch du! — Sie werden dir um deiner Engelseinfalt willen noch eine Vogelscheuche aufs Grab setzen . . .*

*Georg.* Hat sich die Pistole gefunden?

*Robert.* Man braucht keine Pistole zu suchen!

*Ernst.* Hast du ihn gesehen, Robert?

*Robert.* Verfluchter, verdammter Schwindel! — Wer hat ihn gesehen? — Wer denn?!

*Otto.* Da steckt's nämlich! — Man hatte ihm ein Tuch übergeworfen.

*Georg.* Hing die Zunge heraus?

*Robert.* Die Augen! — Deshalb hatte man das Tuch drübergeworfen.

*Otto.* Grauenhaft!

*Hänschen Rilow.* Weißt du bestimmt, daß er sich erhängt hat?

*Ernst.* Man sagt, er habe gar keinen Kopf mehr.

*Otto.* Unsinn! — Gewäsch!

*Robert.* Ich habe ja den Strick in Händen gehabt! — Ich habe noch keinen Erhängten gesehen, den man nicht zugedeckt hätte.

*Georg.* Auf gemeinere Art hätte er sich nicht empfehlen können!

*Hänschen Rilow.* Was, Teufel, das Erhängen soll ganz hübsch sein!

*Otto.* Mir ist er nämlich noch fünf Mark schuldig. Wir hatten gewettet. Er schwor, er werde sich halten.

*Hänschen Rilow.* Du bist schuld, daß er daliegt. Du hast ihn Prahlhans genannt.

*Otto.* Paperlapap, ich muß auch büffeln die Nächte durch. Hätte er die griechische Literaturgeschichte gelernt, er hätte sich nicht zu erhängen brauchen!

*Ernst.* Hast du den Aufsatz, Otto?

*Otto.* Erst die Einleitung.

*Ernst.* Ich weiß gar nicht, was schreiben.

*Georg.* Warst du denn nicht da, als uns Affenschmalz die Disposition gab?

*Hänschen Rilow.* Ich stopsle mir was aus dem Demokrit zusammen.

*Ernst.* Ich will sehen, ob sich im Kleinen Meyer was finden läßt.

*Otto.* Hast du den Vergil schon auf morgen? — — —  
*Die Gymnasiasten ab. — Martha und Ilse kommen ans Grab.*

*Ilse.* Rasch, rasch! — Dort hinten kommen die Totengräber.

*Martha.* Wollen wir nicht lieber warten, Ilse?

*Ilse.* Wozu? — Wir bringen neue. Immer neue und neue! — Es wachsen genug.

*Martha.* Du hast recht, Ilse! — *Sie wirft einen Efeukranz in die Gruft. Ilse öffnet ihre Schürze und läßt eine Fülle frischer Anemonen auf den Sarg regnen.*

*Martha.* Ich grabe unsere Rosen aus. Schläge bekomme ich ja doch! — Hier werden sie gedeihen.

*Ilse.* Ich will sie begießen, so oft ich vorbeikomme.

Ich hole Vergißmeinnicht vom Goldbach herüber und Schwertlilien bringe ich von Hause mit.

*Martha.* Es soll eine Pracht werden! Eine Pracht!

*Ilse.* Ich war schon über der Brücke drüben, da hört' ich den Knall.

*Martha.* Armes Herz!

*Ilse.* Und ich weiß auch den Grund, Martha.

*Martha.* Hat er dir was gesagt?

*Ilse.* Parallelepipedon! Aber sag es niemandem.

*Martha.* Meine Hand darauf.

*Ilse.* — Hier ist die Pistole.

*Martha.* Deshalb hat man sie nicht gefunden!

*Ilse.* Ich nahm sie ihm gleich aus der Hand, als ich am Morgen vorbeikam.

*Martha.* Schenk sie mir, Ilse! — Bitte, schenk sie mir!

*Ilse.* Nein, die behalt' ich zum Andenken.

*Martha.* Ist's wahr, Ilse, daß er ohne Kopf drinliegt?

*Ilse.* Er muß sie mit Wasser geladen haben! — Die Königskerzen waren über und über mit Blut besprengt. Sein Hirn hing in den Weiden umher.

---

### DRITTE SZENE

*Herr und Frau Gabor.*

*Frau Gabor.* . . . Man hatte einen Sündenbock nötig. Man durfte die überall lautwerdenden Anschuldigungen nicht auf sich beruhen lassen. Und nun mein Kind das Unglück gehabt, den Zöpfen im richtigen

Moment in den Schuß zu laufen, nun soll ich, die eigene Mutter, das Werk seiner Henker vollenden helfen? — Bewahre mich Gott davor!

*Herr Gabor.* — Ich habe deine geistvolle Erziehungsmethode vierzehn Jahre schweigend mit angesehen. Sie widersprach meinen Begriffen. Ich hatte von jeher der Ueberzeugung gelebt, ein Kind sei kein Spielzeug; ein Kind habe Anspruch auf unsern heiligsten Ernst. Aber ich sagte mir, wenn der Geist und die Grazie des einen die ernsten Grundsätze eines anderen zu ersetzen imstande sind, so mögen sie den ernsten Grundsätzen vorzuziehen sein. — — Ich mache dir keinen Vorwurf, Fanny. Aber vertritt mir den Weg nicht, wenn ich dein und mein Unrecht an dem Jungen gutzumachen suche!

*Frau Gabor.* Ich vertrete dir den Weg, solange ein Tropfen warmen Blutes in mir wallt! In der Korrekptionsanstalt ist mein Kind verloren. Eine Verbrechernatur mag sich in solchen Instituten bessern lassen. Ich weiß es nicht. Ein gutgearteter Mensch wird so gewiß zum Verbrecher darin, wie die Pflanze verkommt, der du Luft und Sonne entziehst. Ich bin mir keines Unrechtes bewußt. Ich danke heute wie immer dem Himmel, daß er mir den Weg gezeigt, in meinem Kinde einen rechtlichen Charakter und eine edle Denkungsweise zu wecken. Was hat er denn so Schreckliches getan? Es soll mir nicht einfallen, ihn entschuldigen zu wollen — daran, daß man ihn aus der Schule gejagt, trägt er keine Schuld. Und wäre es sein Verschulden, so hat er es ja gebüßt. Du magst das alles besser wissen. Du magst theoretisch vollkommen im Rechte sein. Aber ich kann mir mein einziges Kind nicht gewaltsam in den Tod jagen lassen!

*Herr Gabor.* Das hängt nicht von uns ab, Fanny.  
— Das ist ein Risiko, das wir mit unserem Glück auf uns genommen. Wer zu schwach für den Marsch ist, bleibt am Wege. Und es ist schließlich das Schlimmste nicht, wenn das Unausbleibliche zeitig kommt. Möge uns der Himmel davor behüten! Unsere Pflicht ist es, den Wankenden zu festigen, solange die Vernunft Mittel weiß. — Daß man ihn aus der Schule gejagt, ist nicht seine Schuld. Wenn man ihn nicht aus der Schule gejagt hätte, es wäre auch seine Schuld nicht!  
— Du bist zu leichtherzig. Du erblickst vorwitzige Tändelei, wo es sich um Grundsünden des Charakters handelt. Ihr Frauen seid nicht berufen, über solche Dinge zu urteilen. Wer das schreiben kann, was Melchior schreibt, der muß im innersten Kern seines Wesens angefault sein. Das Mark ist ergriffen. Eine halbwegs gesunde Natur läßt sich zu so etwas nicht herbei. Wir sind alle keine Heiligen; jeder von uns irrt vom schnurgeraden Pfad ab. Seine Schrift hingegen vertritt das Prinzip. Seine Schrift entspricht keinem zufälligen gelegentlichen Fehltritt; sie dokumentiert mit schaudererregender Deutlichkeit den aufrichtig gehegten Vorsatz, jene natürliche Veranlagung, jenen Hang zum Unmoralischen, weil es das Unmoralische ist. Seine Schrift manifestiert jene exzeptionelle geistige Korruption, die wir Juristen mit dem Ausdruck „moralischer Irrsinn“ bezeichnen.  
— Ob sich gegen seinen Zustand etwas ausrichten läßt, vermag ich nicht zu sagen. Wenn wir uns einen Hoffnungsschimmer bewahren wollen, und in erster Linie unser fleckenloses Gewissen als die Eltern des Betreffenden, so ist es Zeit für uns, mit Entschiedenheit und mit allem Ernste ans Werk zu gehen. — Laß

uns nicht länger streiten, Fanny! Ich fühle, wie schwer es dir wird. Ich weiß, daß du ihn vergötterst, weil er so ganz deinem genialischen Naturell entspricht. Sei stärker als du! Zeig dich deinem Sohn gegenüber endlich einmal selbstlos!

*Frau Gabor.* Hilf mir Gott, wie läßt sich dagegen aufkommen! Man muß ein M a n n sein, um so sprechen zu können! Man muß ein M a n n sein, um sich so vom toten Buchstaben verblenden lassen zu können! Man muß ein M a n n sein, um so blind das in die Augen Springende nicht zu sehn! — Ich habe gewissenhaft und besonnen an Melchior gehandelt vom ersten Tag an, da ich ihn für die Eindrücke seiner Umgebung empfänglich fand. Sind wir denn für den Z u f a l l verantwortlich?! Dir kann morgen ein Dachziegel auf den Kopf fallen, und dann kommt dein Freund — dein Vater, und statt deine Wunde zu pflegen, setzt er den Fuß auf dich! — Ich lasse mein Kind nicht vor meinen Augen hinmorden. Dafür bin ich seine Mutter. — Es ist unfassbar! Es ist gar nicht zu glauben! Was schreibt er denn in aller Welt! Ist's denn nicht der eklatanteste Beweis für seine Harmlosigkeit, für seine Dummheit, für seine kindliche Unberührtheit, daß er so etwas schreiben kann! — Man muß keine Ahnung von Menschenkenntnis besitzen — man muß ein vollständig entseelter Bureaukrat oder ganz nur Beschränktheit sein, um hier moralische Korruption zu wittern! — — Sag' was du willst. Wenn du Melchior in die Korrektionsanstalt bringst, dann sind wir geschieden! Und dann laß mich sehen, ob ich nicht irgendwo in der Welt Hilfe und Mittel finde, mein Kind seinem Untergange zu entreißen.

*Herr Gabor.* Du wirst dich drein schicken müssen



— wenn nicht heute, dann morgen. Leicht wird es keinem, mit dem Unglück zu diskontieren. Ich werde dir zur Seite stehen, und wenn dein Mut zu erliegen droht, keine Mühe und kein Opfer scheuen, dir das Herz zu entlasten. Ich sehe die Zukunft so grau, so wolkig — es fehlt nur noch, daß auch du mir verloren gingst.

*Frau Gabor.* Ich sehe ihn nicht wieder; ich sehe ihn nicht wieder. Er erträgt das Gemeine nicht. Er findet sich nicht ab mit dem Schmutz. Er zerbricht den Zwang; das entsetzlichste Beispiel schwebt ihm vor Augen! — Und sehe ich ihn wieder — Gott, Gott, dieses frühlingsfrohe Herz — sein helles Lachen — alles, alles — seine kindliche Entschlossenheit, mutig zu kämpfen für Gut und Recht — o dieser Morgenhimmel, wie ich ihn licht und rein in seiner Seele gehegt als mein höchstes Gut . . . Halte dich an mich, wenn das Unrecht um Sühne schreit! Halte dich an mich! Verfahre mit mir wie du willst! Ich trage die Schuld. — Aber laß deine fürchterliche Hand von dem Kind weg.

*Herr Gabor.* Er hat sich vergangen!

*Frau Gabor.* Er hat sich nicht vergangen!

*Herr Gabor.* Er hat sich vergangen! — — — Ich hätte alles darum gegeben, es deiner grenzenlosen Liebe ersparen zu dürfen. — — Heute morgen kommt eine Frau zu mir, vergeistert, kaum ihrer Sprache mächtig, mit diesem Brief in der Hand — einem Brief an ihre fünfzehnjährige Tochter. Aus dummer Neugierde habe sie ihn erbrochen; das Mädchen war nicht zu Haus. — In dem Brief erklärt Melchior dem fünfzehnjährigen Kind, daß ihm seine Handlungsweise keine Ruhe lasse, er habe sich an ihr versündigt usw. usw., werde indessen natürlich für alles einstehen. Sie möge sich nicht grämen, auch wenn sie Folgen spüre.



Er sei bereits auf dem Wege, Hilfe zu schaffen; seine Relegation erleichtere ihm das. Der ehemalige Fehltritt könne noch zu ihrem Glücke führen — und was des unsinnigen Gewäschs mehr ist.

*Frau Gabor.* Unmöglich!!

*Herr Gabor.* Der Brief ist gefälscht. Es liegt Betrug vor. Man sucht sich seine stadtbekannte Relegation nutzbar zu machen. Ich habe mit dem Jungen noch nicht gesprochen — aber sieh bitte die Hand! Sieh die Schreibweise!

*Frau Gabor.* Ein unerhörtes, schamloses Bubentück!

*Herr Gabor.* Das fürchte ich!

*Frau Gabor.* Nein, nein — nie und nimmer!

*Herr Gabor.* Um so besser wird es für uns sein. — Die Frau fragt mich händeringend, was sie tun solle. Ich sagte ihr, sie solle ihre fünfzehnjährige Tochter nicht auf Heuböden herumklettern lassen. Den Brief hat sie mir glücklicherweise dagelassen. — Schicken wir Melchior nun auf ein anderes Gymnasium, wo er nicht einmal unter elterlicher Aufsicht steht, so haben wir in drei Wochen den nämlichen Fall — neue Relegation — sein frühlingsfreudiges Herz gewöhnt sich nachgerade daran. — Sag' mir, Fanny, wo soll ich hin mit dem Jungen?!

*Frau Gabor.* — In die Korrekptionsanstalt —

*Herr Gabor.* In die . . . ?

*Frau Gabor.* . . . Korrekptionsanstalt!

*Herr Gabor.* Er findet dort in erster Linie, was ihm zu Hause ungerechterweise vorenthalten wurde: eherne Disziplin, Grundsätze, und einen moralischen Zwang, dem er sich unter allen Umständen zu fügen hat. — Im übrigen ist die Korrekptionsanstalt nicht der

Ort des Schreckens, den du dir darunter denkst. Das Hauptgewicht legt man in der Anstalt auf Entwicklung einer christlichen Denk- und Empfindungsweise. Der Junge lernt dort endlich, das Gute wollen statt des Interessanten, und bei seinen Handlungen nicht sein Naturell, sondern das Gesetz in Frage ziehen. — — Vor einer halben Stunde erhalte ich ein Telegramm von meinem Bruder, das mir die Aussagen der Frau bestätigt. Melchior hat sich ihm anvertraut und ihn um 200 Mark zur Flucht nach England gebeten . . .

*Frau Gabor bedeckt ihr Gesicht. Barmherziger Himmel!*

---

#### VIERTE SZENE

*Korrektionsanstalt. — Ein Korridor. — Diethelm, Reinhold, Ruprecht, Helmuth, Gaston und Melchior.*

*Diethelm.* Hier ist ein Zwanzigpfennigstück!

*Reinhold.* Was soll's damit?

*Diethelm.* Ich leg es auf den Boden. Ihr stellt euch drum herum. Wer es trifft, der hat's.

*Ruprecht.* Machst du nicht mit, Melchior?

*Melchior.* Nein, ich danke.

*Helmuth.* Der Joseph!

*Gaston.* Er kann nicht mehr. Er ist zur Rekreation hier.

*Melchior für sich.* Es ist nicht klug, daß ich mich separiere. Alles hält mich im Auge. Ich muß mitmachen — oder die Kreatur geht zum Teufel. — — Die

Gefangenschaft macht sie zu Selbstmördern. — —  
Brech ich den Hals, ist es gut! Komme ich davon, ist  
es auch gut! Ich kann nur gewinnen. — Ruprecht wird  
mein Freund, er besitzt hier Kenntnisse. — Ich werde  
ihm die Kapitel von Judas Schnur Thamar, von Moab,  
von Loth und seiner Sippe, von der Königin Vasti und  
der Abisag von Sunem zum besten geben. — Er hat  
die verunglückteste Physiognomie auf der Abteilung.  
*Ruprecht.* Ich hab's!

*Helmuth.* Ich komme noch!

*Gaston.* Uebermorgen vielleicht!

*Helmuth.* Gleich! — Jetzt! — O Gott, o Gott..

*Alle.* Summa — summa cum laude!!

*Ruprecht das Stück nehmend.* Danke schön!

*Helmuth.* Her, du Hund!

*Ruprecht.* Du Schweinetier?

*Helmuth.* Galgenvogel!!

*Ruprecht schlägt ihn ins Gesicht.* Da! Rennt da-  
von.

*Helmuth ihm nachrennend.* Den schlag ich tot!

*Die Uebrigen rennen hinterdrein.* Hetz, Packan!

Hetz! Hetz! Hetz!

*Melchior allein, gegen das Fenster gewandt.* — Da  
geht der Blitzableiter hinunter. — Man muß ein Ta-  
schentuch drumwickeln. — Wenn ich an sie denke,  
schießt mir immer das Blut in den Kopf. Und Moritz  
liegt mir wie Blei in den Füßen. — — — Ich gehe zur  
Redaktion. Bezahlen Sie mich per Hundert; ich kol-  
portiere! — sammle Tagesneuigkeiten — schreibe —  
lokal — — ethisch — — psychophysisch... man ver-  
hungert nicht mehr so leicht. Volksküche, Café Tem-  
perence. — Das Haus ist sechzig Fuß hoch und der  
Verputz bröckelt ab... Sie haßt mich — sie haßt

mich, weil ich sie der Freiheit beraubt. Handle ich, wie ich will, es bleibt Vergewaltigung. — Ich darf einzig hoffen, im Laufe der Jahre allmählich . . . Ueber acht Tage ist Neumond. Morgen schmiere ich die Angeln. Bis Sonnabend muß ich unter allen Umständen wissen, wer den Schlüssel hat. — Sonntag abend in der Andacht kataleptischer Anfall — will's Gott, wird sonst niemand krank! — Alles liegt so klar, als wär es geschehen, vor mir. Ueber das Fenstergesims gelang ich mit Leichtigkeit — ein Schwung — ein Griff — aber man muß ein Taschentuch drumwickeln. — — Da kommt der Großinquisitor. *Ab nach links.*

*Dr. Prokrustes mit einem Schlossermeister von rechts.*

*Dr. Prokrustes.* . . . Die Fenster liegen zwar im dritten Stock und unten sind Brennesseln gepflanzt. Aber was kümmert sich die Entartung um Brennesseln. — Vergangenen Winter stieg uns einer zur Dachluke hinaus und wir hatten die ganze Schererei mit dem Abholen, Hinbringen und Beisetzen . . .

*Der Schlossermeister.* Wünschen Sie die Gitter aus Schmiedeeisen?

*Dr. Prokrustes.* Aus Schmiedeeisen — und da man sie nicht einlassen kann, vernietet.

---

## F U E N F T E S Z E N E

*Ein Schlafgemach. — Frau Bergmann, Ina Müller und Medizinalrat Dr. v. Brausepulver. — Wendla im Bett.*

*Dr. v. Brausepulver.* Wie alt sind Sie denn eigentlich?

*Wendla.* Vierzehn ein halb.

*Dr. v. Brausepulver.* Ich verordne die Blaud-schen Pillen seit fünfzehn Jahren und habe in einer großen Anzahl von Fällen die eklatantesten Erfolge beobachtet. Ich ziehe sie dem Lebertran und den Stahlweinen vor. Beginnen Sie mit drei bis vier Pillen pro Tag und steigern Sie so rasch Sie es eben vertragen. Dem Fräulein Elfriede Baronesse von Witzleben hatte ich verordnet, jeden dritten Tag um eine Pille zu steigern. Die Baronesse hatte mich mißverstanden und steigerte jeden Tag um drei Pillen. Nach kaum drei Wochen schon konnte sich die Baronesse mit ihrer Frau Mama zur Nachkur nach Pyrmont begeben. — Von ermüdenden Spaziergängen und Extramahlzeiten dispensiere ich Sie. Dafür versprechen Sie mir, liebes Kind, sich um so fleißiger Bewegung machen zu wollen und ungeniert Nahrung zu fordern, sobald sich die Lust dazu wieder einstellt. Dann werden diese Herzbeklemmungen bald nachlassen — und der Kopfschmerz, das Frösteln, der Schwindel — und unsere schrecklichen Verdauungsstörungen. Fräulein Elfriede Baronesse von Witzleben genoß schon acht Tage nach begonnener Kur ein ganzes Brathühnchen mit jungen Pellkartoffeln zum Frühstück.

*Frau Bergmann.* Darf ich Ihnen ein Glas Wein anbieten, Herr Medizinalrat?

*Dr. v. Brausepulver.* Ich danke Ihnen, liebe Frau Bergmann. Mein Wagen wartet. Lassen Sie sich's nicht so zu Herzen gehen. In wenigen Wochen ist unsere liebe kleine Patientin wieder frisch und munter wie eine Gazelle. Seien Sie getrost. — Guten Tag, Frau Bergmann. Guten Tag, liebes Kind. Guten Tag, meine Damen. Guten Tag. *Frau Bergmann geleitet ihn vor die Thür.*

*Ina am Fenster.* — Nun färbt sich eure Platane schon wieder bunt. — Siehst du's vom Bett aus? — Eine kurze Pracht, kaum recht der Freude wert, wie man sie kommen und gehen sieht. — Ich muß nun auch bald gehen. Müller erwartet mich vor der Post und ich muß zuvor noch zur Schneiderin. Mucki bekommt seine ersten Höschen, und Karl soll einen neuen Trikotanzug auf den Winter haben.

*Wendla.* Manchmal wird mir so selig — alles Freude und Sonnenglanz. Hätt' ich geahnt, daß es einem so wohl ums Herz werden kann! Ich möchte hinaus, im Abendschein über die Wiesen gehn, Himmelsschlüssel suchen den Fluß entlang und mich ans Ufer setzen und träumen . . . Und dann kommt das Zahnweh, und ich meine, daß ich morgen am Tag sterben muß; mir wird heiß und kalt, vor den Augen verdunkelt sich's, und dann flattert das Untier herein — — — So oft ich aufwache, seh' ich Mutter weinen. O, das tut mir so weh — ich kann's dir nicht sagen, Ina!

*Ina.* Soll ich dir nicht das Kopfkissen höher legen?

*Frau Bergmann kommt zurück.* Er meint, das Erbrechen werde sich auch geben; und du sollst dann nur ruhig wieder aufstehn . . . Ich glaube auch, es ist besser, wenn du bald wieder aufstehst, Wendla.

*Ina.* Bis ich das nächste Mal vorspreche, springst du vielleicht schon wieder im Haus herum. — Leb' wohl, Mutter. Ich muß durchaus noch zur Schneiderin. Behüt' dich Gott, liebe Wendla. *Küßt sie.* Recht, recht baldige Besserung!

*Wendla.* Leb' wohl, Ina. — Bring' mir Himmelschlüssel mit, wenn du wiederkommst. Adieu. Grüße deine Jungens von mir. .

*Ina ab.*



*Wendla.* Was hat er noch gesagt, Mutter, als er draußen war?

*Frau Bergmann.* Er hat nichts gesagt. — Er sagte, Fräulein von Witzleben habe auch zu Ohnmachten geneigt. Es sei das fast immer so bei der Bleichsucht.

*Wendla.* Hat er gesagt, Mutter, daß ich die Bleichsucht habe?

*Frau Bergmann.* Du sollest Milch trinken und Fleisch und Gemüse essen, wenn der Appetit zurückgekehrt sei.

*Wendla.* O Mutter, Mutter, ich glaube, ich habe nicht die Bleichsucht...

*Frau Bergmann.* Du hast die Bleichsucht, Kind. Sei ruhig, Wendla, sei ruhig; du hast die Bleichsucht.

*Wendla.* Nein, Mutter, nein! Ich weiß es. Ich fühle es. Ich habe nicht die Bleichsucht. Ich habe die Wassersucht...

*Frau Bergmann.* Du hast die Bleichsucht. Er hat es ja gesagt, daß du die Bleichsucht hast. Beruhige dich, Mädchen. Es wird besser werden.

*Wendla.* Es wird nicht besser werden. Ich habe die Wassersucht. Ich muß sterben, Mutter. — O Mutter, ich muß sterben!

*Frau Bergmann.* Du mußt nicht sterben, Kind! Du mußt nicht sterben... Barmherziger Himmel, du mußt nicht sterben!

*Wendla.* Aber warum weinst du dann so jammervoll?

*Frau Bergmann.* Du mußt nicht sterben — Kind! Du hast nicht die Wassersucht. Du hast ein Kind, Mädchen! Du hast ein Kind! — Oh, warum hast du mir das getan!



*Wendla.* — Ich habe dir nichts getan —

*Frau Bergmann.* O leugne doch nicht, Wendla! — Ich weiß alles. Sieh, ich hätt' es nicht vermocht, dir ein Wort zu sagen. — Wendla, meine Wendla . . .!

*Wendla.* Aber das ist ja nicht möglich, Mutter. Ich bin ja doch nicht verheiratet . . .!

*Frau Bergmann.* Großer, gewaltiger Gott —, das ist's ja, daß du nicht verheiratet bist! Das ist ja das Fürchterliche! — Wendla, Wendla, Wendla, was hast du getan!!

*Wendla.* Ich weiß es, weiß Gott, nicht mehr! Wir lagen im Heu . . . Ich habe keinen Menschen auf dieser Welt geliebt als nur dich, dich, Mutter.

*Frau Bergmann.* Mein Herzblatt —

*Wendla.* O Mutter, warum hast du mir nicht alles gesagt!

*Frau Bergmann.* Kind, Kind, laß uns einander das Herz nicht noch schwerer machen! Fasse dich! Verzweifle mir nicht, mein Kind! Einem vierzehnjährigen Mädchen das sagen! Sieh, ich wäre eher darauf gefaßt gewesen, daß die Sonne erlischt. Ich habe an dir nicht anders getan, als meine liebe gute Mutter an mir getan hat. — O laß uns auf den lieben Gott vertrauen, Wendla; laß uns auf Barmherzigkeit hoffen und das Unsrige tun! Sieh, noch ist ja nichts geschehen, Kind. Und wenn nur wir jetzt nicht kleinmütig werden, dann wird uns auch der liebe Gott nicht verlassen. — Sei m u t i g, Wendla, sei m u t i g! — — So sitzt man einmal am Fenster und legt die Hände in den Schoß, weil sich doch noch alles zum Guten gewandt, und da bricht's dann herein, daß einem gleich das Herz bersten möchte . . . Wa — was zitterst du?

*Wendla.* Es hat jemand geklopft.

*Frau Bergmann.* Ich habe nichts gehört, liebes Herz. — *Geht an die Thür und öffnet.*

*Wendla.* Ach, ich hörte es ganz deutlich. — — Wer ist draußen?

*Frau Bergmann.* — Niemand — — Schmidts Mutter aus der Gartenstraße. — — — Sie kommen eben recht, Mutter Schmidtin.

---

## SECHSTE SZENE

*Winzer und Winzerinnen im Weinberg. — Im Westen sinkt die Sonne hinter die Berggipfel. Helles Glockengeläute vom Tal herauf. — Hänschen Rilow und Ernst Röbel im höchstgelegenen Rebstück sich unter den überhängenden Felsen im welkenden Grase wälzend.*

*Ernst.* — Ich habe mich überarbeitet.

*Hänschen.* Laß uns nicht traurig sein! — Schade um die Minuten.

*Ernst.* Man sieht sie hängen und kann nicht mehr — und morgen sind sie gekeltert.

*Hänschen.* Ermüdung ist mir so unerträglich, wie mirs der Hunger ist.

*Ernst.* Ach, ich kann nicht mehr.

*Hänschen.* Diese leuchtende Muskateller noch!

*Ernst.* Ich bringe die Elastizität nicht mehr auf.

*Hänschen.* Wenn ich die Ranke beuge, baumelt sie uns von Mund zu Mund. Keiner braucht sich zu rühren. Wir beißen die Beeren ab und lassen den Kamm zum Stock zurückschnellen.

*Ernst.* Kaum entschließt man sich, und siehe, so

dämmt auch schon die dahingeschwundene Kraft wieder auf.

*Hänschen.* Dazu das flammende Firmament — und die Abendglocken — Ich verspreche mir wenig mehr von der Zukunft.

*Ernst.* Ich sehe mich manchmal schon als hochwürdigen Pfarrer — ein gemüthvolles Hausmütterchen, eine reichhaltige Bibliothek und Aemter und Würden in allen Kreisen. Sechs Tage hat man, um nachzudenken, und am siebenten tut man den Mund auf. Beim Spazierengehen reichen einem Schüler und Schülerinnen die Hand, und wenn man nach Hause kommt, dampft der Kaffee, der Topfkuchen wird aufgetragen, und durch die Gartentür bringen die Mädchen Aepfel herein. — Kannst du dir etwas Schöneres denken?

*Hänschen.* Ich denke mir halbgeschlossene Wimpern, halbgeöffnete Lippen und türkische Draperien. — Ich glaube nicht an das Pathos. Sieh, unsere Alten zeigen uns lange Gesichter, um ihre Dummheiten zu bemänteln. Untereinander nennen sie sich Schafsköpfe wie wir. Ich kenne das. — Wenn ich Millionär bin, werde ich dem lieben Gott ein Denkmal setzen. — Denke dir die Zukunft als Milchsette mit Zucker und Zimt. Der eine wirft sie um und heult, der andere rührt alles durcheinander und schwitzt. Warum nicht abschöpfen? — Oder glaubst du nicht, daß es sich lernen ließe.

*Ernst.* — Schöpfen wir ab!

*Hänschen.* Was bleibt, fressen die Hühner. — Ich habe meinen Kopf nun schon aus so mancher Schlinge gezogen . . .

*Ernst.* Schöpfen wir ab, Hänschen! — Warum lachst du?

*Hänschen.* Fängst du schon wieder an?

*Ernst.* Einer muß ja doch anfangen.

*Hänschen.* Wenn wir in dreißig Jahren an einen Abend wie heute zurückdenken, erscheint er uns vielleicht unsagbar schön!

*Ernst.* Und wie macht sich jetzt alles so ganz von selbst!

*Hänschen.* Warum also nicht!

*Ernst.* Ist man zufällig allein — dann weint man vielleicht gar.

*Hänschen.* Laß uns nicht traurig sein! — *Er küßt ihn auf den Mund.*

*Ernst küßt ihn.* Ich ging von Hause fort mit dem Gedanken, dich nur eben zu sprechen und wieder umzukehren.

*Hänschen.* Ich erwartete dich. — Die Tugend kleidet nicht schlecht, aber es gehören imposante Figuren hinein.

*Ernst.* Uns schlottert sie noch um die Glieder. — Ich wäre nicht ruhig geworden, wenn ich dich nicht getroffen hätte. — Ich liebe dich, Hänschen, wie ich nie eine Seele geliebt habe...

*Hänschen.* Laß uns nicht traurig sein! — Wenn wir in dreißig Jahren zurückdenken, spotten wir ja vielleicht! — Und jetzt ist alles so schön! Die Berge glühen; die Trauben hängen uns in den Mund und der Abendwind streicht an den Felsen hin wie ein spielendes Schmeichelkätzchen....

---

## SIEBENTE SZENE

*Helle Novembernacht. An Busch und Bäumen raschelt das dürre Laub. Zerrissene Wolken jagen unter dem Mond hin. — Melchior klettert über die Kirchhofmauer.*

*Melchior auf der Innenseite herabspringend.* Hierher folgt mir die Meute nicht. — Derweil sie Bordelle absuchen, kann ich aufatmen und mir sagen, wie weit ich bin . . .

Der Rock in Fetzen, die Taschen leer — vor dem Harmlosesten bin ich nicht sicher. — Tagsüber muß ich im Walde weiter zu kommen suchen . . .

Ein Kreuz habe ich niedergestampft. — Die Blümchen wären heut' noch erfroren! — Ringsum ist die Erde kahl . . .

Im Totenreich! —

Aus der Dachluke zu klettern war so schwer nicht wie dieser Weg! — Darauf nur war ich nicht gefaßt gewesen . . .

Ich hänge über dem Abgrund — alles versunken, verschwunden. — O wär' ich dort geblieben!

Warum sie um meinetwillen! — Warum nicht der Verschuldete! — Unfaßbare Vorsicht! — Ich hätte Steine geklopft und gehungert . . .!

Was hält mich noch aufrecht? — Verbrechen folgt auf Verbrechen. Ich bin dem Morast überantwortet. Nicht so viel Kraft mehr, um abzuschließen . . .

Ich war nicht schlecht! — Ich war nicht schlecht! — Ich war nicht schlecht . . .

— So neiderfüllt ist noch kein Sterblicher über Gräber gewandelt. — Pah — ich brächte ja den Mut nicht

auf! — O, wenn mich Wahnsinn umfinge — in dieser Nacht noch!

Ich muß drüben unter den letzten suchen! — Der Wind pfeift auf jedem Stein aus einer anderen Tonart — eine beklemmende Symphonie! — Die morschen Kränze reißen entzwei und baumeln an ihren langen Fäden stückweise um die Marmorkreuze — ein Wald von Vogelscheuchen! — Vogelscheuchen auf allen Gräbern, eine greulicher als die andere — haushohe, vor denen die Teufel Reißaus nehmen. — Die goldenen Lettern blinken so kalt . . . Die Trauerweide ächzt auf und fährt mit Riesenfingern über die Inschrift . . . Ein betendes Engelskind — eine Tafel —

Eine Wolke wirft ihren Schatten herab. — Wie das hastet und heult! — Wie ein Heereszug jagt es im Osten empor. — Kein Stern am Himmel — Immergrün um das Gärtlein? — Immergrün? — — Mädchen . . .



Und ich bin ihr Mörder. — Ich bin ihr Mörder! — Mir bleibt die Verzweiflung. — Ich darf nicht weinen. — Fort von hier! — Fort —

*Moritz Stiefel*, seinen Kopf unter dem Arm, stapft über die Gräber her. Einen Augenblick, *Melchior*! Die Gelegenheit wiederholt sich so bald nicht. Du ahnst nicht, was mit Ort und Stunde zusammenhängt . . .

*Melchior*. Wo kommst du her?!

*Moritz*. Von drüben — von der Mauer her. Du hast mein Kreuz umgeworfen. Ich liege an der Mauer. — Gib mir die Hand, *Melchior* . . .

*Melchior*. Du bist nicht *Moritz Stiefel*!

*Moritz*. Gib mir die Hand. Ich bin überzeugt, du wirst mir Dank wissen. So leicht wird's dir nicht mehr! Es ist ein seltsam glückliches Zusammentreffen. — Ich bin extra heraufgekommen . . .

*Melchior*. Schläfst du denn nicht?

*Moritz*. Nicht was ihr schlafen nennt. — Wir sitzen auf Kirchtürmen, auf hohen Dachgiebeln — wo immer wir wollen . . .

*Melchior*. Ruhelos?

*Moritz*. Vergnügungshalber. — Wir streifen um Maibäume, um einsame Waldkapellen. Ueber Volksversammlungen schweben wir hin, über Unglücksstätten, Gärten, Festplätze. — In den Wohnhäusern kauern wir im Kamin und hinter den Bettvorhängen. — Gib mir die Hand. — Wir verkehren nicht untereinander, aber wir sehen und hören alles, was in der Welt vor sich geht. Wir wissen, daß alles Dummheit ist, was die Menschen tun und erstreben, und lachen darüber.

*Melchior*. Was hilft das?

*Moritz*. Was braucht es zu helfen? — Wir sind für nichts mehr erreichbar, nicht für Gutes noch Schlechtes. Wir stehen hoch, hoch über dem Irdischen — jeder für sich allein. Wir verkehren nicht mitein-



ander, weil uns das zu langweilig ist. Keiner von uns hegt noch etwas, das ihm abhanden kommen könnte. Ueber Jammer oder Jubel sind wir gleich unermeßlich erhaben. Wir sind mit uns zufrieden und das ist alles! — Die Lebenden verachten wir unsagbar, kaum daß wir sie bemitleiden. Sie erheitern uns mit ihrem Getue, weil sie als Lebende tatsächlich nicht zu bemitleiden sind. Wir lächeln bei ihren Tragödien — jeder für sich — und stellen unsere Betrachtungen an. — Gib mir die Hand! Wenn du mir die Hand gibst, fällt du um vor Lachen über dem Empfinden, mit dem du mir die Hand gibst . . .

*Melchior.* Ekelt dich das nicht an?

*Moritz.* Dazu stehen wir zu hoch. Wir lächeln! — An meinem Begräbnis war ich unter den Leidtragenden. Ich habe mich recht gut unterhalten. Das ist Erhabenheit, Melchior! Ich habe geheult wie keiner, und schlich zur Mauer, um mir vor Lachen den Bauch zu halten. Unsere unnahbare Erhabenheit ist tatsächlich der einzige Gesichtspunkt, unter dem der Quark sich verdauen läßt . . . Auch über mich will man gelacht haben, eh ich mich aufschwang!

*Melchior.* Mich lüstet's nicht, über mich zu lachen.

*Moritz.* . . . Die Lebenden sind als solche wahrhaftig nicht zu bemitleiden! — Ich gestehe, ich hätte es auch nie gedacht. Und jetzt ist es mir unfäßbar, wie man so naiv sein kann. Jetzt durchschaue ich den Trug so klar, daß auch nicht ein Wölkchen bleibt. — Wie magst du nur zaudern, Melchior! Gib mir die Hand! Im Halsumdrehen stehst du himmelhoch über dir. — Dein Leben ist Unterlassungssünde . . .

*Melchior.* — Könnt ihr vergessen?

*Moritz.* Wir können alles. Gib mir die Hand! Wir

können die Jugend bedauern, wie sie ihre Bangigkeit für Idealismus hält, und das Alter, wie ihm vor stoischer Ueberlegenheit das Herz brechen will. Wir sehen den Kaiser vor Gassenhauern und den Lazzaroni vor der jüngsten Posaune beben. Wir ignorieren die Maske des Komödianten und sehen den Dichter im Dunkeln die Maske vornehmen. Wir erblicken den Zufriedenen in seiner Bettelhaftigkeit, im Mühseligen und Beladenen den Kapitalisten. Wir beobachten Verliebte und sehen sie voreinander erröten, ahnend, daß sie betrogene Betrüger sind. Eltern sehen wir Kinder in die Welt setzen, um ihnen zurufen zu können: Wie glücklich ihr seid, solche Eltern zu haben! — und sehen die Kinder hingehn und desgleichen tun. Wir können die Unschuld in ihren einsamen Liebesnöten, die Fünf-groschendirne über der Lektüre Schillers belauschen . . . Gott und den Teufel sehen wir sich voreinander blamieren und hegen in uns das durch nichts zu erschütternde Bewußtsein, daß beide betrunken sind . . . Eine Ruhe, eine Zufriedenheit, Melchior —! Du brauchst mir nur den kleinen Finger zu reichen. — Schneeweiß kannst du werden, eh sich dir der Augenblick wieder so günstig zeigt!

*Melchior.* — Wenn ich einschlage, Moritz, so geschieht es aus Selbstverachtung. — Ich sehe mich geächtet. Was mir Mut verlieh, liegt im Grabe. Edler Regungen vermag ich mich nicht mehr für würdig zu halten — und erblicke nichts, nichts, das sich mir auf meinem Niedergang noch entgegenstellen sollte. — Ich bin mir die verabscheuungswürdigste Kreatur des Weltalls . . .

*Moritz.* Was zauderst du . . . ?

*Ein ver mum mter Herr tritt auf.*

*Der vermummte Herr zu Melchior.* Du bebst ja vor Hunger. Du bist gar nicht befähigt, zu urtheilen. — *Zu Moritz.* Gehen Sie.

*Melchior.* Wer sind Sie?

*Der vermummte Herr.* Das wird sich weisen. —

*Zu Moritz.* Verschwinden Sie! — Was haben Sie hier zu tun! — Warum haben Sie denn den Kopf nicht auf?

*Moritz.* Ich habe mich erschossen.

*Der vermummte Herr.* Dann bleiben Sie doch, wo Sie hingehören. Dann sind Sie ja vorbei! Belästigen Sie uns hier nicht mit Ihrem Grabgestank. Unbegreiflich — sehen Sie doch nur Ihre Finger an. Pfui Teufel noch mal! Das zerbröckelt schon.

*Moritz.* Schicken Sie mich bitte nicht fort . . .

*Melchior.* Wer sind Sie, mein Herr??

*Moritz.* Schicken Sie mich nicht fort! Ich bitte Sie. Lassen Sie mich hier noch ein Weilchen teilnehmen; ich will Ihnen in nichts entgegensetzen. — — Es ist unten so schaurig.

*Der vermummte Herr.* Warum prahlen Sie denn dann mit Erhabenheit?! — Sie wissen doch, daß das Humbug ist — saure Trauben! Warum lügen Sie geflissentlich, Sie — Hirngespinnst! — — Wenn Ihnen eine so schätzenswerte Wohltat damit geschieht, so bleiben Sie meinetwegen. Aber hüten Sie sich vor Windbeuteleien, lieber Freund — und lassen Sie mir bitte Ihre Leichenhand aus dem Spiel!

*Melchior.* Sagen Sie mir endlich, wer Sie sind, oder nicht?!

*Der vermummte Herr.* Nein. — Ich mache dir den Vorschlag, dich mir anzuvertrauen. Ich würde fürs erste für dein Fortkommen sorgen.

*Melchior.* Sie sind — mein Vater?!

*Der vermummte Herr.* Würdest du deinen Herrn Vater nicht an der Stimme erkennen?

*Melchior.* Nein.

*Der vermummte Herr.* — Dein Herr Vater sucht Trost zur Stunde in den kräftigen Armen deiner Mutter. — Ich erschließe dir die Welt. Deine momentane Fassungslosigkeit entspringt deiner miserablen Lage. Mit einem warmen Abendessen im Leib spottest du ihrer.

*Melchior für sich.* Es kann nur einer der Teufel sein! — *Laut.* Nach dem, was ich verschuldet, kann mir ein warmes Abendessen meine Ruhe nicht wiedergeben!

*Der vermummte Herr.* Es kommt auf das Abendessen an! — So viel kann ich dir sagen, daß die Kleine vorzüglich geboren hätte. Sie war musterhaft gebaut. Sie ist lediglich den Abortivmitteln der Mutter Schmidtin erlegen. — — Ich führe dich unter Menschen. Ich gebe dir Gelegenheit, deinen Horizont in der fabelhaftesten Weise zu erweitern. Ich mache dich ausnahmslos mit allem bekannt, was die Welt Interessantes bietet.

*Melchior.* Wer sind Sie? Wer sind Sie? — Ich kann mich einem Menschen nicht anvertrauen, den ich nicht kenne.

*Der vermummte Herr.* Du lernst mich nicht kennen, ohne dich mir anzuvertrauen.

*Melchior.* Glauben Sie?

*Der vermummte Herr.* Tatsache! — Uebrigens bleibt dir ja keine Wahl.

*Melchior.* Ich kann jeden Moment meinem Freunde hier die Hand reichen.

*Der vermummte Herr.* Dein Freund ist ein

Scharlatan. Es lächelt keiner, der noch einen Pfennig in bar besitzt. Der erhabene Humorist ist das erbärmlichste, bedauernswerteste Geschöpf der Schöpfung! *Melchior*. Sei der Humorist, was er sei; Sie sagen mir, wer Sie sind, oder ich reiche dem Humoristen die Hand!

*Der ver mum m t e Herr.* — Nun?!

*Moritz*. Er hat recht, Melchior. Ich habe bramarbasiert. Laß dich von ihm traktieren und nütz ihn aus. Mag er noch so ver mum m t sein — er ist es wenigstens!

*Melchior*. Glauben Sie an Gott?

*Der ver mum m t e Herr.* Je nach Umständen.

*Melchior*. Wollen Sie mir sagen, wer das Pulver erfunden hat?

*Der ver mum m t e Herr.* Berthold Schwarz — alias Konstantin Anklitzen — um 1330 Franziskanermonch zu Freiburg im Breisgau.

*Moritz*. Was gäbe ich darum, wenn er es hätte bleiben lassen!

*Der ver mum m t e Herr.* Sie würden sich eben erhängt haben!

*Melchior*. Wie denken Sie über Moral?

*Der ver mum m t e Herr.* Kerl — bin ich dein Schulknabe?!

*Melchior*. Weiß ich, was Sie sind!!

*Moritz*. Streitet nicht! — Bitte, streitet nicht. Was kommt dabei heraus! — Wozu sitzen wir, zwei Lebendige und ein Toter, nachts um zwei Uhr hier auf dem Kirchhof beisammen, wenn wir streiten wollen wie Saufbrüder! — Es soll mir ein Vergnügen sein, der Verhandlung mit beiwohnen zu dürfen. — Wenn ihr streiten wollt, nehme ich meinen Kopf unter den Arm und gehe.

*Melchior.* Du bist immer noch derselbe Angstmeier!  
*Der vermummte Herr.* Das Gespenst hat nicht unrecht. Man soll seine Würde nicht außer acht lassen. — Unter Moral verstehe ich das reelle Produkt zweier imaginärer Größen. Die imaginären Größen sind Sollen und Wollen. Das Produkt heißt Moral und läßt sich in seiner Realität nicht leugnen.

*Moritz.* Hätten Sie mir das doch vorher gesagt! — Meine Moral hat mich in den Tod gejagt. Um meiner lieben Eltern willen griff ich zum Mordgewehr. „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest.“ An mir hat sich die Schrift phänomenal blamiert.

*Der vermummte Herr.* Geben Sie sich keinen Illusionen hin, lieber Freund! Ihre lieben Eltern wären so wenig daran gestorben wie Sie. Rigoros beurteilt würden sie ja lediglich aus gesundheitlichem Bedürfnis getobt und gewettert haben.

*Melchior.* Das mag soweit ganz richtig sein. — Ich kann Ihnen aber mit Bestimmtheit sagen, mein Herr, daß, wenn ich Moritz vorhin ohne weiteres die Hand gereicht hätte, einzig und allein meine Moral die Schuld trüge.

*Der vermummte Herr.* Dafür bist du eben nicht Moritz!

*Moritz.* Ich glaube doch nicht, daß der Unterschied so wesentlich ist — zum mindesten nicht so zwingend, daß Sie nicht auch mir zufällig hätten begegnen dürfen, verehrter Unbekannter, als ich damals, das Pistol in der Tasche, durch die Erlenpflanzungen trabte.

*Der vermummte Herr.* Erinnern Sie sich meiner denn nicht? Sie standen doch wahrlich auch im letzten Augenblick noch zwischen Tod und Leben.



Uebrigens ist hier meines Erachtens doch wohl nicht ganz der Ort, eine so tiefgreifende Debatte in die Länge zu ziehen.

*Moritz.* Gewiß, es wird kühl, meine Herren! — Man hat mir zwar meinen Sonntagsanzug angezogen, aber ich trage weder Hemd noch Unterhosen.

*Melchior.* Leb wohl, lieber Moritz. Wo dieser Mensch mich hinführt, weiß ich nicht. Aber er ist ein Mensch . . .

*Moritz.* Laß michs nicht entgelten, Melchior, daß ich dich umzubringen suchte! Es war alte Anhänglichkeit. — Zeitlebens wollte ich nur klagen und jammern dürfen, wenn ich dich nun noch einmal hinausbegleiten könnte!

*Der verummte Herr.* Schließlich hat jeder sein Teil — Sie das beruhigende Bewußtsein, nichts zu haben — du den enervierenden Zweifel an allem. — Leben Sie wohl.

*Melchior.* Leb wohl, Moritz! Nimm meinen herzlichen Dank dafür, daß du mir noch erschienen. Wie manchen frohen ungetrübten Tag wir nicht miteinander verlebt haben in den vierzehn Jahren! Ich verspreche dir, Moritz, mag nun werden was will, mag ich in den kommenden Jahren zehnmal ein anderer werden, mag es aufwärts oder abwärts mit mir gehn, dich werde ich nie vergessen . . .

*Moritz.* Dank, dank, Geliebter.

*Melchior.* . . . und wenn ich einmal ein alter Mann in grauen Haaren bin, dann stehst gerade du mir vielleicht wieder näher als alle Mitlebenden.

*Moritz.* Ich danke dir. — Glück auf den Weg, meine Herren! — Lassen Sie sich nicht länger aufhalten.

*Der verummte Herr.* Komm, Kind! — *Er legt*



*seinen Arm in denjenigen Melchiors und entfernt sich mit ihm über die Gräber hin.*

*M o r i t z allein.* — Da sitze ich nun mit meinem Kopf im Arm. — — Der Mond verhüllt sein Gesicht, entschleiert sich wieder und sieht um kein Haar gescheiter aus. — — So kehre ich denn zu meinem Plätzchen zurück, richte mein Kreuz auf, das mir der Tollkopf so rücksichtslos niedergestampft, und wenn alles in Ordnung, leg' ich mich wieder auf den Rücken, wärme mich an der Verwesung und lächle . . .

---



---

## INHALT

### Gedichte

|                                                       |    |
|-------------------------------------------------------|----|
| <i>Galathea</i> . . . . .                             | 3  |
| <i>In usum Delphini</i> . . . . .                     | 4  |
| <i>Liebesantrag</i> . . . . .                         | 5  |
| <i>Ilse</i> . . . . .                                 | 6  |
| <i>Wendla</i> . . . . .                               | 7  |
| <i>Weltweisheit</i> . . . . .                         | 8  |
| <i>Der Gefangene</i> . . . . .                        | 11 |
| <i>Stallknecht und Viehmagd</i> . . . . .             | 12 |
| <i>Die Wetterfahne</i> . . . . .                      | 14 |
| <i>Konfession</i> . . . . .                           | 15 |
| <i>Der Taler</i> . . . . .                            | 18 |
| <i>Der Anarchist</i> . . . . .                        | 20 |
| <i>Mein Lieschen</i> . . . . .                        | 21 |
| <i>Morgenstimmung</i> . . . . .                       | 22 |
| <i>Gott und Welt</i> . . . . .                        | 23 |
| <i>Brigitte B.</i> . . . . .                          | 24 |
| <i>An eine grausame Geliebte</i> . . . . .            | 26 |
| <i>An Berta Maria, Typus Gräfin Potocka</i> . . . . . | 27 |
| <i>Unterm Apfelbaum</i> . . . . .                     | 28 |
| <i>Das arme Mädchen</i> . . . . .                     | 30 |
| <i>Selbstzersetzung</i> . . . . .                     | 34 |
| <i>Enttäuschung</i> . . . . .                         | 35 |
| <i>Franziskas Abendlied</i> . . . . .                 | 37 |
| <i>Bajazzo</i> . . . . .                              | 39 |
| <i>Sehnsucht</i> . . . . .                            | 40 |
| <i>Christine</i> . . . . .                            | 41 |

|                                                   |         |
|---------------------------------------------------|---------|
| <i>Das Lied vom armen Kind</i> . . . . .          | 43      |
| <i>Tiefer Friede</i> . . . . .                    | 47      |
| <i>Die Hunde</i> . . . . .                        | 48      |
| <i>Autodafé</i> . . . . .                         | 50      |
| <i>Lulu</i> . . . . .                             | 51      |
| <i>Pirschgang</i> . . . . .                       | 52      |
| <i>Die sieben Heller</i> . . . . .                | 53      |
| <i>Der Tantenmörder</i> . . . . .                 | 55      |
| <i>Auf dem Faulbett</i> . . . . .                 | 56      |
| <i>Trost</i> . . . . .                            | 57      |
| <i>Am Scheidewege</i> . . . . .                   | 58      |
| <i>Meningitis tuberculosa</i> . . . . .           | 59      |
| <i>Vergänglichkeit</i> . . . . .                  | 61      |
| <i>Aufschrei</i> . . . . .                        | 63      |
| <i>Das Goldstück</i> . . . . .                    | 64      |
| <i>Perversität</i> . . . . .                      | 66      |
| <i>Erdgeist</i> . . . . .                         | 67      |
| <i>Minona</i> . . . . .                           | 68      |
| <i>Das tote Meer</i> . . . . .                    | 69      |
| <i>Auf eigenen Füßen — Donnerwetter</i> . . . . . | 70      |
| <i>Schriftstellerhymne</i> . . . . .              | 72      |
| <i>Silvester</i> . . . . .                        | 74      |
| <i>Tingel-Tangel</i> . . . . .                    | 78      |
| <i>Grand Ecart</i> . . . . .                      | 81      |
| <i>Rückblick</i> . . . . .                        | 83      |
| <br>Prosa                                         |         |
| <i>Über Erotik</i> . . . . .                      | 87      |
| <i>Der Brand von Egliswyl</i> . . . . .           | 99      |
| <i>Rabbi Esra</i> . . . . .                       | 115     |
| <i>Der greise Freier</i> . . . . .                | 125     |
| <i>Mine-Haha</i> . . . . .                        | 149     |
| <br><i>Frühlings Erwachen</i> . . . . .           | <br>227 |

---

Dieses Werk wurde im Auftrage des Verlages Georg Müller  
in München von Mänicke & Jahn in Rudolstadt gedruckt.  
Satzanordnung von Hans Schreiber, Einband von Paul Renner.













832.91-W389a

33512

AUTHOR

Wedekind, F.

TITLE

Ausgewählte werke v.l.

DATE DUE

BORROWER'S NAME

|            |                 |
|------------|-----------------|
| AP 3       | A. H. F. Albert |
| AP 12      | u               |
| Oct 13 '35 | L. L. L.        |

aries

MBO

ite Werke



6069

832.91

33512

W389a

WITHDRAWN  
UNIV OF MOUNT UNION LIBRARY





O8-DHP-898